P. o. germ.

1736 1

Geiger

Yeiger

LYDIA

136 71 R

MSG. HERMANN GEIGER

LYDIA

EIN BILD AUS DER ZEIT DES KAISERS MARK AUREL

VERLAGSANSTALT VORM. G. J. MANZ
REGENSBURG
1890

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Betrieb Dillingen-Donau.

LYDIA

Vorrede zur zweiten Auflage.

Wie selig war's, in stiller Morgennacht auf einsamer Höhe das Leuchten der Gletscher zu betrachten! Gipfel um Gipfel fing an, das erste Frührot weiter zu tragen, tiefer liegende Spitzen harrten noch des belebenden Strahles, unten aber im weiten Talgrund wogten die Nebel und berührten rings den Fuß der Gebirge.

Ein ähnliches Schauspiel erschließt sich für das Auge des Glaubens, wenn es hineinblickt in den goldenen Morgen des Christentums und jene Riesenhäupter gewahrt, die vom Glanz der Erlösungssonne umflossen sind. Eine lebensfrische Luft weht von ihnen herüber auf unsern entlegenen Standpunkt, wir staunen über die felsigen Charaktere, welche über ihre Zeitgenossen emporragen, und meinen die blutigen Quellen rieseln zu hören, die aus ihrem Herzen niederfließen in den Strom des allgemeinen Martyrtums. Dieser Strom zieht sich durch drei Jahrhunderte und bildet die Grenzscheide der heidnischen und der christlichen Welt.

Einen derartigen Blick wollte auch der Verfasser dieser Blätter in jenes goldene Zeitalter werfen. Weil aber die Reihe der geschichtlichen Größen, die in jenen Abschnitt fallen, wie eine lange diaman-

tene Kette sich hinzieht, so hat er für seinen Zweck eine engere Perspektive gezogen, und jenen Zeitraum gewählt, in welchem der Kaiser Markus Aurelius regierte. Diese Periode umschließt gegen 20 Jahre (von 161—180 n. Chr.). Die hervorragendsten Lichtträger, welche in dieselbe fallen, sind der heilige Polykarpus von Smyrna, der Philosoph Justinus zu Rom, und der Glaubensbote und Bischof Pothinus im südlichen Gallien. Gerade die Martyrologien, welche dieser Männer erwähnen, sind unter allen auf uns gekommenen die sichersten und die Akten darüber am ausführlichsten. Der unermüdliche Irenäus ist das Verbindungsglied zwischen der Kirche des Morgen- und des Abendlandes. Auch Papst Soter in Rom, Dionysius von Korinth, und der gelehrte Athenagoras, welcher aus einem Anhänger der griechischen Philosophie ein Jünger Jesu geworden, fallen in die Zeit Mark Aurels.

Um nun all diese Zeugen des Glaubens, die in räumlicher Beziehung so weit voneinander getrennt sind, in einen einzigen Rahmen zu fügen, bedarf es für unsere Erzählung einer Persönlichkeit, deren Schicksale sich an die erwähnten geschichtlichen Größen anschließen, gleich dem Nebeltuche, welches die Tiefe des Tales bedeckt und allenthalben an den Fuß der Gebirge sich anlegt. Diese Persönlichkeit ist Lydia, eine morgenländische Sklavin.

Einige Schwierigkeit bot die Frage, in welche der zahlreichen Städte des damaligen Weltreiches

der Knotenpunkt der Erzählung gelegt werden solle. Rom, die Hauptstadt des unermeßlichen Kaiserreiches, wäre dafür allerdings am geeignetsten gewesen, und durfte keineswegs unerwähnt bleiben. Aber der Hauptsitz seiner Bildung und das Asyl der Weltweisheit befand sich auch damals weder in Rom noch in Italien, sondern in Griechenlands einstiger Hauptstadt — in Athen. Noch unter den Antoninen hat der kaiserliche Hof zu Rom die hellenische Bildung so hoch geschätzt, daß gerade von Griechenland her die besten Lehrer für die jungen Thronfolger und für die höheren Schulen berufen wurden. Alles, was auf feinere Bildung Anspruch machte, sprach griechisch, geradeso wie bei uns die französische Sprache sozusagen die zweite Muttersprache der höheren Welt ist. Mark Aurel selbst war ein Zögling der hellenischen Philosophie und schrieb seine „Maximen" griechisch. Herodes Atticus, Demonax, Athenagoras, Aristides, Pausanias, Lucian und andere hervorragende Schriftsteller finden wir in dieser Zeit in Athen. Für die Ausbreitung des Christentums wurde Griechenland als eben so wichtig angesehen, wie Italien: hier hatte die politische, dort die geistige Macht ihren Sitz; und ebendeshalb haben auch die beiden Fürsten unter den Aposteln gerade diese beiden Länder für ihre Missionstätigkeit gewählt — der mutige Petrus wagt sich in die Kaiserstadt, der gelehrte Paulus aber reist zu den Völkern grie-

chischer Zunge. Deshalb wurde zum Schauplatz der Erzählung Athen gewählt.

Einiges Interesse mag der hellenische Götterglaube bieten, wie er in den Bekenntnissen einer Heidin sich ausspricht. Es ist eine große Kluft zwischen dem römischen und dem griechischen Heidentum, und ungleich edler waren die religiösen Anschauungen der neuplatonischen Schule als der rohe Glaube, der sich bei den Römern kundgab. Die Forschungen der griechischen Weisen waren nicht fruchtlos gewesen. So verschieden auch ihre Systeme sich bildeten, darin waren sie doch alle einig, daß die sinnlichen Anschauungen, welche die damaligen Völker des Erdkreises von der Gottheit hatten, derselben unwürdig seien. Zudem hatten die griechischen Geheimlehren, welche hinaufreichten bis zur Urgeschichte des Volkes, den Glauben der Vorzeit bewahrt, und vielleicht sind es zunächst die Eleusinien gewesen, welche „jene Überreste einer vergangenen Weisheit retteten, die man mit Recht für eine göttliche Offenbarung halten mag".[1]) Aber auch abgesehen von jenen höchst wichtigen Geheimlehren, in welche fast jeder Gebildete eingeweiht war, floß in den meisten griechischen Städten noch eine andere Quelle, die imstande war, das niedere Heidentum von seinen Vorstellungen zu läutern und das Bild der Gottheit reiner darzustellen. Waren ja damals nicht nur auf Delos, Kos, Milet

---

[1]) Aristot. Met. XII. 8.

und andern Inselstädten israelitische Gemeinden, sondern das Judentum übte seine Religion auch im großen Korinth und der heilige Paulus trifft sogar in Athen eine Synagoge.[1]) Wer möchte deshalb in Abrede stellen, daß gerade die berühmtesten unter den hellenischen Denkern und die Lehrer des Volkes von dieser Quelle geschöpft haben?

Das alles nun: Philosophie, Mysterien, Judentum hatte zusammengewirkt, um der Riesenschlange des Heidentums, welche die römische Welt umgürtete, einen Knorpel um den andern abzuhauen, bis jenes „sonnengekleidete Weib" aus Davids Stamm hervortrat, welches der Schlange den Kopf zertreten.

Auch die bedeutendsten politischen Ereignisse, welche in die Regierung Mark Aurels fallen, sind nicht unberührt geblieben. Namentlich ist der Krieg gegen die Donauvölker, welcher für jeden Nachkommen der alten Germanen von Wichtigkeit ist, ausführlicher behandelt, wobei manche Sitten und Gebräuche unserer Altvordern nach den Mitteilungen des Tacitus erwähnt wurden.

Die Werke, welche bei Abfassung des Buches benützt wurden, sind in der Vorrede zur ersten Auflage angegeben. Für örtliche Zwecke leistete Stademanns Panorama von Athen und seiner Umgebung die besten Dienste. Bei den meisten Schilderungen aus dem schönen Hellas und aus Italien

---

[1]) Apostelgeschichte 17, 17.

traten jedoch dem Verfasser jene Landschaften wieder vor Augen, die er selbst auf einsamer Wanderung, nur begleitet vom süßen Frieden der Seele, zu besuchen das Glück hatte; und mit jugendlichen Empfindungen weilte er wieder auf den blutgetünchten Arenen, in welchen die Erdscholle zur kostbaren Reliquie wird. —

Wenige Monate sind es, seitdem Lydia das erste Mal die unsicheren Wege der Öffentlichkeit betrat. Sie ist auf ihren Wanderungen nirgendwo von einem Überfall bedroht gewesen; an vielen Orten wurde sie freundlich eingelassen, und genoß jene Schonung, die man ihrem Geschlechte zu erweisen pflegt. Manche hörten ihr zu und ließen sich beim friedlichen Schein der Abendkerzen von Marter und Krieg, von Haß und Verfolgung, von Hinopferung und Freundschaft erzählen. Weit entfernt, daß die dankenswerte Aufnahme, welche dem Buche in seiner ersten Fassung geworden, den Verfasser getäuscht hätte, war ihm dieselbe vielmehr eine Aufforderung, bei der Überarbeitung der neuen Auflage keine Mühe zu scheuen, um die früheren Mängel zu verbessern. Was Beruf und Pflicht an Muße übrigließen, wurde dieser Arbeit mit Ausdauer gewidmet. Wohlwollende Freunde haben einzelne Versehen aufgedeckt, und ihr Verdienst ist es, wenn manche Charaktere mehr dramatisiert sind und der Stoff durch Gliederung und Veräftung nach größerer Durchsichtigkeit strebte.

So möge das Buch unter dem Segen Gottes aufs neue in die Ferne wandern, um die weltbesiegenden Ideen zu verkünden, womit die Religion des Erlösers einst das hinsterbende Römerreich neu belebte! Erinnert ja die Gegenwart in mehr als einer Hinsicht an jene trostlose Vorzeit. Was Deutschland, wo die Religion der Offenbarung seit einem Jahrtausend Gemeingut des Volkes ist, seit der Verfolgung und dem Tode Winfrids nicht mehr gesehen, daß sich der heilige Glaube vor den Richterstuhl eines böswilligen Heidentums zu stellen hat, das zu schauen war unserm Jahrhundert aufbewahrt. „Befremdende Erscheinung," ruft Chateaubriand aus, „daß sich heute das Christentum verteidigen muß vor seinen eigenen Kindern, wie es sich einst verteidigt hat vor seinen Henkern, und daß die Apologetik vor den Heiden seine Verteidigungsrede vor den Christen geworden!"

München, im März 1857.

Zur dritten Auflage.

Für die neue Reise in die Ferne hat die griechische Tochter von mehreren Seiten Empfehlungsbriefe erhalten, von welchen sie einen ungesiegelt mitnimmt. Diesmal wünscht sie nämlich auch einige Städte des Nordens kennenzulernen, um wenigstens den Versuch zu machen, auch dort gemütreiche Genossen zu finden, veraltete Vorurteile zu besiegen und ein freundliches Andenken zurückzulassen. Der Brief ist aus der Feder eines Mannes, der durch den Umfang seines Wissens, durch den Reichtum seines Herzens und durch sein religiöses Bekenntnis im Norden allenthalben bekannt ist.

„Wenn auch der Verfasser" — schreibt Herr Geheimrat v. Schubert — „seiner Abstammung nach zunächst uns Bayern angehört, so wird doch sein Buch nicht für Bayern allein, sondern für das ganze deutsche Vaterland ein Segen werden. Es ist einer jener Sterne, deren Aufsteigen am Frühlingsmorgenhimmel das nahe Beginnen einer Blütenzeit im Garten Gottes auf Erden verkündet. Das ist kein wohlklingendes Gemächte der modernen Dichterscharen, dem die Wahrheit göttlicher Weihe und der Adel eines von Kräften der Ewig-

keit erfüllten Geistes fehlt, sondern das ist die Stimme eines Geweihten im Heiligtume seines Gottes, eine Sprache der Liebe zu dem Herrn, welche der Mensch nicht von andern Menschen und im Verkehr mit ihren Künsten, sondern im kindlich gläubigen Umgang mit seinem Gott im Gebet erlernt. Wie wahr bezeichnet der Schluß des Buches den Grundgedanken des ganzen Inhaltes! Dies ist das Urteil eines Mannes, der zwar durch Gottes Gnade ein katholischer Christ im alten Sinne des Wortes, obwohl nicht römisch-katholisch im Sinne der Zeit ist."

Nicht aus kleinlichen Gründen habe ich, wie sich sogleich zeigen wird, dies ehrende Urteil hier angeführt. Wenn ein Mann am Ende der achten Lebensdekade — auf der Höhe der Jakobsleiter — in die Räume der Seligen schaut, und von dieser Höhe herab das nahe Beginnen einer Blütenzeit im Garten Gottes auf Erden verkündet, so stimmt er damit eine Melodie der Sehnsucht an, die in der Tiefe jeder Menschenseele ihr Echo findet. Wer von uns glaubt nicht gern an einen solchen nahen Morgenhimmel, und wer möchte nicht alles aufbieten, jene unzähligen Wunden zu heilen, an denen das Vaterland seit mehr als drei Jahrhunderten blutet? Manche haben die Hoffnung auf solche Heilung aufgegeben. Aber die Geschichte belehrt sie gottlob eines andern und sagt ihnen, daß es Spaltungen gegeben, die spurlos verschwunden sind, tiefe Klüfte, die langsam ausgefüllt wurden, ja, daß einstens eine

Zeit gewesen, zu welcher „der Erdkreis sich wunderte, daß er arianisch geworden". Und wie merkwürdig ging damals, als die Periode des Heiles einmal gekommen war, diese Heilung bei allen Völkern vor sich? Um aus vielen Nationen nur eine anzuführen, wie rasch und wie gründlich fand diese Heilung auf dem Boden Spaniens bei den Westgoten statt? Nachdem die großen Fürsten dieses mächtigen Volkes das zerrissene Land politisch wieder geeinigt hatten, folgte die religiöse Einigung aller ihrer Untertanen; über der bluttriefenden Leiche eines erschlagenen Königssohnes boten die Getrennten ihre Hand der Kirche und zur politischen Größe gesellte sich die Einheit im Glauben.

Hier berühre ich einen Stoff, der sich vor allen andern eignet, in unserer Zeit beherziget zu werden. Dieser Stoff, der nicht weniger umfaßt, als die Wiedergeburt Spaniens im sechsten Jahrhundert, liegt mir warm in der Seele, und es läßt sich vielleicht an diese große Versöhnungsfeier einer urkräftigen Nation eine Erzählung knüpfen, die als Gegenbild zu der hier gebotenen erschiene und des dramatischen Reizes ungleich mehr bieten dürfte.

Daß ich dem Publikum für die Aufnahme dieses Buches neuerdings zu Dank verpflichtet bin, bedarf kaum der Erwähnung. Bei der wiederholten Durchsicht desselben war ich bemüht, die Mängel nach Kräften zu verbessern. Bald nach dem Erscheinen der zweiten Auflage teilte der Gremialdomherr und Stadtpfarrer Dr. Krol zu Tarnow dem Ver-

fasser den Wunsch mit, die Erzählung ins Polnische zu übertragen. „Ich bedauere," sagt der sehr geehrte Übersetzer, „daß in Polen die adlige Jugend und das schöne Geschlecht deutscher Literatur abhold ist und nur nach französischen und polnischen Büchern jagt. Ich nehme mir deshalb vor, mit Ihrer Bewilligung, um welche ich nachsuche, Lydia ins Polnische zu übersetzen."

Dieser Übertragung ist eine bischöfliche Gutheißung vorangedruckt. Da den meisten Erziehern die Zeit zur Durchsicht unterhaltender Lektüre gebricht, ihnen aber daran liegen muß, daß ihren Pflegebefohlenen nicht unpassende Bücher in die Hand gegeben werden, so teile ich hier die erwähnte Approbation mit:

Cum opusculum sub titulo *Lidia,* Obraz z czasów Cesarza rzymskiego, Marka Aureliusza, *Hermana Geigera* przełożona na polski jezyk przez *Ks. Michala Króla,* Doktora S. Teologii, Kanonika Tarnowskiego, C. k. Profesora publicznego Teologii przy Wszechnicy Lwowskiéj wysłużonego nil contra Orthodoxam Fidem et rectos mores contineat, hinc eidem legale Imprimatur apponitur. *Galecki,* E Consistorio Episcopali Tarnoviae die 3. Augusti 1857. *Paulus Pikulski,* Cancellarius.

„Da sich in dem Werkchen Lydia, ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel, ins Polnische übersetzt von Priester Michael Krol, Doktor der

heiligen Theologie, Kanonikus zu Tarnow, ehem. öffentl. Professor der Theologie an der Universität Lwow (Lemberg), nichts wider den orthodoxen Glauben und rechte Sitten vorfindet, wird demselben hiermit das gesetzliche Imprimatur erteilt. Aus dem bischöflichen Ordinariate Tarnow."
Schließlich die Bemerkung, daß diese neue Ausgabe mit einer dem Schluß des zweiten Kapitels entsprechenden Zeichnung bereichert ist, welche durch die hiesige Akademie der Künste besorgt wurde.

München, im März 1859.

H. Geiger.

Zur vierten Auflage.

Nach langer Zeit geht dieses Buch zum vierten Male in die Welt hinaus. Als ich in jungen Jahren an meine ersten Publikationen dachte, war es die damals schon in weiteren Kreisen genannte Schriftstellerin Isabella Braun, die mich veranlaßte, für die „Jugendblätter“ zu schreiben. Der Verleger dieser sehr verbreiteten und auch heute noch bestehenden Zeitschrift, Paul Scheitlin in St. Gallen, übernahm einige Jahre später den Druck der ersten Auflage meiner Lydia und freute sich, mir schon in kurzer Zeit anzukünden, daß er eine zweite — später eine dritte — Auflage dieses Buches veranstalten wolle. Aber Scheitlin starb und ein Teil seines Verlages ging an eine katholische Buchhandlung in Luzern über. So kam auch meine Lydia in fremde Hände, bis ein in der ganzen katholischen Lesewelt bekannter bayerischer Verleger, Herr Georg Joseph Manz in Regensburg, sich der Verlassenen annahm und dieselbe für seine Firma gewann.

Abgesehen von diesen mannigfachen Verlagswandlungen waren auch die letzten zwei Dezennien der Veranstaltung einer neuen Auflage in Deutsch-

land nicht günstig.[1]) Das wilde Roß des Kulturkampfes zerstampfte nicht allein den Boden der Kirche, sondern auch das Feld der katholischen Literatur. Erst jetzt, da der heillose Kampf zu Ende geht, eröffnen sich auch für die religiöse Lektüre bessere Chancen. Und so sende ich denn aufs neue dieses Büchlein hinaus mit der Bitte, ihm eine freundliche Aufnahme zu gewähren und etwaige Druckversehen mit dem Umstande zu entschuldigen, daß Arbeiten anderer Art mich abhielten, der Überarbeitung dieser Schrift, wie ich so sehr gewünscht hätte, mehr Zeit zu widmen.

München, den 22. März 1890.

H. Geiger.

---

[1]) Übersetzungen der „Lydia" erschienen im Italienischen (von G. Giudici) in Mailand bei Lombardi, 1860, im Französischen bei Casterman in Tournai, 1866, und im Englischen bei Richardson and Son in London, 1866.

Inhalt

	Seite
Vorrede zur zweiten Auflage	V
Zur dritten Auflage	XII
Zur vierten Auflage	XVII
Die jugendliche Gefangene	1
Das Erdbeben	17
Metella	33
Das Tirocinium	52
Die Nestnadel	65
Das Opfer im Zeustempel	79
Charakterskizzen aus dem Sklavenleben	89
Die Apologie des Justinus	99
Der Silberspiegel	110
Aus dem Feldlager	124
Athenagoras	140
Das Landhaus bei Eleusis	153
Der Töpfer und sein Kind	166
Eine Trauerkunde	178
Dionysius von Korinth	189
Die Bekehrung	200
Mark Aurel und sein Sieg über die Markomannen	213
Lydias Abschied	222
Der Triumphzug	234
„Ich suche meine Mutter“	246
Einsamkeit und heilige Stätten	262
Irenäus	270
Der Invalide	283
Heimkehr und Wiedersehen	290
Schluß	306

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die jugendliche Gefangene.

(165 n. Chr.)

Wirres Rufen, Lärmen und Drängen herrscht auf dem Marktplatze im alten Smyrna: hier schreit sich ein Sklavenaufseher heiser an den Vorzügen seiner käuflichen Gegenstände, dort schlägt ein anderer unbarmherzig auf arme Kinder, und das Ächzen und Wimmern der Unglücklichen vermischt sich mit den Fluchworten ihres Züchtigers. Jeder Feilgebotene trägt eine Tafel um den Hals, worauf seine Eigenschaften zu lesen sind. Manches Täfelchen hat die Aufschrift „Calligraphos“ oder „Paedagogos“, weil sein Träger für einen Hauslehrer oder Erzieher die nötigen Eigenschaften besitzt. Auf der oberen Seite des Marktes sind meist Afrikaner, beklagenswerte Geschöpfe aus dem heißen Lybien, von dunkler Hautfarbe und gekrausten Haaren; ihre Ohren sind durchbohrt und die Füße mittels Kalk weiß bestrichen — ein Zeichen, daß sie über das Meer gekommen. Neben ihnen, mit Stricken und Latten eingepfercht, befinden sich Negermädchen aus dem inneren Äthiopien, schwarz wie aus Ebenholz. Sie lassen sich auf einem bunten Teppiche nieder, kauern sich ängstlich

aneinander und empfangen Brot, Früchte und Wein als Mittagsmahl; aber wenige von ihnen nehmen davon, denn es geht unter ihnen die Rede, sie würden nur deshalb seit einiger Zeit so gut gehalten, damit sie fett würden, um den prassenden Römern einmal einen leckeren Tafelbissen abzugeben. Auf der unteren Seite des Marktes fällt das Auge auf ganze Herden von weißen Sklaven aus allen Gegenden der Welt. Unter ihnen nehmen die abgemagerten Isaurier, ehemalige Seeräuber auf dem Mittelländischen Meere, sich etwas kläglich aus; stolz hingegen stehen die stämmigen Kappadocier in Reih' und Glied, zwar leichtsinnig und treulos, wie das Täfelchen in scherzhafter Weise bemerkt, aber als Sänftenträger sehr brauchbar und so beliebt wie die kappadocischen Pferde.

Mitten durch diese Reihen schreitet an kauflustigen Römern und reichgeschmückten Griechen vorüber eine sittsam gekleidete Frau von edlem Wuchse, ihrem Anzuge nach eine Witwe aus den mittleren Ständen. Ihr forschender Blick weilt lange auf den jugendlichen Gestalten gefesselter Christen, aber sie scheint das, was sie sucht, nicht finden zu können und wandelt deshalb geradewegs durch die nächsten Gassen hinauf zu den öffentlichen Gefängnissen.

„Soll ich mich freuen, oder soll ich klagen" — so seufzt die Bekümmerte — „daß ich sie nicht unter ihnen fand? Ob sie jetzt, nach sechs Monaten, noch

im Kerker weilt? ob sie etwa für die nahen Volksfeste aufbewahrt wird? Barmherziger Gott! dulde nicht, daß mein Kind unter dem Hohngelächter und Beifallklatschen des Volkes von wilden Tieren zerrissen werde."

Von solchen Gedanken gequält erreicht Charitana die Schwelle des Gefängnisses. Zitternd pocht sie an und begehrt Einlaß. Sie teilt dem Gefängniswärter mit, daß sie eine Tochter habe, namens Seraphika, welche unmittelbar nach der Hinrichtung Polykarps gefangen gesetzt worden, und daß sie über das Schicksal derselben seit mehreren Monaten nichts mehr vernommen habe.

„Seraphika? — — die Tochter einer Purpurhändlerin?" brummte der Gefängniswärter, „eine von den christlichen Religionsverächtern, und erst siebzehn Jahre alt? Sehen kannst du sie in den nächsten Tagen. Da wird sie Hochzeit feiern mit einem jungen schöngezeichneten Panther, dem munterstten Äthiopier, den man finden kann."

Blaß wie eine Alabasterstatue und bebend vor Entsetzen stand Charitana vor dem rauhen Wärter, von dessen spottenden Lippen sie eben das wahrscheinliche Schicksal ihrer einzigen Tochter vernommen hatte.

„Du trägst einige Früchte mit dir, wie ich sehe?" fuhr dieser fort, „die will ich ihr vorsetzen bei dem öffentlichen Freimahle, das ihr vermutlich schon am nächsten Merkurstage gegeben wird."

„Harter Mann, wie du spotteſt!“ hob jetzt Charitana an, „hat dir nie der kalte Tod ein geliebtes Kind entriſſen, biſt du nie am Sterbelager eines teuren Menſchen geſtanden? Dann kannſt du auch nicht ahnen, welche Gefühle jetzt mein Inneres durchzucken. O, ich beſchwöre dich, nur dieſen einen Troſt gewähre mir, laß mich Seraphika noch ſprechen, ehevor ſie aus ihrem Kerker zum Freimahle tritt.“

„Wo iſt deine Börſe?“ fragte der Aufſeher, „iſt dieſe gut gefüllt, ſo kann ſich die Sache günſtig geſtalten.“

„Nein, ſtrenger Mann, Gold und Silber iſt mir nur kärglich zugemeſſen, aber die Geſetze Roms, welche den Verurteilten noch ein Gaſtmahl vor dem Tode gönnen, ſind nicht ſo ſtreng, daß ſie einer Mutter den Zutritt zu einem verurteilten Kinde verbieten würden. Böte ich dir aber auch mein weniges Geld hin, du würdeſt mit dieſem kaum dich zufrieden ſtellen. Doch ja, ich habe einen Schatz, einen geerbten großen Schatz, der geteilt werden kann zwiſchen dir und mir, ohne daß er ſich deshalb verminderte; von dieſem kann ich dir geben, was dein Herz verlangt, ſobald du mein Flehen berückſichtigt haſt.“

„Sonderbares Verſprechen,“ entgegnete jener, „wie hoch beläuft ſich der Wert dieſes Schatzes?“

— „Höher als der Erdkreis und wäre er eine durchſichtige Smaragdkugel.“

Jetzt erheiterte ſich das Geſicht des Wärters. „Jedenfalls eine große Übertreibung,“ ſprach er für ſich, „könnte aber doch ein hübſcher Smaragdring wer-

den;“ dann wandte er sich um, griff nach den Schlüsseln und gab der Fremden ein Zeichen, ihm zu folgen.

Sie schritten durch mehrere finstere Gänge. Kein Wort unterbrach die tiefe Stille, welche in diesen Gewölben herrschte, nur die Tritte der Füße schallten dumpf an den Mauern hin. Vor einer schmalen niederen Türe blieben sie stehen. Der Schlüssel wurde angesetzt, die Riegel zurückgeschoben, Charitana tritt ein und das Pförtchen schließt sich hinter ihrem Rücken.

O seliger Augenblick, wie ein süßerer in diesen Räumen des Kummers niemals empfunden wurde! Aber still — dort in der Ecke sitzt die junge Gefangene und ahnt nicht, wer in ihrer Nähe weilt. An der rechten Hand trägt sie eine leichte Fessel, auf die linke lehnt sie ihr Haupt und schlummert. Ach, vielleicht erfuhrst du schon, was dich in den nächsten Tagen erwartet; vielleicht ziehen dir eben jetzt düstere Bilder vor die mattgeweinten Augenlider; vielleicht träumst du von den rauchenden Spoliarien, in welche der Widerhaken des Henkers deine bluttriefende Leiche zieht! Doch nein, auf diesen Zügen malt sich nichts von Schrecken, dieses Antlitz spiegelt den Frieden eines gottergebenen frommen Gemütes. In ihrer gefesselten Rechten hält sie lässig einen Gürtel, über dessen Betrachtung sie wohl eingeschlummert ist. Sie senkt die Hand, der Gürtel entfällt ihren regungslosen Fingern. Darauf wendet sie träumerisch ihr Köpfchen hin zur Mauer, lächelt und spricht für sich die Worte:

„Ja — ja — unvergeßlicher Polykarpus, nicht auf Pergament, sondern auf edleren Stoff hab' ich all deine Worte geschrieben. — Polykarpus! werden wir dich wiedersehen? — Schon bald? — O, es wird noch lange währen. — ‚Bis dahin wollen wir unsere Hoffnung stets vor Augen haben und nie das Unterpfand unserer Gerechtigkeit verlieren.'"[1])

Noch stand Charitana stillschweigend an der Türe des Kerkers. Sie hatte ihre Früchte zu Boden gelegt und weilte mit gesenkten und verschlungenen Händen vor der träumenden Tochter. Als sie aber die Worte hörte: „o, es wird noch lange währen" — da wogte ein ganzes Meer von Tränen in ihrer Brust und sie vermochte dem Andrange derselben nicht länger zu widerstehen.

Endlich rief Charitana mit sanfter Stimme den Namen ihrer Tochter. — „Seraphika!" — tönte es noch einmal — „weißt du, wer hier ist?"

Das Mädchen hielt noch die Augen geschlossen und erwiderte bedächtig, als ob sie auf jedes Wort sich besinnen müßte: „Hier ist die Einsamkeit — der Friede und die göttliche Gnade."

— „Seraphika! — deine Mutter!"

— „Nein, nein, hier weilt nur die göttliche Gnade — die Charis — Charitana aber ist flüchtig gegangen."

Darauf ein Seufzer, sie wischt sich eine Zähre von der blassen Wange und heftet das Auge halbgeöffnet auf den Gürtel zu ihren Füßen.

---

[1]) Worte aus Polykarps Brief an die Philipper.

Plötzlich erblickte sie vor sich eine Gestalt, sie schrickt zusammen, aber blitzesschnell fährt sie empor, ein Schritt, ihre Kette klirrt und mit dem Rufe: „Allgütiger Gott!“ klammert sie ihren Arm um den Nacken ihrer Mutter.

„Träume ich, oder bist du es wirklich? Umschlinge ich meine Mutter, oder ist es ihr Engel, der mich heimsucht? Wunderbare Erscheinung bei verschlossener Türe in dieser Modergrube!“

„Ja, geliebtes Kind, ich bin es. Aus langer Flucht bin ich hierher zurückgekehrt. Das Leben ohne dich schien mir trauriger zu sein als der Tod. Sechs bange Monate irrte ich seit der letzten Verfolgung in den Gebirgen herum. Ich fand treue liebende Herzen — nur Eines mangelte mir, das deine. Nun bleibe ich hier, bis sich dein Los entscheiden wird. Fortwährend dachte ich an dich seit jenem Schreckenstage, an welchem die grausamsten Verbrechen begangen wurden, welche die Welt je geschaut! Als ich erfuhr, du seiest im Amphitheater gesehen worden, da ward mir bang um dich. Ich ahnte das Traurigste. Stunde um Stunde verstrich — ich irrte mich nicht — du warst gefangen genommen worden.“

„Ja, Mutter,“ entgegnete Seraphika, „ich bin gewürdigt worden, um unseres Erlösers willen Kerker und Bande zu leiden. Es war ein schrecklicher Tag, und doch ein Tag voll Segen. O, hättest du damals unsern unvergeßlichen Polykarpus gesehen! Hundert Jahre waren an seinen Zügen vorübergegangen, ohne ihnen etwas von der milden Klarheit und

Einfalt der Kindheit zu nehmen. Viele fürchteten, sein Alter werde ihn unfähig machen, mit jener Heldengröße und Seelenruhe von hinnen zu gehen, die sein tatenreiches frommes Leben hatte erwarten lassen. Aber wie unbegründet war diese Furcht! O Mutter, hättest du den Heiligen im Tode gesehen!"

„Ich hatte wenigstens das Glück, meine Tochter, daß ich unserm Bischofe noch kurz vor seinem Tode auf der Straße außerhalb der Stadt begegnete. Er fuhr damals in dem Wagen des Irenarchen Herodes, und Niketas saß neben ihm. Beide drangen in Polykarpus, den Kaiser ‚höchsten Herrn' zu nennen und ihm Weihrauch zu streuen. Nach einem heftigen Wortwechsel wurde der Greis aus dem Wagen gestürzt, so daß sein Angesicht blutete und er sich das Schienbein verletzte. Dies aber machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn, er schritt vielmehr freudig einher, als hätte er nichts gelitten. Damals sah ich ihn zum letztenmal in diesem Leben. ‚O, sein erhabenes Äußere, die ernste Würde, womit er ein und aus ging, die Heiligkeit seines Wandels sind meinem Gedächtnisse immer gegenwärtig. Es ist mir, als hörte ich ihn noch, wie er uns seine Unterredungen mit dem heiligen Johannes und den andern, die den Herrn gesehen, erzählte, und wie er uns von allem unterhielt, was sie ihm von ihren Lehren und Wundern mitgeteilt hatten.'"[1])

„Aber von seinem letzten Hintreten, teuerste Mutter, von seinen Abschiedsreden bist du doch nicht

[1]) Worte des heiligen Irenäus im Briefe an Florinus.

Zeuge gewesen. Du hast ihn nicht gesehen, wie er an den Leichen des jungen Germanicus und seiner Gefährten, die alle vor ihm gemartert wurden, vorüberging und vor Quadratus stehen blieb. Mit donnernder Stimme, die im ganzen Theater vernommen wurde, befahl ihm Statius Quadratus: ‚Schwöre bei der Fortuna des Kaisers, schmähe Christum und ich spreche dich frei. Schwöre und schmähe.' Die Zuschauer verstummten bei diesem Aufruf, alle drängten sich vor, Polykarpus aber entgegnete mit langsamer und feierlicher Stimme: ‚Schon sechsundachtzig Jahre diene ich ihm und er hat mir noch nie etwas zuleide getan, er hat mich im Gegenteil mit Gütern überhäuft. Wie sollte ich meinen König lästern können, der mich erlöst hat? Du drohst mit Feuer, das nur ein Weilchen brennt und dann erlischt: kennst du aber das künftige Gericht und jenes nie erlöschende Feuer, das von der ewigen Gerechtigkeit angezündet wird, die Gottlosen zu peinigen?'

Das Volk brannte vor Begierde, die richterliche Untersuchung so schnell als möglich beendigt zu sehen. Es hatte bereits Blut geschaut, und sich daraus neue Mordlust getrunken. Jetzt hörte man einen Ruf von einem der oberen Sitze des Theaters: ‚Bringt Holz herbei' und wie in tausendfachem Echo schrie alles Volk: ‚Bringt Holz herbei, wir wollen ihn brennen sehen.' Sogleich eilten viele in die benachbarten Bäder und Werkstätten, holten Bauholz und schichteten eine große Scheitermasse auf. Polykarp sah noch einmal mit einem segnenden Blick auf seine

treuen Anhänger, dann bückte er sich zur Erde, band seine Schuhriemen los, legte seinen Gürtel hinweg und sah nach dem Scheiterhaufen.

Quadratus gab ein Zeichen. Mutigen Schrittes arbeitete sich der Greis empor. Jetzt stand er oben und sein silberweißes Haar floß herab auf sein gelöstes faltenreiches Gewand. Während man ihm die Hände band, hob er sein greises Haupt gegen Himmel. So zeigte er sich — ein Bild voll seliger Ruhe, wie kein Künstler es erhabener zu ersinnen vermöchte. Als einer der Schergen ihn an den Pfahl anheften wollte, sagte er ihm sanft: ‚Diese Vorkehrung ist unnötig. Der mir Kraft gibt, das Feuer zu dulden, wird mir auch Kraft geben, unbewegt auf dem Scheiterhaufen zu bleiben.‘ Dann begann er sein Sterbegebet. ‚Allmächtiger Gott, Vater deines geliebten hochgepriesenen Sohnes, du Gott der Engel und der Kräfte, du Gott aller Geschöpfe! Ich danke dir, daß ich das Glück habe, an dem Kelche deines Gesalbten teilzunehmen. Nimm mich auf in die Zahl deiner Märtyrer, nimm mich hin als ein wohlgefälliges Opfer. Ich lobe dich für alles, preise und verherrliche dich durch den ewigen Hohenpriester Jesum Christum, mit welchem dir in dem heiligen Geiste sei Ehre jetzt und in Ewigkeit.‘

So mancher unter den anwesenden Gläubigen,“ fuhr Seraphika fort, „betete still mit ihm, als plötzlich eine helle Flamme in die Höhe schlug und Todesschweigen in der Versammlung erregte. Und siehe, welch ein Wunder! die hochlodernde Flamme

bog sich um den Heiligen herum, wie ein großes windgeschwelltes Segel. Ein dumpfer Laut des Entsetzens hallte durch die Reihen der Zuschauer, als sie das sichtbare Eingreifen Gottes in dies schreckliche Urteil gewahrten.

Vorn, auf dem erhöhten Podium, stand unter eigenem Zelte der Prokonsul. Er sah, daß Polykarp von dem Feuer unverletzt blieb, und winkte einem der umstehenden Henker. Alles harrte auf den neuen Befehl. Ein Augenblick, und der Konfektor sprang, einer losgelassenen Bestie gleich, auf den Holzstoß, zuckte seinen Arm gegen den Bischof und stieß einen blitzenden Dolch in die Brust desselben. Noch stand Polykarp regungslos, als er aber tiefer und tiefer atmete, rieselte sein dunkles Blut wie eine rote Schlange über sein helles Gewand und zischte in die Flammen hernieder. Endlich neigte er sich etwas, senkte sein Auge — und sein großes Herz war gebrochen. Er sank zusammen und das Feuer verzehrte seinen Leichnam.

Es war 2 Uhr nachmittags, am 25. April."

Hier schwieg Seraphika. Die heftigste Ergriffenheit wollte auf einige Minuten ihre Herrschaft bewahren. Sie bog ihr Haupt an den Hals ihrer Mutter und ihr dunkles Haar senkte sich wie ein Trauerflor auf ihr blasses Angesicht.

„Trösten wir uns," hob Charitana mit bewegter Stimme an, „Polykarpus hat die Krone des Lebens errungen. Er war ein unermüdlicher Kämpfer und die Sabbatruhe hat für ihn begonnen."

„Ja, ein Sabbat war's," fiel Seraphika ein, „an dem er starb, die abendländische Kirche feierte eben den großen Sabbat."[1])

Und der Möglichkeit gedenkend, daß Seraphika auch in wenigen Tagen zur ewigen Ruhe eingehen könnte, setzte Charitana die Worte hinzu: „Das Leben eines jeden Sterblichen ist ein Karfreitag voll Bitterkeit und Todesbangen. Ist die Marter vorüber, so findet der Leib seine Sabbatruhe im Grabe und harrt eines frohen triumphreichen Ostermorgens."

Seraphika fuhr fort: „Das blutige Ereignis war kaum vollendet, so schrie alles Volk: ‚Hoch der Justitia Roms! Langes und glückliches Leben dem Prokonsul! Das Volk klatschte Beifall, jubelte und lachte — aber wir weinten und schluchzten laut.

Mit gepreßter Brust hatte jeder von uns diesem Martertum zugesehen. Stehend vor dem Scheiterhaufen blickten wir in die glimmende Asche, auf die schwarzen verkohlten Gebeine unseres unersetzlichen Vaters. Das Volk zerstreute sich, wir blieben noch. Es war uns, als steige aus dieser heiligen Asche Polykarp wie ein Phönix empor und breite seine Flügel aus über uns, die vaterlosen, verwaisten Kinder. Schuhe, Stab und Gürtel des Heiligen lagen noch unberührt auf dem Boden. Wir eilten hinzu, diese kostbaren Andenken zu retten. Der Sandalen und des Stabes hatten sich einige bereits bemächtigt, als ich den Versuch machte, den Gürtel zu

[1]) Karsamstag.

erhaschen. Ich griff nach demselben. Aber im nämlichen Augenblick fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter, eine rauhe Stimme brüllte die Worte: ‚Seht, das ist die giftige Saat, die aus solchem Samen emporwuchert' — und im Nu war der Gürtel um meine Hände geschlungen. Ich wurde gebunden über die Arena geführt und in eine finstere Zelle des Amphitheaters gesetzt.

Dies nun, geliebte Mutter, ist der Gürtel, von dem ich sprach, dies sind die Flecken eines heiligen Blutes. O, nimm diesen Gürtel, teure Mutter, und bedecke ihn mit deinen Küssen."

Charitana nahm die Reliquie und drückte sie an ihre Lippen. Die Zähren, die sie dabei vergoß, waren nicht so sehr um Polykarpus geweint, als um eine so edle Tochter, die nichts zu ahnen schien von dem, was in wenigen Tagen mit ihr vorgehen sollte.

„Seraphika," fragte jetzt die Mutter, indem sie den Gürtel zurückgab, „wann werden wir uns wiedersehen?"

„Sobald er der Wille des himmlischen Herrn ist," erwiderte die Tochter, und anknüpfend an ihre vorige Rede fuhr sie fort: „Als ich aus dem Amphitheater in dieses Gefängnis geführt wurde, begegnete mir einer unserer Freunde, der Priester Irenäus, Polykarps liebster Schüler. Er erkannte mich, trat etwas näher und rief mir in lateinischer Sprache die Mahnung zu: ‚Bewahre die Lehre des Heils, welche dir vom heiligen Geiste ins Herz geschrieben wurde.'[1])

[1]) Iren. adv. haer. lib. III. c. 4.

O, ich werde sie bewahren, bewahren bis zu meinem letzten Atemzuge."

„Wann werden wir uns wiedersehen?" fragte Charitana aufs neue, „wer von uns wird wohl zuerst von hinnen gehen — du oder ich?"

Seraphika bemerkte die Bangigkeit, womit diese Frage begleitet war, und die Hand ihrer Mutter ergreifend, antwortete sie: „Sterben werden wir in derjenigen Stunde, die Gott gefällt, nicht wann es die Menschen vermuten. Meinetwegen sei ohne Bangen. Ich werde noch nicht sterben. Dringend habe ich zum Herrn gerufen, daß er mich noch nicht heimkehren lasse ins ewige Vaterhaus. Leiden will ich, aber nicht sterben. Ich brenne vor Begierde, die Lehre des Erlösers im Spiegel eines reinen Lebens der Welt zu zeigen, und manchem Ungläubigen zu erzählen, was die Liebe des Allerhöchsten für uns getan. Erst wenn diese Aufgabe gelöst ist, werde ich den Schauplatz dieses Lebens verlassen. Bis dahin mag es noch lange währen. Gott hat mich erhört, mein Engel hat mir geoffenbart" . . .

Plötzlich tönten heftige Schläge an die Tür des Kerkers. Der Gefängniswärter gab der Fremden die Weisung, sich zu entfernen. Er gestattete ihr nicht mehr so viel Zeit, von ihrem geliebten Kinde Abschied zu nehmen.

Charitanas Tochter war wieder allein. Sie dachte noch einmal an die Frage: „wer von uns wird wohl zuerst von hinnen gehen?" aber die Antwort darauf machte ihr keine Sorge.

Dann betrachtete sie die schönen Früchte, welche ihre Mutter zurückgelassen hatte. Sie schälte eine der Pomeranzen und entdeckte darin einige Geldstücke. Dieselben waren ohne Zweifel in der Absicht hier verborgen worden, daß die Gefangene sich die rohen Knechte damit geneigter machen sollte, sobald die blutigen Befehle an ihr vollzogen würden. Seraphika versuchte eine der süßen Früchte. Aber es war ihr, als fließe die Liebe ihrer Mutter im süßen Safte der Frucht und schnüre ihr die Kehle zu. Sie war nicht imstande, davon zu genießen.

Am Tor des Gefängnisses hielt der Wärter Charitana, die eben ins Freie treten wollte, an und sprach:

„Nun, du scheinst auf das zu vergessen, was du versprochen hast, als ich dich einließ. Sprachst du nicht von einem herrlichen Smaragd, den du mir schenken wolleſt? Wo sind deine Edelsteine?“

Charitana erwiderte: „Du hast recht, ich versprach dir ein Geschenk, das mehr wert ist, als der Erdkreis, mehr als Mond und Sonne. Diese Schätze sind die Mysterien eines Glaubens, der alle, die ihn bekennen, zu glücklichen freien Leuten, ja zu Fürsten und Königen macht. Wohlan, diese Mysterien will ich dir mitteilen.“

„Törin! — wie? du willst die Rolle des Apollo übernehmen, der einst dem phrygischen König ein Paar lange Ohren aufgesteckt hat? Du willst einen lächerlichen König Midas aus mir machen? Nein, nein — du mußt die Betrogene sein, nicht ich. Hörst

du den Lärm vom Sklavenmarkt herauf? Das sind Stimmen von gepeitschten Christen. Auch du, Törin, bist eine Christin, eine der ärgsten. Ich habe das Gespräch, das du eben im Kerker geführt, deutlich vernommen. Noch diesen Abend werde ich die Silberstücke in der Tasche klingen hören, die ich für dich bekomme."

Er warf die Unglückliche in eine Kammer und schlug die Tür hinter ihr zu mit einer Wut, daß der Schall durch die Gänge des Gefängnisses dröhnte.

Das Erdbeben.

Die schattigen Gärten und weiten Kais, welche die liebliche Bucht von Smyrna umgrenzen, reichen kaum mehr hin, alle Fußgänger aus den verschiedenen Klassen der Bewohner aufzunehmen. Was die Provinz schon seit ihrer Unterjochung den Römern an jährlichen Tributen zu zahlen hat: Wolle, Teppiche, Kamelgarn, Tapeten, Wachs, Galläpfel und vor allem Goldsand aus den Flüssen Hermos und Paktalos, und was immer der Luxus des schwelgerischen Roms an asiatischen Wohlgerüchen und Schönheitsmitteln verlangt, davon werden reiche Ladungen nach dem Hafen geführt. Auch Sklaven werden in Menge nach den Schiffen getrieben, um entweder in andern Ländern wiederholt verkauft, oder ihren Käufern am Ort ihrer Bestimmung überliefert zu werden.

Kein Wunder, daß auch der Prokonsul Statius Quadratus, begleitet von seinen Bündelträgern, sich unter den Lustwandelnden einfindet; sein Verdienst ist es ja zunächst, daß die Abgaben so trefflich fließen.

Quadratus ging eine Strecke außerhalb des dichtesten Gewühles am Ufer hin, da begegnete ihm Asmenes, ein Priester der Isis, der in Ägypten für

den Dienst der Göttin herangebildet worden. Während der Priester sich vor dem Prokonsul verbeugt, redet ihn dieser an: „Nun, ägyptischer Naturweiser, sage mir, woher diese ungewöhnliche Schwüle bei einer so späten Jahreszeit?“

„Allerdings eine schwierige Frage,“ entgegnete Asmenes, „trotz der Kalenden des Novembers haben wir heute eine Hitze, wie sie kaum im höchsten Sommer vorkommt. Ich vermutete, der Abend würde Kühlung verschaffen, aber es ist, als ob die Wärme in demselben Grade zunähme, in welchem sich die Sonne entfernt. Rätselhafte Erscheinung! Ob nicht die Christen, denen es auf dem Markte gar nicht wohl gewesen, ein Geheimmittel wider die Sonne angewendet haben?“

„Wie meinst du das?“ fragte Quadratus.

„Man sagt, die Thessalier seien die Meister in der Zauberei, bei ihnen gebe es am meisten Wahrsager und Hexenfamilien. Mir aber scheint es, die ärgsten Zauberkünste und Geheimmittel finde man bei den Christen. Es ist über allen Zweifel gewiß, daß sie beim Tode ihres größten Wundertäters der Sonne drei Stunden lang ihr Licht entzogen; noch früher einmal hießen sie dieselbe drei Tage lang am Himmel stehen. Erst diesen Frühling, als Polykarpus vor deinem Tribunale war, ließen sie eine Stimme vom Himmel herabkommen, die im ganzen Amphitheater vernommen wurde.[1]) Aber Dank,

[1]) Als Polykarpus ins Theater trat, erscholl eine Stimme vom Himmel: „Sei stark, Polykarpus, und ermanne dich!“

tausendfacher Dank, edler Prokonsul, demjenigen, der unsern vielfachen Bitten Gehör schenkte, und Smyrna von dieser trüben Hefe befreite. Ha, wie sie gebunden dort in die Schiffe wandern! Möge dir Isis dafür Gesundheit, Glück und dauernden Wohlstand verleihen!“

Beide gingen eine Strecke weit der Allee entlang, die am Ufer hinlief. Manche Karawane zog an ihnen vorbei, welche mit ihren Kamelen die Wüstenreise glücklich zurückgelegt hatte und die jetzt mit den Schätzen Arabiens beladen in die reiche Stadt kam, um ihre Beiträge noch für die künftigen Markttage zu liefern und mit kleinasiatischen Waren in ihr Land zurückzukehren. Quadratus, ein Mann von geringer Bildung und zum Aberglauben sehr geneigt, dachte noch immer an die Zauberkräfte, welche nach des Priesters Worten in den Händen der Christen liegen sollten. Die Hitze und seine Angst wuchsen. Jetzt blieb er stehen und blickte nach Sonnenuntergang hin. „Siehst du jene Naturerscheinungen?“ rief er aus, und hielt sich krampfhaft am Arm des Priesters. „Siehst du, wie der Himmel sich mit ungewöhnlicher Röte umzieht? Das ist unmöglich das Farbenspiel der scheidenden Sonne, das deutet auf Arges. Was werden uns die Götter schicken?“

Asmenes betrachtete ruhig das Schauspiel. Das Rot des Äthers wurde immer tiefer, je höher man emporsah und ging inmitten des Himmelsgewölbes

in dunkles Violett über. Am Horizont hin dehnte sich nach allen Himmelsgegenden ein lichtgelber Streifen, der gegen Osten schwächer wurde. Die Erscheinung nahm ab, als kleine blaue Nebelwölkchen aus dem Meere emporstiegen, die von Minute zu Minute sich vergrößerten. Die Temperatur schlug um und nahm die Rauheit und Schärfe des Spätherbstes an. Geisterhaft tanzten die bläulichen Wolken auf dem Meeresspiegel hin und her, ihre Arme immer höher nach oben streckend, bis sie die frühere Färbung des Äthers gänzlich verdrängten. Alsbald flogen sie rasch gegen die Stadt hin, legten sich über Smyrna hin und dehnten sich auch über die benachbarten Hügel und Täler aus.

„Täusch' ich mich," fragte der Prokonsul, „oder gehen wir wirklich im dichtesten Nebel? Zudem wird es kalt, sehr kalt, laß uns eilig in unsere Wohnungen kehren. Ich fürchte das Schrecklichste, Pest oder Krieg, oder eine allgemeine Verheerung."

„Es sind die ausziehenden Heiligen," sagte Asmenes, „die uns dieses Naturwunder bereiten. Ich war längst darauf gefaßt, daß ihre Wanderung mit einigem Schaugepräge verbunden sein würde. Als sie einst vor alter Zeit unter König Pharao aus Ägypten flohen, führten sie ähnliche Dinge auf und teilten sogar das Rote Meer in zwei Hälften, so daß sie trockenen Fußes durchziehen konnten; Pharao und sein ganzes Heer fanden damals in den Fluten ihren Tod, als sie die Eilenden verfolgen wollten.

Möglich, daß ihre Abreise diesmal mit eben so schlimmen Vorgängen begleitet ist."

Mit diesen Befürchtungen schieden beide; der Priester begab sich in seine Wohnung, der Prokonsul zum Irenarchen, um sich von ihm beruhigen zu lassen. Er war gerade in den Palast des Herodes eingetreten, als eine schwarze Menge lärmender Smyrnäer durch die Straßen sich herabwälzte, die einen das Freie, die anderen den Hafen suchend; denn die ältesten unter den Inwohnern hatten die Zeichen schnell gedeutet und sich aus früheren Jahren erinnert, daß ähnliche Vorzeichen schon manchmal größere oder kleinere Erderschütterungen zur Folge gehabt hätten.

Quadratus, von seiner Sicherheitsmannschaft begleitet, begab sich eilends nach Hause. Sein Palast war ein Flügel der Burg und diese so hoch gelegen, daß eine Gefahr kaum zu besorgen war. Ins Freie getraute er sich nicht, denn er fürchtete die ungewöhnliche Aufregung, welche sein Verfahren gegen die Christen bei einem großen Teil der Bewohner hervorgerufen hatte. Er war sicher in seine Burg gekommen. Ängstlich durchrannte er alle Gemächer, und beobachtete bald von diesem bald von jenem Fenster aus den sternenbesäeten Himmel. Er, der sich oft stolz in seiner Sella gewiegt und lachend zugesehen hatte, wenn die Kämpfer in der Arena von einem Löwen zerrissen, oder wenn verurteilte Christen den Bestien vorgeworfen wurden, ist jetzt zur

feigen Memme geworden, da er die Möglichkeit einer Gefahr für sein eigenes Leben ahnt.

Mutvoller zeigte sich Herodes. Da die Beobachtungen in der freien Natur, wo alles regungslos schwieg, besser gelingen mochten, so bestieg er ein Pferd und ritt mit einigen Freunden jenem lieblichen Tale außerhalb der Stadt zu, welches heute das Paradiestal genannt wird. Die Mitternacht war nahe, der Himmel ganz klar und ringsum herrschte lautlose Ruhe. So sehr man lauschte, war von jenem dumpfen unterirdischen Dröhnen, das sonst den Ausbrüchen voranzugehen pflegt, nichts zu vernehmen. Während einer aus den Begleitern auf dem Boden hingestreckt lag, um etwa aus der Tiefe einen Laut zu entdecken, meinte Herodes plötzlich, er habe in weiter Ferne einen unbestimmten Schall vernommen. Die Vermutung schien von andern geteilt zu werden. Es stellte sich jedoch sogleich heraus, daß es der dumpfe Stoß eines Kettenhundes war, der oben auf dem Dache einer Villa in regelmäßigen Lauten anschlug, nach der Milchstraße hin, die vom Firmamente niederfunkelte. Das Bellen des Hundes brach sich an den Seiten des Tales, wurde jedoch nach und nach heftiger und wiederholte sich schneller, bis es in ein lautes zitterndes Geheul ausartete. Zu gleicher Zeit hörte man von verschiedenen Landhäusern her dasselbe klägliche Gewinsel von Hunden.

„Ein auffallendes Zeichen," sagte Herodes, und schüttelte bedenklich den Kopf — „um so auffallen-

der, als es von allen Gärten und Dächern her vernommen wird.“ Nun begannen auch die Rosse, als hätte der Klageruf der Hunde auf sie gewirkt, zu wiehern und zu schnauben; sie stampften auf die Erde, sträubten ihre Mähnen und sprengten schäumend und galoppierend dahin, so daß die Reiter unfähig waren, sie zu zügeln.

In der Nähe der Stadt waren unterdessen die meisten Bewohner des Hinwartens und ihrer eigenen Bangigkeit müde geworden und hatten sich vom Hafen und den Schiffen in ihre Behausungen zurückgezogen. Die Leichtfertigeren lachten bereits über die gefürchteten Naturerscheinungen und wollten wissen, daß die nämlichen Zeichen schon öfters bemerkt worden seien, ohne daß sie eine üble Vorbedeutung gehabt hätten. Die Vorsichtigeren nahmen Kügelchen von Stein oder Metall, befestigten dieselben an Fäden oder langen Haaren und hingen sie an den Decken der Zimmer auf, um an der leisesten Bewegung einen Wink zur schnellen Rettung zu erkennen. Noch blieben die Kügelchen regungslos. Beobachter standen auf den meisten Häusern aufgestellt, aber diese Stille war überall eingetreten, nur da und dort hörte man Fußtritte, menschliche Stimmen und das Rasseln an den Schlössern der Haustore. So groß indes die Zahl der Wächter war, so reichte sie doch nicht hin, die im Finstern schleichenden Diebe, welche die allgemeine Bestürzung für ihre Ausbeute zu benützen suchten, gehörig zu überwachen.

Auch Asmenes, der Isispriester, war sorglos wieder heimgekehrt und entdeckte in seinem Hause einen argen Diebstahl, der in seiner Abwesenheit vollführt worden war. Von der Besorgnis der übrigen angesteckt, hatte er nämlich, als er das Freie suchte, vergessen, seine Gemächer gehörig zu verschließen, und nun war ihm sein neues, noch unbenütztes goldenes Sistrum — die sogenannte Isisklapper — entwendet worden.[1]) In höchstem Unwillen seine Göttin tadelnd, daß sie auf ihr Eigentum wenig Bedacht genommen, und brennend vor Zorn bewaffnet er sich mit einem scharfen Messer und schleicht sich hinab in das Vestibulum, an die Möglichkeit denkend, daß die verstohlene Sippe einen erneuten Versuch machen könnte. Dort wartet er längere Zeit.

Einen auffallenden Gegensatz zu seiner Aufregung bildet die Heiterkeit und der Friede, womit eben eine kleine Gesellschaft gebundener Christen die Herkulesstraße herab ans Meer hinzieht. Ihr Eigentümer will sie zur größeren Sicherheit, wenn die Vorzeichen etwa doch von Bedeutung gewesen sein sollten, noch diese Nacht zu den Schiffen bringen und in die hohe See auslaufen lassen. Auch Seraphikas Mutter ist unter ihnen. Der Zug naht sich einem Torbogen, zwei Lampenträger gehen voran, die Gefesselten stimmen einen sanften, durch die

---

[1]) Das Sistrum war ein längliches Instrument, von vier Metallstäben durchschnitten, und wurde beim Dienste der Isis als mystisches Klapperwerkzeug gebraucht.

Straße tönenden Wechselgesang an. Asmenes lauscht hinter einer Säule und versteht die Worte: „Laudate Dominum omnes gentes“

„Das sind die Gotteslästerer,“ flüsterte er für sich hin, „die Räuber, Diebe, Menschenfresser, die alles Unheil über Smyrna bringen — jetzt rücken sie näher — die Nemesis will sie meiner Rache übergeben — ha, ein würdiges Opfer für die Schatten des Hades!“ — Und sein Messer zuckend, flog er zum nahen Bogen: „Ihr Diebe, mein Sistrum her, mein goldenes Sistrum“ . . . und — — krach! ein entsetzlicher Knall, ein Donnerschlag aus der Tiefe — der Bogen stürzte zusammen, Asmenes lag darunter begraben.

Blitzesschnell rollt das unterirdische Element die Straße entlang, Haus an Haus bebt und wankt, Paläste zittern, Türme sinken, Kastelle bersten, Straße um Straße zerfällt in Schutt.

Welch ein Rennen und Hilferufen, welch ein Toben und Händeringen! Mit der Schnelligkeit eines stürzenden Kataraktes strömen heulende Massen den Schiffen zu, andere auf die umliegenden Felder, wieder andere auf die Bergeshöhen; das Rennen und Drängen ist jedem hinderlich, die Finsternis vermehrt das Entsetzen. Verzweiflung herrscht von einem Ende zum andern. „Ihr Götter! Hilfe, Hilfe!“ schrie das Volk, „wir sind alle verloren!“

Noch stand der obere Teil der Stadt unzerstört, die massiven Bauten und die meisten Tempel hatten

die Wut der entfesselten Mächte ertragen. Von Angst beflügelt, suchten nicht wenige in den Heiligtümern und an den Götterstatuen Zuflucht und Rettung. Das große Heiligtum des Homer war von Menschen dicht besetzt.

Da plötzlich ein zweiter und dritter Schlag und nach einer kleinen Pause ein dumpfkrachendes Rollen durch die enggebauten Gassen bis hinaus zu den entlegensten Seiten der Stadt — Smyrna lag bis auf wenige Teile in Trümmern.

Die Verwirrung hatte ihren höchsten Grad erreicht. Auch die Flucht war wegen des Schuttes unmöglich. Man sah sich eingeengt und gefangen. Männer und Frauen traf man auf den Resten ihrer Häuser liegen, der Schrecken hatte ihnen die Besinnung genommen. Erschlagene wurden nach Hunderten auf die Gassen gebracht, noch größer war die Zahl der Verwundeten, Gequetschten, Verstümmelten, herzzerreißend aber das gellende Rufen und Jammern jener, die halbzerschmettert und halbbegraben zwischen Mauersteinen lagen und sich selbst nicht zu retten vermochten.

Wem es möglich war, eine Fackel zu gewinnen, der hoffte mittels derselben eher den Weg ins Weite zu finden. Aber der unermeßliche Schutt und der aufsteigende Staub und Qualm machte die Flucht an den meisten Stellen zur Unmöglichkeit. Wo jedoch die Zerstörung freie Durchgänge und offene Gassen und Plätze gelassen, da zuckte allenthalben der blutrote Schein der Fackeln aus dem

ringsum herrschenden Dunkel. Aber dieses unstete Umherziehen mit brennenden Fackeln, sowie der Umsturz der offenen Herde, Essen und Lichter in den Häusern hatte noch eine andere entsetzliche Folge: es brach fast zu gleicher Zeit an verschiedenen Teilen der Stadt Feuer aus und griff, da alles durcheinander lag, in unglaublicher Schnelligkeit um sich. Man wollte wissen, dasselbe sei aus dem Boden hervorgebrochen; es habe sich auf dem oberen Teile der Stadt ein Erdriß gebildet, aus welchem die Flammen hervorströmten. Jeder wußte ein neues Unheil zu erzählen und alles gab der Vermutung Raum, es sei das Ende der Dinge gekommen und der Erdkreis werde durch Feuer zerstört.

Der Prokonsul Statius Quadratus hatte gehofft, sich auf seiner Burg zu retten, seine Hoffnung war aber eitel. Denn während er auf der Höhe seines Hauses zu den Göttern um Schonung flehte und sich jammernd auf seine Knie warf, schlug eine Flamme in rasender Schnelligkeit durch seinen Palast und beleuchtete das Dach, auf dessen Estrich der Unglückliche sich zu retten geglaubt. Entsetzt über den Anblick zog er sich immer weiter zurück, bis er in eine Ecke gedrängt wurde, aus welcher keine Rettung mehr möglich war. Ein Sprung in den Abgrund hätte ihn zerschmettert. „Zehntausend Sesterzien dem, der mir hilft!“ schrie er hinab; doch sein Ruf verhallte an tauben Wänden. Schon züngelt die feurige Schlange um sein Haupt, sie zischt und bläst in sein Gewand, schaubend umweht sie seinen

Rücken — ein Schrei, ein stilles Winseln und Quadratus war von ihr aufgezehrt worden. —

Durch den bisher erwähnten Einsturz von Wohnhäusern mochte etwa der zehnte Teil von Smyrnas Inwohnern sein Leben eingebüßt haben. Die im Homereion, jener großen Säulenhalle zu Ehren des Dichters Homer,[1]) Schutz gesucht, und es waren ihrer mehrere Tausende, waren fast alle von der berstenden Dachung und den umstürzenden Säulenmassen erschlagen worden; ja, was unglaublich scheint, das eherne Standbild des Dichters selbst wurde von unten nach oben durchrissen.[2]) Besser war es jenen ergangen, die (gleich jenen Christen, unter welchen Charitana sich befand) noch zur rechten Zeit die Schiffe und die hohe See gesucht hatten. Das Meer war nämlich während des Erdbebens vollkommen ruhig. Etwas später jedoch scheint ein vulkanischer Ausbruch in seinen Tiefen vor sich gegangen zu sein, und die Verwüstung, welche daraus erfolgte, sollte den Höhepunkt des Unglückes bilden.

Zwei Stunden nämlich nach den heftigen Stößen fing das Meer bei den Mündungen des Hermos an, zu qualmen und höher zu werden. Ungeachtet die Ebbe begonnen hatte, stieg es mit großer Schnelligkeit über den Stand der höchsten Flut. Seine schäumenden Wogen überspülten die Dämme und dran-

---

[1]) Homer soll aus Smyrna gebürtig sein. Doch stritten sich sieben Städte um die Ehre, ihn geboren zu haben.

[2]) Seneka erwähnt im 6. Buche seiner Naturbetrachtung eines solchen Ereignisses.

gen in die Straßen der Stadt. Die steinerne Landzunge, mit etwa 6000 Menschen übersäet, war im Nu überschwemmt. Damit nicht zufrieden, stieg das brausende Gewässer, wie von unsichtbaren Kräften zum Gären gebracht, bis hinauf über die noch stehenden Gebäude und erreichte eine Höhe von mehr als 80 Fuß.[1]) Smyrna war verwandelt in eine zerstörte Stadt, deren Bewohner sich umsonst bemühten, den Flammen Einhalt zu tun, bis endlich die Fluten des Meeres in hochgetürmten Wogen über die Brandstätten hinschlugen, und unzählige Feuersäulen und dunkle Rauchschlünde zähmten. Langsam zieht das Meer seine Wasser mit einer Beute von Tausenden von Leichen zurück und tat seine schlammigen Abgründe auf. Dieses Schauspiel wiederholte sich mehrmals, und was der erste Überfall zu zerstören versäumt, das nahm der zweite und dritte mit sich. Am heftigsten war die Verwüstung im Hafen und unten am Golfe, wo freundliche Häuser und herrliche Paläste in wenigen Augenblicken mit manchen ihrer Bewohner in den gähnenden Abgrund versanken. Die Mehrzahl der Schiffe war zugrunde gerichtet und ihre Überreste lagen in den Gassen der Stadt und schwammen im nassen Schutte. Ja mitten im Theater, welches auf der

---

[1]) Nach dem Erdbeben von Lima (am 28. Oktober 1746, nachts 10½ Uhr) erhob sich das Meer etwa 80 Fuß hoch über seine mittlere Höhe; zu Cadix stieg es auf 60, zu Lissabon auf 40 Fuß.

einen Seite ganz zerstört worden, fand man ein Fahrzeug von nicht unbeträchtlicher Größe.

Unter solchen Greueln schwand die Nacht. Als der Morgen graute, war der Erdboden und das Meer wieder in vollster Ruhe. Der Schrecken hatte sein Ende erreicht. Die mit dem Leben davongekommen waren, auch wenn sie ihre ganze Habe verloren hatten, hielten sich für beneidenswert glückliche Menschen. Sie begrüßten und umarmten sich und erzählten sich die erlittenen Verluste. Es war ein Jubeln und ein Wehklagen, ein Frohlocken und ein Stöhnen, wie man es in schrofferem Gemisch niemals getroffen; ja, auf ein und demselben Platze konnte man einen klagenden Vater sitzend neben der triefenden Leiche seines Sohnes sehen und einen beglückten Jüngling, der sich ans Herz des wiedergefundenen Freundes warf. — —

Während diese Szenen sich überall erneuern, schreitet oben auf der Höhe des Berges den noch rauchenden Trümmern der Burg entlang eine blasse Jungfrau, gekleidet in eine weiße Tunika und in ihren Händen einen Stein tragend, aus welchem eine Kette sich herabschlingt. Sie bleibt stehen und senkt ihre schwarzen Augen ruhig und nachsinnend auf die untergegangene Stadt und hinaus auf den Spiegel des Meeres. Der Strahl der Morgensonne leuchtet auf ihr Gewand und durchwebt es mit einem goldenen Schimmer. Der Anblick überrascht sie, aber es liegt in ihren Mienen nichts von Entsetzen und Erschütterung, sondern der Ausdruck

einer schweigenden Ergebung in den Willen desjenigen, welcher sich den Erdball als Schemel zu seinen Füßen gesetzt hat.

Noch ist sie unentschlossen, wohin sie ihre Schritte lenken soll; da naht sich ihr ein Mann, der die Furchen des Grames auf seiner gewölbten Stirn trägt. Es war Irenäus. Mit Hast kommt er näher und mit dem Ausdruck der lebendigsten Verwunderung und des höchsten Staunens ruft er die Worte: „Du hier, Seraphika? Die Gefangene unter den Freien, ein Opfer des Todes wandelnd über den Leichen!“

Seraphika blickte dem Manne ins Auge und erwiderte mit mildem Ernst: „Ja, Irenäus, die Gefangene ist erlöst. Nachdem der Gang zum Tode mir eben verkündigt war, rüttelte ein anderer an den Mauern des Gefängnisses, weite Klüfte taten sich auf, mein Kerker öffnete seine felsigen Wände — ich trat heraus. Hier stehe ich, um den Jammer einer Stadt zu schauen, deren hochgepriesener Glanz von der Erde verschwunden ist. Manches Gebäude sehe ich noch zusammenfallen. Irenäus, dort ziehen sich einige Straßen hin, ist's nicht meiner Mutter Wohnhaus, das dort herüberblinkt? O, weißt du nicht, ehrwürdiger Lehrer, wo diejenige ist, die ich vor allen andern suchen muß — unter den Lebenden oder unter den Toten?“

„Kaum dürftest du erschrecken,“ antwortete Irenäus, „wenn du vernehmen müßtest, sie habe das Los so vieler geteilt. Aber nein, Seraphika, deine Mutter lebt, sie ist gerettet, aber gerettet — durch

die Sklaverei. Ich sah sie in dieser Nacht hinabwandern zu den Schiffen. Sie und einige ihrer Glaubensgenossen werden nach Rom gebracht. Doch zögere nicht, dich zu retten. Deine Fessel verkündet, daß du eine Gefangene warst."

Eine Stunde später sah man Seraphika auf dem Verdecke des einzigen Fahrzeuges, das sich im Hafen unverletzt fand, und nach Griechenland absegelte. Die Fesseln waren ihr abgenommen und niemand wußte, wie sie unter die Reisenden sich gemengt hatte.

Noch einmal blickte sie — es war das letzte Mal — auf die Überreste einer Stadt hin, in welcher sie eine unvergeßliche Jugend erlebt und ihre Erziehung genossen hatte. Auf dem Vorsprung eines Hügels winkte ihr ein halbzerstörtes Häuschen herab, aber die Palme, die früher daneben gestanden, ist nicht mehr da und auch das Gärtchen ist verschwunden. Seraphika wollte dem Gebäude eben den Scheidegruß sagen, da wankte dasselbe, seine Mauern brachen zusammen — es war ihr Vaterhaus.

Metella.

Ins reizende, von den Dichtern so oft besungene Attika führt unsere Erzählung den Leser: ins Heimatland großer Feldherren und Gesetzgeber, zur Wiege der Philosophie, zum Sitz der Musen, in die Zufluchtsstätte des Glaubens an eine höhere Weltordnung.

Wohl hatte Athen die Palmenhöhe seines Ruhmes damals längst überschritten und fing an, sich allmählich seinem Ruin entgegenzuneigen. Aber ebendeshalb war es jetzt im Besitz der ganzen geistigen Errungenschaft der Vorzeit und genoß die Resultate des Denkens und Handelns seiner Väter. Darum ist gerade diese Periode die reifste und schönste in der Geschichte Athens, gleichwie die Sonne am schönsten ist in der Stunde ihres Untergehens.

Hadrians Regierung war eben vorüber. Er hatte Athen geliebt wie keine andere Stadt seines unermeßlichen Reiches, und alle die glänzenden Bauten, die neuen regelmäßigen Straßen jenseits des Hadriansbogens, zahlreich, weitgedehnt und gleichsam eine zweite Stadt bildend, sind das Werk dieses Kaisers. Athen mochte nach diesem bedeutenden

Zuwachs an 180 000 Einwohner zählen. Die sogenannte Hadriansstadt, welche der erwähnte (heute noch wohlerhaltene) Bogen mit der alten Stadt verbindet, ist die Verkünderin der späteren Geschichte Griechenlands in jener Entwicklungsstufe, da sich das römische mit dem altgriechischen Leben verbunden und beide Nationalitäten ineinander verschmolzen hatte.

Außerhalb der alten Hauptstadt erhebt sich in nordöstlicher Richtung ein pyramidalförmiger, heute kahler und fast nur von stacheligem Gestrüpp bewachsener Berg, der Lykabett genannt. Der Sage nach war Pallas, die Schutzgöttin Athens, einst vollauf beschäftigt, Material zum Aufbau der ihr geweihten Akropolis herbeizuschaffen und trug den Lykabett eben in ihren Armen, als eine Krähe sie umflatterte und ihr die Geburt des Erichthonios meldete. Von Schrecken ergriffen, ließ sie den Berg ganz nahe vor Athen zu Boden fallen, an jener Stelle, wo er jetzt noch steht.

Am Fuße dieses Berges, von dessen Gipfel aus der Besucher eine reizende Umschau über die Stadt gegen die Hochburg und bis hinauf ins blaue Meer genießt, zogen sich einst stolze Paläste griechischer und römischer Familien hin, unter welchen der Palast Metellas, einer griechischen Matrone, vielleicht den ersten Platz einnimmt. Derselbe findet sich unfern des Haupteinganges zu den berühmten Wasserleitungen des Kaisers Hadrian, und liegt etwas

höher, als die herrliche Königsburg, welche der Fremde heute außerhalb Athens bewundert. Wie alle Bauten der Hadriansstadt ist auch Metellas Haus nach römischer Weise gebaut, jedoch so, daß der bessere Geschmack der griechischen Bauart in der Leichtigkeit der Anlage und in der ganzen Durchführung nicht vermißt wird. Am überdeckten Vorbau des Hauses, Vestibulum genannt, ist der Name der Besitzerin auf einer Marmorplatte zu lesen; über der Türe des Haupteingangs gewahrt man eine eherne Statue, die Hoffnung darstellend, und darunter die lateinische Inschrift: „Dum spiro spero“ — „solang ich atme, werd' ich hoffen.“

Außerhalb der Vorhallen bewacht den Zutritt ein schöngeschmückter Sklave mit goldverbrämter Kleidung. Er trägt zierlich gearbeitete Handschellen, die er zur rechten Zeit rasseln läßt, um sich dadurch das Ansehen eines Türhüters zu geben. Sein Gang und die Leichtigkeit, womit er bei jedem Schritt die Kette schwingt, liefert einen Beleg, daß die Hoffart alle Klassen der menschlichen Gesellschaft zu beherrschen weiß, bis herab zu einem ungebildeten Torhüter.

Metella weilt gern auf der Pergula ihres Hauses. So heißt das weite Zelt auf der Dachung, das sich auf einem vergoldeten Postamente erhebt, und dessen dunkelgrüner Teppich von meisterhaft gearbeiteten Karyatiden getragen wird. Auf einem langen Polster von lichtem Karmesin breitet die Dame ihre natürliche Eleganz hin und entrollt eben

auf einem Marmortischchen eine Bücherrolle. Es ist ein römischer Dichter, ihr Liebling Virgil, dessen Eklogen sie liest. Sie erhebt sich, ergreift die Feder und schreibt sich eine der schönsten Stellen ab. Indem sie das Geschriebene wiederholt überliest, gibt ihr sinnendes Auge und die Bewegung ihres Hauptes zu erkennen, daß ihr der tiefe Sinn mancher Worte des Dichters nicht klar werden will. Aber der Klang der Verse besticht sie und sie liest dieselben laut vor:

„Lasset nun Himmelsgesang mich singen, sikelische Musen!
Wieder von neuem beginnt der Jahrhunderte mächtiger Kreislauf,
Wiederum kehret zurück die Jungfrau, kehrt des Saturnus
Reich, und ein neues Geschlecht entstammt dem erhabenen Himmel.
Komm', o Erwarteter, komm', und ende das eiserne Alter!
Goldene Zeit, du beginnst, ringsum erblühet das Weltall!
Wahrlich, das Äonsheil wird unter dir, Pollio Konsul,
Annoch ersteh'n, alsbald wird in herrlichen Monden es nahen.
Ja, dann werden vertilgt die Spuren uns'rer Verschuldung,
Dann wird die Erde erlöst von immerwährenden Schrecken.
Göttliches Leben empfah'n wird jener, wird Helden mit Göttern
Wandelnd gemeinsam erschau'n und selber bei ihnen erscheinen,
Herrschend in göttlicher Kraft und leitend die Welt, die entsühnte.
Nimm, schon nahet die Zeit, o, nimm die erhabene Ehre,
Teueres Götterkind, du großer Jupitersprosse!
Sieh' mit gewölbter Last das hochaufschauernde Weltall,
Länder rings und den Raum des Meeres und die Tiefen des Himmels.

O, wie alles ersehnt das kommende Wonnejahrhundert!
Währte des Lebens Rest doch auch mir und geistige Fülle,
Stark genug, um sodann von seinen Taten zu singen!"

„Virgil, du sprichst schön!" sagte Metella, „aber — du willst nicht verstanden sein. Nahezu fünfzig Olympiaden sind abgelaufen, seitdem du dahingestorben,[1]) und ich weiß nichts von dem erwarteten Götterkind, welches die Spuren unserer Verschuldung tilgen und die Erde erlösen soll. In Asien gibt es ein Volk, welches glaubt, daß ein Gott unter ihnen gelebt habe, er aber vollendete übel. Wann wird der menschliche Geist auf Erden die Wahrheit finden? Vor Einem Rätsel wird er ewig stehen bleiben, und es niemals lösen, und dieses Rätsel ist er selber."

Sie griff nach einem griechischen Buche, einem älteren Geschichtswerke, welches die Schicksale des Perserkönigs Cyrus erzählte. Kaum hat sie einige Blätter gelesen, so sucht sie einen andern Abschnitt, aber auch dieser befriedigt sie nicht: „immer das nämliche" — murrt sie — ‚von da brach Cyrus auf und ging dann weiter; von dort machte er sich auf den Weg und ging' . . . ‚Das hat dem Cyrus geschmeckt und er wünscht, daß auch du davon genießest.' — „Nein, Xenophon," rief sie, „du bist immer ein ungesalzenes Brot, geschmacklos und ungenießbar" — und sie ergriff die Rollen und schleu-

[1]) Virgil, dem obige Stelle entnommen ist, erlebte die Zeit des Messias nicht mehr. Er starb 19 Jahre vor der Geburt des Herrn.

derte sie über den glänzenden Mosaikboden, daß sie an das marmorne Dachgeländer hinglitten.

„O Zeit, o Zeit," hob sie an, „wie ungerecht bist du manchmal mit den Werken des menschlichen Geistes! Das Schönste und Beste zerschlägst du nicht selten in deinem eisernen Mörser, zerstreust es in den Wind und uns bleibt kaum das eine und das andere Restchen davon übrig — während du abgeschmackte und ermüdende Werke sorgsam in deinem Heiligtum bewahrst, um sie einem Geschlecht nach dem andern immer aufs neue anzubieten."

„Doch was bedarf es hier, an dieser Stätte, eines Geschichtsbuches? Athen liegt offen vor meinen Füßen, ein Buch, zu welchem Kekrops vor mehr als siebzehn Jahrhunderten das Titelblatt und Theseus den ersten Abschnitt geschrieben hat, ein Werk, in welchem jedes Blatt von Weisheit, Kraft und Charaktergröße erzählt, o, laß mich lesen in deinen Blättern, du große, liebliche Stadt!

Athen, du fürchtest die Götter und trägst den Zug deiner Frömmigkeit geschrieben auf deiner marmornen Stirn, auf jener tempelreichen Akropolis. Unzählige Statuen verhüllen mir den Anblick des Heiligtums der Pallas. Aus Dankbarkeit gegen die Gottheit, unter deren Ägide sie gefochten und gesiegt, haben unsere Väter jenes Parthenon errichtet, und sein Erbauer — der unsterbliche Perikles — ruft aus jeder Säule desselben den Spätergebornen die ernste Mahnung zu, daß ein Volk um so stärker

und mächtiger nach außen ist, je herrlicher die Kraft seines inneren religiösen Lebens erblüht.[1])

Aus der Mitte jener Tempel erhebt sich die kolossale Bildsäule der Athene Promachos; ihre Riesengestalt ragt über alle Dächer empor und dieser eherne Helmbusch und die funkelnde Goldspitze der Lanze verkünden es dem fernen einsamen Fischer bei Sunium, daß du, schönes Athen, unter dem Schutze der Pallas stehst.[2])

Athen, du bist gerecht! und wer dies bezweifelt, der sehe hin auf jenen Hügel nächst der Hochstadt, auf den Areopag. In seiner Gerichtshalle versammelten sich die Archonten, um in ungestörten nächtlichen Sitzungen über Verbrechen gegen Staat und Religion, gegen Sittlichkeit und persönliche Sicherheit zu Recht zu sprechen.

Athen, du bist tapfer! und wüßte ein hereintretender Barbar nichts von deinen Ruhmestaten, jene Statue des lykischen Apollo drüben im Gymnasium müßte das Stillschweigen brechen und ihm

---

[1]) Die größte Zerstörung erlitt das Parthenon im Jahre 1687 n. Chr. durch die Venetianer, welche bei der Wegnahme Athens eine Bombe in das Pulvermagazin auf der Akropolis schleuderten und dadurch das Dach des Tempels in die Luft sprengten. Dessenungeachtet steht ein Wald von herrlichen Säulen noch heute — ein Prachtbau, an welchem bereits 23 Jahrhunderte vorübergegangen sind, ohne ihn gänzlich zu zerstören.

[2]) Diese berühmte Bildsäule war noch gegen Schluß des 4. Jahrhunderts, nach dem Abzuge Alarichs von Athen an ihrer Stelle.

erzählen, wie die Jünglinge auf ihrem Platze sprangen und rangen und wie sie noch jetzt den Römern selbst ein Gegenstand der Bewunderung sind.

Athen, du bist der Sitz der Künste und der Weisheit! Das verkündet dein Theater, dein Lyzeum, deine Gemäldehalle, deine Akademie und jeder Säulengang, worin die Weisen seit Jahrhunderten lehren.

In der Tat, alle deine Denkmäler sind Blätter in dem herrlichen Buche, das deine Söhne für die Nachwelt schrieben, um ihr zu verkünden, welch einer Größe der Geist der Sterblichen fähig ist."

Als Metella sich so ihrer Begeisterung überließ, war die Sonne dem Olivenhain näher gerückt, der zwischen der Stadt und dem Meere sich hindehnt, und ein rosiger Schimmer malte sich auf den tausend Statuen der Akropolis, als wären sie alle über das Lob errötet, welches Metellas Mund ihnen gespendet.

Da eilte Lucius, Metellas blühender Sohn und der künftige Erbe ihrer Schätze, die Treppe empor, er begrüßte seine Mutter und teilte ihr mit, daß ihr Sklavenmeister Bogus aus Smyrna zurückgekehrt sei, aber von allen Bestellungen fast nichts mitgebracht habe, als eine asiatische Sklavin. Auch setzte er hinzu, daß Bogus wundersame Dinge über Smyrna erzähle, welches durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört worden sei.

Metella erhebt sich, sie schreitet flüchtigen Schrittes dahin, und fast ist ihr der blitzende Juwelen-

schmuck des Gewandes ein Hindernis, die Nachrichten über Smyrna schleunigst zu vernehmen. —

Während sie diese Mitteilungen entgegennimmt, sei es uns gestattet, einige Züge ihres Lebens zu entwerfen.

Metella ist eine geborne Griechin und trug vor ihrer Verehelichung den Namen Chrysophora. Sie war von Jugend auf mit den Werken der alten Schriftsteller vertraut. War ja ihr Vater Atticus, der zu Marathon um das Jahr 104 nach Christo geboren wurde, selbst eine der hervorragendsten Größen Griechenlands, ein glänzender Redner, später Konsul zu Rom, dann Lehrer des Kaisers Markus Aurelius und zuletzt Präfekt der Provinz Griechenland. Obwohl dieser gefeierte Mann am kaiserlichen Hofe zu Rom so sehr begünstigt gewesen, und sich der persönlichen Freundschaft der beiden Antonine zu erfreuen hatte, so war er doch durch und durch Grieche geblieben, und tat sich viel auf seinen Adel gute, den er bis auf Miltiades, den Besieger der Perser zu Marathon, zurückleitete. Als echter Grieche war er bemüht, die weltberühmten griechischen Spiele seinem Volksstamme zu erhalten, und ließ außer vielen anderen Bauten, die er ausführte, zu Olympia (wo auch damals noch alle vier Jahre unter einem Zulauf von unzählbarem Volke die alten olympischen Spiele durch Faustkämpfe, Wettläufe und Wagenrennen gefeiert wurden) einen Aquädukt bauen, wodurch er sich den Beifall des ganzen griechischen Volkes erwarb; denn früher mußten die

Zuschauer daselbst aus Mangel an Wasser beinahe verschmachten. Auch um die Verschönerung von Athen hatte sich Atticus, obwohl er wenig Dank dafür geerntet, große Verdienste gesammelt und das berühmte Odeon am Eingange zur Akropolis, dessen Ruine noch heute steht, hat seinen Namen unsterblich gemacht. So war auch die Erbauung eines Krankenhauses und die Verschönerung des Stadiums, wo über 20 000 Menschen den Stierkämpfen zusehen konnten, sein Verdienst.

Eben damals, als Hadrian seine Bauten aufführte, lebte zu Athen ein begüterter Römer, namens Metellus, ein Mann aus altem ritterlichen Geschlechte und ein Nachkomme jenes Metellus, welcher in dem berühmt gewordenen Jahre 147 vor Christo der Freiheit Griechenlands den Todesstoß gegeben. Er hatte die Hälfte des Lebens schon durchschritten und nun, nachdem er den Kriegerstand verlassen und in das Privatleben zurückgekehrt war, war es Zeit, an eine eheliche Verbindung zu denken. Schon früher, als er noch in Rom sich aufhielt, hatte er den damaligen Konsul Atticus von seinem Wunsche in Kenntnis gesetzt, dessen Tochter Chrysophora zur Gattin zu nehmen. Diese war das einzige Kind der Familie, denn ihr Bruder Polydeikes war schon früher gestorben und seiner Mutter Regilla gefolgt. Die Verhandlungen, welche damals in diesem Betreff in Gang waren, schienen an einem Hindernis zu scheitern, welches nicht entfernt werden konnte, an der Nationalität des Bewerbers.

Die reiche jugendliche Erbin sollte nach dem Willen des Vaters den Söhnen Griechenlands den Vorzug geben. Hierzu verriet sie wenig Lust, und Atticus mußte gleichwohl die Bitten des Bewerbers berücksichtigen. Zudem hatten beide, Metellus und Chrysophora, eben dasjenige Alter, welches Aristoteles als das zur Verehelichung passendste bezeichnete.[1])

Chrysophora war bisher nur wenig in Athen gewesen, weil ihr Vater größtenteils auf Reisen war, wohin sie denselben stets begleitet hatte. Auch Metellus hielt sich erst seit kurzer Zeit in der griechischen Hauptstadt auf und hatte seine Braut seit ihrer Kindheit nie mehr gesehen. Diesem Umstande, daß Brautleute sich noch nicht kennen, obwohl sie schon in kurzem sich ehelichen wollen, begegnen wir im Altertum häufig.[2])

Sobald der alte Atticus seine Tochter dem Metellus schriftlich versprochen hatte, zögerte dieser nicht mehr, in den Peloponnes, wo Atticus gegen das Ende seines Lebens so häufig weilte, zu reisen, um dort die Verlobungsfeier zu begehen. Es war in einer ziemlich frühen Morgenstunde, als er in das ersehnte Haus zu Elis eilte, und vom künftigen

---

[1]) „Erwägt man dies alles, so ergibt sich, daß die Frau etwa mit 18, der Mann ungefähr mit 37 Jahren heiraten soll." Aristot. Pol. VII. 18.

[2]) . . . „einen tönernen Krug darf man erst prüfen und dann kaufen, nur die Frau wird einem nicht gezeigt, damit sie nicht zuvor mißfalle, ehe man sie heimführt." Theophrast. ap. Hieronym. adv. Jovin. I. 48.

Schwiegervater mit Ungeduld verlangte, die jugendliche Braut kennen zu lernen. Atticus entschuldigte die letztere, weil sie wegen der frühen Morgenstunde mit ihrem Putztisch noch beschäftigt sein werde. In der Tat hatte diese eben ihren Morgentraum vollendet, als eine Sklavin sie weckte und ihr die unerwartete Ankunft meldete. Chrysophora wollte sich ihrem Bräutigam in ihrer mit Recht gefeierten Anmut vorstellen; in größter Schnelligkeit mußten deshalb die Sklavinnen die neuesten Kleider herbeibringen und die reichsten Perlenschnüre wurden aus dem Kästchen hervorgesucht. Während die eine Dienerin mit Bereitung der Schminke sich befaßt, muß die andere das von Natur schwarze Haar des Mädchens nach der Sitte der Zeit reich mit Goldstaub einpudern, bis es eine rötliche Farbe bekommt. Eben läuft eine Magd an Atticus vorüber, und trägt die feinsten mit Perlen besetzten Sandalen die Treppe empor, ein Zeichen, daß die Toilette bald beendigt ist. Da aber die blühende Tochter nicht so sehr durch ihren Schmuck, als durch den Reiz ihrer natürlichen Anmut gefallen will, und das Schminkmädchen noch immer nicht fertig ist, so behält sie das bekannte Schönheitsmittel noch fortwährend auf ihrem ganzen Gesichte, bis sie vollständig angekleidet ist. Chrysophora hatte nämlich sich jeden Abend vor dem Schlafengehen einen Teig von Brot, das mit Milch angefeuchtet war, über ihr Gesicht legen lassen. Während der Nacht war dieser Überzug auf dem Gesichte getrocknet und gesprungen und gab ihm

das Ansehen, als ob es mit grauem Gips oder Kalk angeworfen wäre.[1])

Als das Sandalenmädchen an Atticus vorübergeeilt war, glaubte dieser dem Drängen des Metellus nachgeben zu dürfen und führte letzteren auf das Zimmer seiner Tochter.

Aber wie erschrickt diese, als sie auf der Treppe laute Tritte vernimmt! Eine Sklavin eilt vor die Tür, den Gast der Verlobten noch abzuhalten, dieser aber, getrieben von Ungeduld, die Langerkorne endlich zu sehen, eilt in Chrysophoras Zimmer und erblickt zu seinem Entsetzen seine Braut mit dem Brotüberzuge — wie Juvenal sagen würde — grau wie eine Meerkatze.

Dieser Zufall hatte in der Überraschten einen so heftigen Zorn erregt, daß sie augenblicklich beschloß, ihre Zusage zurückzunehmen, und es bedurfte der glänzenden Beredsamkeit eines Atticus, ihr das Törichte ihrer Empfindlichkeit klarzumachen.

Nach diesem kleinen Zwischenfall wurde das eigentliche Eheverlöbnis gefeiert, und der Vertrag mit genauer Angabe der Aussteuer schriftlich abgefaßt. Metellus gab seiner Braut einen Ring zum Unterpfand, und steckte ihr denselben an den Goldfinger der linken Hand, weil die Alten glaubten, daß von diesem Finger ein Nerv zum Herzen gehe. Endlich wurde ein Tag des nächstkommenden Junius, den man im Altertum für den glücklichsten

---

[1]) „Multo pane tumet facies.“ Juvenal. VI. 467.

Monat hielt, als Zeit der wirklichen Verehelichung festgesetzt.

Die stolze Braut schmückte sich an diesem Tage, wie es ihre Jugend, ihr Stand, das Herkommen und die festliche Feier verlangte. Sie trug nach griechischer Sitte ein langes weißes Gewand, das in reichen Falten herablief und in der Mitte mit einem wollenen Gürtel befestigt war. Ihr Angesicht war mit einem lichtroten Schleier verhüllt, der weit herabwallte. Das Haar, in sechs Locken geteilt, war zierlich mit Blumen durchflochten, und an den Füßen trug sie Schuhe von weichem hochroten Leder.[1])

Die Hochzeit wurde zu Elis im Hause des alten Atticus gefeiert. Zuerst opferte man der Göttin Here und warf die Galle des Opfertieres hinweg, zum Zeichen, daß alle Bitterkeit von der Ehe soll entfernt sein. Dann wurde das Eheversprechen in Gegenwart mehrerer Zeugen erneuert und zuletzt das Hochzeitsmahl gehalten unter Musik und Zungenfertigkeit aller Anwesenden. Nur einer unter den Gästen blieb ungewöhnlich ernst gestimmt — der alte Vater. Zur Linken des Speisesofas, auf dem er lag, sehen wir nämlich ein Gedeck, welches während der ganzen Mahlzeit unbenützt bleibt — es ist Polydeikes, seinem Sohn, bestimmt, der zwar schon vor mehreren Jahren gestorben ist, dessen Platz aber bei Tische noch immer unbesetzt bleiben muß. Es liegt in diesem Zuge der Zärtlichkeit des Atticus, der gerade bei dieser Feier die toten Angehörigen

[1]) Vgl. Adams Handbuch der röm. Altert. II. 273.

am meisten entbehrte, so viel Rührendes, daß der Schriftsteller Lucian, der seine Pfeile so gern in die scharfe Lauge attischen Spottes tauchte, sich's hätte ersparen können, sich auch hierüber lustig zu machen.[1]) Nach dem Mahle wurde ein Brauch beobachtet, der von den alten Römern herkam, die bekanntlich einstens die sabinischen Jungfrauen geraubt haben. Deshalb wurde bei Hochzeitsfeierlichkeiten der Alten die Braut geraubt. In einigen Gegenden hat sich dieser Brauch bekanntlich bis heute erhalten. Zum Schluß begleiteten Mädchen, welche einen Spinnrocken in der Hand hielten, die Braut zum Reisewagen, um sie daran zu erinnern, daß es für eine Hausfrau sich zieme, fleißig zu spinnen und sittsamen Beschäftigungen zu obliegen. Am folgenden Tage dauerten die Festlichkeiten in dem Hause des Metellus zu Athen noch fort, daselbst nahm die Braut die Geschenke der Freundinnen in Empfang und fing nun an, sich als Frau des Hauses zu zeigen. Es galt auch ihr noch der althellenische Grundsatz: daß das Wort zu führen im Hause und die Oberherrschaft dem Manne gebühre, dem Weibe aber die Pflege des Mannes und der Kinder, und der Befehl über die dienenden Mägde.[2]) Von nun an ändert sich der Name der Braut und sie heißt Chrysophora Attica Metelli, oder der Kürze wegen Metella. Mit dem Namen änderte sie jedoch nicht das

---

[1]) Lucian, Demonax 24.

[2]) Cf. Lasaulx: „Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen." S. 32.

von Kindheit ihr eigene wissenschaftliche Streben, das sie mit der Erfüllung ihrer Berufspflichten in passender Weise zu verbinden wußte.

Die Natur hat ein eisernes Gesetz, demzufolge nach wenigen Jahren alle jugendliche Anmut dahinwelken muß, bis die Sinne sich abstumpfen, die Haare abfallen und zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als ein trostloser — Totenkopf! So zerstört die Natur, was sie selber gebildet, dem Töpfer gleich, der seine Gefäße zerschlägt und andere formt. Auch an Metella sehen wir alsbald den Reiz der Schönheit erblassen und mannigfache Unfälle verkünden ihr nur zu früh, daß der Mensch einer Eintagsfliege gleiche, die kaum auf den kommenden Morgen mit Sicherheit rechnen darf. Demungeachtet ist die Gefallsucht in ihr nicht erloschen, sondern sie sucht sich nur in anderer Weise geltend zu machen. Da sie nämlich ihrer körperlichen Vorzüge sich nicht mehr rühmen konnte, so wußte sie jetzt durch den Reichtum ihrer Kenntnisse und durch den Glanz ihres Geistes sich Bewunderung zu verschaffen, und weil das Glück des Reichtums ihr zu Hilfe kam, so gab es bald eine Unzahl von Freunden, welche ihre reichen Tafeln genossen und mit Lobsprüchen ihren einzigen, vielleicht für die Geberin den angenehmsten Dank abtrugen. Kaum gab es in Athen eine Frau, die im Rufe solcher Gelehrsamkeit stand, wie Metella; hatte sie ja doch alle Dichter und Philosophen Griechenlands nicht bloß gelesen, sondern

unter der Leitung der besten Lehrer und vor allem ihres berühmten Vaters gründlich durchforscht.

Später kam mannigfaches Unglück über sie. Zuerst verlor sie ihren Vater, der den Rest seiner Tage teils in dem nahen Kephisia, wo er ein glänzendes Landhaus besaß, teils in seinem Geburtsorte Marathon zugebracht hatte.[1]) Nicht lange danach ereilte auch ihren Gatten Metellus der Tod.

Lucius, ein sehr talentvoller trefflicher Jüngling, war der einzige Sprosse ihrer Ehe. Dieser war erst 15 Jahre alt, als er der traurigsten aller Kindespflichten nachkam, und nach Volkssitte mit abgewandtem Gesichte die Totenfackel hinhielt an den Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche seines Vaters lag. Seine Mutter hatte den Verlust des Gatten tief empfunden; denn wenn auch der Verstorbene an wissenschaftlichen Beschäftigungen weniger Geschmack fand, so war doch die Harmonie unter ihnen nie gestört worden. Es verging kaum eine Woche, ohne daß die treue Gattin hinausgegangen wäre zur heiligen Straße, die nach Eleusis führt, um dort ein Grab zu schmücken, dessen Inschrift mit den Worten begann: „Stehe still, o Wanderer!“ und das in einer Urne die Asche ihres Gatten barg.

Diese herben Schläge des Unglücks blieben indes nicht ohne Folgen für ihre innere Entwicklung. Denn von jetzt an vermindert sich in ihr der Drang, durch gelehrte Gespräche und Dispute zu glänzen,

---

[1]) Das Grabmal des Atticus wird nächst Athen noch heute gezeigt.

und es erwacht in ihr allmählich der Wunsch, ihres Lebens Zukunft durch etwas, das höheren Wert hat als die Gelehrsamkeit, durch edle Handlungen und Werke der Tugend zu schmücken. Dieser Wunsch beseelt sie erst seit jüngster Zeit.

So sind es also drei Entwicklungsphasen, in welchen wir Metella gesehen — und wer entdeckte diesen Gang nicht schon oft im Leben? — die Lust an äußeren natürlichen Gaben, dann die Lust an Vorzügen des Geistes, und endlich der Trieb, durch Schmuck des Herzens und Frömmigkeit zu glänzen.

Und jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die vorhin angekommenen Reisenden. Wir haben einer jungen asiatischen Sklavin erwähnt, welche aus Smyrna gekommen. Es ist niemand anderer als Seraphika. Bei der Verwirrung, die bei ihrer fluchtartigen Abreise im Hafen ihrer Vaterstadt geherrscht, war es dem Schiffsherrn nicht schwer gewesen, die arme Zugelaufene als sein Eigentum anzusehen, und da er mit Metella vielfach in geschäftlichem Verkehre stand, so überschickte er der reichen Besitzerin die Fremde als Geschenk.

Metella hatte die jugendliche einnehmende Gestalt Seraphikas kaum gesehen, so nickte sie ihrem Sklavenmeister beifällig zu und fragte um die Heimat der Angekommenen. Da diese aus Lydien gebürtig war, so sollte sie künftig nach ihrer Provinz genannt werden und einfach die Lydische — Lydia — heißen.

Von jetzt an verschwindet also in unserer Erzählung auch das letzte, was Seraphika noch als ihr Eigentum angesehen hatte, ihr christlicher Name. Als Fremde steht sie unter Fremden, fern vom Vaterland, von den Angehörigen, von den Glaubensgenossen. Die über sie gebietet, ist eine Heidin. So bleibt ihr nichts mehr als der Anblick des blauen Himmels, der allen gemeinsam ist, und das Vertrauen auf den, der jenseits der Sterne thront. Um seinetwillen hatte sie alles hingegeben, und ebendeshalb war auch ihr Vertrauen auf ihn unbegrenzt. Jene Lippen, die nur Wahrheit sprechen, gaben ihr die heilige Versicherung: „daß sie alles hundertfach wieder empfangen und das ewige Leben erhalten werde.[1])

[1]) Matth. 19.

Das Tirocinium.

Auf dem schönen Platze neben der Stoa des Hadrian drängt sich das Volk der Athener zu einer Porphyrsäule, an welche ein großer Anschlagzettel geheftet wird, der mit der Aufschrift beginnt: „Bonum Factum“. Die dem Dekrete zunächst Stehenden wollen sich kaum mehr entfernen, so oft lesen sie dasselbe und lesen es wieder; andere schreiben sich den Inhalt desselben ab, die Entfernteren stellen sich auf die Fußspitzen, können aber nichts anderes erspähen als die großen Worte: „Bonum Factum“ —„eine gute Tat“. Endlich wenden sich einzelne nächst der Säule um und rufen den Entfernteren zu: „Der Krieg gegen die Barbaren ist öffentlich verkündet.“ Fast zu gleicher Zeit zieht ein Herold über den Platz und verkündet mit donnernder Stimme den kaiserlichen Befehl, daß der Krieg gegen die Donauvölker erklärt sei, und daß die beiden Kaiser Markus Aurelius und Lucius Verus sich persönlich an den Kriegsschauplatz begeben würden.

Das Volk läßt den Herold kaum beginnen, so unterbricht es denselben mit lautem Sturm, und das Beifallklatschen der Athener will kein Ende mehr nehmen.

Unter der kriegslustigen Schar gewahren wir den blühenden Lucius, der die lange Toga Prätexta mit dem schönen Purpurstreifen noch trägt und jetzt mit glühenden Wangen zu einigen seiner Altersgenossen sich begibt, ihnen das Ereignis mitzuteilen und zu beratschlagen, welchen Anteil sie daran nehmen wollten.

Metella weiß noch nichts von dem, was vorgegangen. Sie weilt zu Hause in der Aula, windet sich nach der sonderbaren Sitte mancher vornehmen Frauen eine zahme Schlange um den Hals und füttert sie zum Zeitvertreib mit Brotkrümchen. Ein Flötenspieler bläst in einiger Entfernung auf seiner Tibia und die Frau des Hauses folgt der Musik mit regelmäßigen Bewegungen ihres Fußes. Unterdessen naht sich ihr ein Abschreiber, welcher ein Zeitungsblatt, das im Augenblicke vollendet worden, auf ein silberfunkelndes Tischchen legt.[1]) Sie greift nach dem Bericht, da stürmt Lucius mit fliegender Toga daher: „Mutter, Mutter, weißt du schon das große Ereignis? Der Krieg gegen die Markomannen, gegen die Quaden, Jazygen und alle barbarischen Völker ist erklärt; die beiden Kaiser ziehen

---

[1]) Es ist gewiß, daß damals die öffentlichen Register, Acta diurna betitelt, welche Verhandlungen des Senates, Prozesse, das Verzeichnis der Verstorbenen und Gebornen und anderes enthielten, von eigenen Sklaven abgeschrieben und den Herrschaften regelmäßig vorgelegt wurden. Das Nähere siehe bei Böttiger: „Sabina" II. 99.

selbst nach Aquileja, und die ganze mannbare Jugend von Athen ist aufgefordert, sich zu rüsten."

„Nur Ruhe, mein Sohn," entgegnete Metella, „du tobst, wie wenn du Mars selber wärest. Weißt du nicht, daß die alten Weisen den Jünglingen nichts so oft wiederholten als ihr Μηδεν ἀγαν — ‚nicht zu hitzig'.[1]) Dort liegt deine Toga, hebe sie auf."

„Ich habe Kopf und Toga verloren," erwiderte Lucius, „letzteres ist wohl ein günstiges Vorzeichen." Die Toga aufhebend, trat er jetzt vor seine Mutter und fuhr fort: „Das ist es eben, was ich dich bitten wollte, daß du mir gestatten mögest, die Knabentoga für immer abzulegen und sie mit der männlichen zu vertauschen. Ich möchte Soldat werden und in den Krieg ziehen. Der junge Quintus, der Sohn des Prokonsuls, ist auch nicht älter als ich, und der darf mitziehen, wie er mir eben mitteilte."

„Quintus hat eben noch einen Vater, aber wenn Metella ihren Lucius verliert (und hier streichelte sie den Knaben über sein weiches Lockenhaar), dann hat sie niemand mehr auf Erden, den sie lieben könnte. Sag', mein Kind, kannst du mir einen solchen Kummer verursachen?"

„Ach, Mutter, müssen denn im Kriege alle sterben? Vielleicht kommt nie mehr in meinem ganzen Leben eine Zeit, wo ich mit einem Kaiser ins Treffen ziehen kann; denke dir — zwei Kaiser! Er-

---

[1]) Einer der Sprüche auf der Vorderseite des Tempels zu Delphi: „Alles mit Maß".

innerst du dich, daß ich schon als Schulknabe, wenn ich auf meine Tafeln schreiben sollte, den Wachsüberzug so gern mit dem harten Griffel hinwegkratzte und anstatt die Namen großer Feldherren zu schreiben, mir lieber kleine Soldaten formte? Ersiehst du daraus nicht meinen angebornen Beruf zum Militärstande?"

Metella schüttelte mit wehmütigem Lächeln das Haupt.

„Du wirst aber doch nicht verlangen, liebe Mutter, daß ich Stoiker, Akademiker, Peripatetiker oder gar Epikuräer werde. Nein, bei der heiligen Eiche von Dodona, dazu habe ich keinen Beruf. Über die Kräfte der Natur nachzusinnen und den Himmel mit halbgeöffnetem Munde anzustieren, überlasse ich gern den Philosophen. Ich kann die Denkmäler für gefallene Krieger am Kerameikos nie sehen, ohne daß ich die Toten um ihren unsterblichen Ruhm beneide. Von jetzt an wird es mir gehen, wie dem Themistokles, der bei Nacht nicht schlafen konnte, weil er an den Ruhm des Miltiades dachte. Mein Großvater Atticus erzählte oft, daß er sein Geschlecht von dem großen Miltiades ableite. Du selber hast mir das nämliche schon hundertmal versichert. Erinnerst du dich, daß der Vater noch auf dem Totenbette zu mir sagte: ‚Wenn du groß geworden bist, so sei dem Kaiser treu bis in den Tod'?"

„Jawohl, er beeilte sich aber hinzuzusetzen: und folge deiner Mutter."

„Weißt du, Mutter, der Feldzug beginnt nicht mehr diesen Herbst, sondern erst im Frühling des kommenden Jahres. Bis dahin wirst du dich schon mit dem Gedanken vertraut machen können, daß dein Sohn einige Blätter von dem Lorbeer des unsterblichen Ahnherrn sich sammle. Wenn ich aber nächsten Frühling mitziehen will, so muß ich schon jetzt die weiße Toga bekommen und die Kriegsübungen auf dem Marsfelde den ganzen Winter über mitmachen. Darum, liebste Mutter, die Toga virilis. Ich bitte dich, sage ja! — Mutter, die männliche Toga — denke, das 17. Jahr!“

„Geduld, Geduld, mein Sohn, du sollst zur rechten Zeit die männliche Toga bekommen.“

„Aber nicht, wenn die andern schon fort sind.“

„Nein.“

„Also darf ich mit in den Krieg? Mutter, darf ich?“

„Nun denn, wenn du glaubst mein Sohn, daß dies dein Glück ist, so sei es. Ziehe mit. Die Götter mögen dich schützen!“

Bei diesen Worten drückte die Bekümmerte ihren Sohn mit zärtlicher Innigkeit an sich und sprach seufzend: „Mein Kind bleibst du ja immer, solange ich deine Mutter bin, und ich hoffe, ein recht gutes und den Göttern wohlgefälliges Kind.“

Der Jüngling freute sich über diese Zusage wie nie in seinem Leben; er sah sich im Geiste schon unter den Bürgern Athens und unter den tapfersten Kriegern, und konnte den Tag kaum erwarten, an

welchem er vor den Prokonsul hintreten würde, um aus seinen Händen öffentlich die männliche Toga zu empfangen.

„Mutter," fragte er, „meinst du nicht, in acht Tagen wäre es passend, die Toga zu wechseln? Ich will mich gewiß bis dahin recht gut aufführen."

Metella lächelte über diese Äußerung, ließ sich dann einen Kalender bringen und sah nach, welche Feste noch im Herbst in Aussicht stünden. Da fand sie, daß am 15. Oktober alljährlich die Eroberung Trojas in Athen gefeiert werde; „das ist für einen künftigen Achilleus gerade der rechte Tag," setzte sie scherzhaft hinzu, „da sollst du Rekrut werden."

„Ja, der 15. Oktober," fiel Lucius ein, „das ist ein wichtiger Tag; es sind freilich noch mehrere Wochen dahin, aber der 15. Oktober ist ein herrlicher Tag — das wird ein Jubel werden!" So sprach der feurige Junge und eilte mit den Worten davon: „Nun muß ich zu Quintus eilen. Lebe wohl, gutes Mütterchen, lebe wohl!"

Metella dachte darüber nach, wie sie dieses Fest, das Tirocinium genannt, ihrem Sohne unvergeßlich machen könne. Sie besann sich auf alle Freunde, welche sie hierzu einladen müsse, von denen keiner vergessen werde dürfe, und nahm sich vor, den Prokonsul zu bitten, die Ermahnung an ihren Lucius recht nachdrücklich und ergreifend zu machen.

Das Tirocinium der Alten ist eines jener verloren gegangenen Lebensfeste, welches auf jeden Jüngling einen unaussprechlichen Eindruck machte;

bei uns findet dasselbe einen schwachen Nachklang bei denjenigen, welche eben die niederen Schulen verlassen haben, um als „akademische Bürger“ erklärt zu werden. Dieses Fest war bei den Alten die Abschiedsfeier von der ersten Jugend. In feierlicher öffentlicher Anrede wurden die Jünglinge an die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers ermahnt; die Großtaten ihrer Ahnen wurden ihnen vorgeführt, und wenn sie keine berühmten Väter hatten, so wurden sie an die alten Tugenden ihres Volkes erinnert, welche in den Büchern der Geschichte eingetragen waren. Traf es sich dann, daß ein Bürger später wegen eines Verbrechens vor Gericht stand, so erinnerte ihn der Richter nicht selten an die Vorsätze und Versprechungen, die er an seinem Tirocinium gemacht und nun gebrochen habe.

Doch, sehen wir gleich an unserm jungen Lucius, wie er dieses Freudenfest begeht.

Eine Anzahl der edelsten Jünglinge Athens war beschieden, vor dem Prokonsul zu erscheinen. Alle Verwandten Metellas, ihre Klienten und Freunde, sind bereits im Atrium des Palastes versammelt. Aber die Frau des Hauses und Lucius, dem dieses Fest gilt, werden nicht gesehen. Denn noch befindet sich die Mutter mit ihrem Sohne oben im Lararium, dem Heiligtum, wo Lucius unter den brünstigsten Gebeten vor den Hausgöttern weilt, um den Segen des Himmels für die Laufbahn seines künftigen Lebens zu erflehen. Mit zum Himmel erhobenen Armen und geöffneten Händen steht der

blühende Jüngling bedeckten Hauptes vor dem Bilde der Gottheit, als wollte er die unsichtbaren Gaben empfangen, welche dieselbe ihm verleihen sollte. Unter feierlichen Gebeten, welche ein Priester ihm vorsagt, gelobt er den Göttern, die Tugend über alles zu schätzen und das Laster zu hassen. Dann berührt er voll Ehrfurcht die Knie der Standbilder, wendet sich zur Rechten um und bleibt wieder vor der Gottheit stehen. Seine Mutter verweilt neben ihm, legt die Hand auf ihren Mund und betet in der Stille mit. Sie nimmt eine Wachstafel zur Hand, schreibt mit dem Griffel ein Gelübde darauf, versiegelt die Tafel und legt sie zu den Füßen der Gottheit, wo sie liegen bleibt, ohne daß jemand ihren Inhalt erfährt.

Es sei dem Leser mitgeteilt, was Metella auf das Täfelchen geschrieben hat. Sie gelobte der Gottheit, wenn ihr Sohn aus dem Kriege gesund wiederkehren würde, einen „geweihten Frühling"; d. h., sie verspricht, daß sie alles Vieh, welches in den Monaten März und April nach der Rückkehr ihres Sohnes auf ihren Landgütern zur Welt kommen würde, den Göttern als Opfer geben wolle.

Die Gebete waren vollendet und die Libationen wurden vorgenommen. Das Feuer brannte auf dem kleinen marmornen Altärchen, der Jüngling griff nach einem goldenen Gefäß, schöpfte dunklen Wein aus dem Opferkrug und goß einen Teil desselben in die Altarflamme, einen andern auf den Mosaikboden vor dem Bildnisse der Gottheit. Nun legte

er einen Kuchen von Mehl auf den Altar, verbrannte denselben und streute von dem feinsten Weihrauch Arabiens auf die lodernde Flamme, so daß im Heiligtum der Wohlgeruch des Rauchwerkes lieblich duftend sich verbreitete.

Noch aber ist diese religiöse Feier nicht beendigt; denn Lucius trägt ja das goldene eiförmige Amulett (Bulla) noch um den Hals, das sein Vater ihm nach seiner Geburt umgehängt hatte. Diese Bulla sollte die Knaben nicht allein fortwährend an den kindlichen Gehorsam erinnern, sondern auch ein Schutzmittel sein gegen verschiedene Krankheiten und Gefahren, und der Leser würde staunen, wenn man ihm sagen würde, welch abergläubische Dinge die sonst so geistreiche Frau in diese Bulla verschlossen hat. Mit dem heutigen Tage jedoch war das Knabenalter ihres Sohnes beendigt. Deshalb trat die Mutter herzu, um das Amulett ihm abzunehmen. Sie legte die goldene Kapsel mit der Schnur zu den Füßen der Gottheit nieder, wo sie als Weihgeschenk für immer hängen blieb.

Lucius zog heiteren Angesichts und noch angetan mit der Prätexta über die Treppe herab, und trat ins Atrium, wo seine Freunde ihn erwarteten. Nachdem er von allen Seiten die freundlichsten Beglückwünschungen empfangen und mit tausend Segenswünschen überschüttet worden, begab er sich unter zahlreicher Begleitung zum Prokonsul.

Damals waren die gewöhnlichen Versammlungen der Athener nicht mehr, wie zur Zeit der Republik,

draußen auf dem Pnyxhügel, der an geschichtlichen Erinnerungen so reich und durch den Glanz der berühmtesten Redner so gefeiert war,[1]) sondern im Theater des Dionysos.

Bereits fanden sich die mannbaren Jünglinge, die für dieselbe Feier geladen waren, an dem Versammlungsorte ein und harrten des Prokonsuls. Der Erwartete erschien und ließ sich auf seinem Sitze nieder. Einer um den andern tritt jetzt, von seinen Freunden begleitet, vor und legt die Prätexta ab. Der Prokonsul ermahnt jeden einzeln an die Bedeutung der abgelegten Toga. Der Purpurstreifen der Knabentoga, sagt er ihnen, habe sie während ihres Knabenalters immerdar erinnert, so zu leben, daß sie einst als Männer ein mit Purpur verbrämtes Kleid, das Abzeichen höheren Staatsdienstes, zu tragen bekämen. Auch sollten sie nie vergessen, daß sie die Nachkommen seien jener ruhmgekrönten Griechen, welche einst ihr Vaterland von der Überschwemmung des Perservolkes gerettet hätten. Nachdem den Jünglingen die Pflichten eines Bürgers ans Herz gelegt worden waren, empfingen sie die Männertoga, welche ganz weiß und makellos war. Alles Volk sprach ihnen bei diesem Akte seine Glückwünsche aus.

---

[1]) Noch heute ist der hohe schöngearbeitete Rednerstein, auf welchem einst Männer, wie Demosthenes, gestanden, sowie eine große Anzahl amphitheatralisch gebauter Felsensitze auf dem Pnyxhügel deutlich zu erkennen. Das Forum in Rom bietet kaum größeres Interesse, wie dieser Versammlungsplatz des athenienſischen Volkes.

Angetan mit der neuen Toga begab sich Lucius mit den Seinigen auf die Höhe der Akropolis, um sich dort dem Schutze der Pallas Athene zu empfehlen. Die Cella des Tempels war geöffnet und die Andächtigen traten aus dem Prostylon, jenem azurblauen sternbemalten Gewölbe, in das Heiligtum ein. Dort beteten sie vor dem im Altertum so oft genannten, von unermeßlichem Gold und Elfenbein glänzenden, hoch sich erhebenden Standbild der Pallas.[1]) Einige von den Begleitern, zur Andacht weniger gestimmt, weideten ihre Augen bald an der herrlichen Statue — dem Meisterwerk des gefeierten Bildhauers Phidias —, bald an der schöngearbeiteten prachtvollen Lampe, die neben dem Bilde der Göttin hing.[2]) Auf dem Heimwege betrachtete Lucius manchmal mit besonderem Wohlbehagen seine Toga virilis und lächelte auf seine Freunde hin, welche fanden, daß er bereits das Ansehen eines Bürgers habe.

„Ein schönes Fest," sagte er ihnen, als sie die prachtvolle Marmortreppe herabgingen, „nur Eines

[1]) Dasselbe war 37 Fuß hoch, sein Wert betrug anderthalb Millionen Gulden.

[2]) Von dieser Lampe sagt Pausanias, der Schüler des Herodes Atticus, in seiner Beschreibung von Griechenland (I. 26): „Kallimachus fertigte der Göttin eine goldene Lampe, deren Öl nicht verzehrt wird bis zum Schlusse eines Jahres, obgleich die Lampe Tag und Nacht fort brennt. In der Lampe ist ein Docht von spanischem Flachs, welcher die Eigenschaft hat, daß ihn das Feuer nicht verzehrt. Über der Lampe erhebt sich eine eherne Palme bis zum Plafond, welche den Rauch aufnimmt und ihn zerteilt."

fiel mir schwer, als ich mich der hohen Göttin, der Beschützerin Athens und Griechenlands, empfahl: die griechischen Jünglinge müssen sich schmücken lassen von römischen Magistraten, müssen kämpfen unter den Adlern Roms und haben einen Herrn, der Griechenland als eine Provinz ansieht und sie Achaja nennt. Wie ganz anders war dies früher, o, wenn es noch so wäre! Würde mein Großvater noch leben, so dürften wir heute während der Tafel von nichts anderem reden, als von althellenischen Feldherren und vom Ruhm vergangener Zeiten. Wie würde meine Mutter frohlocken, wenn das alte Hellas wieder auferstünde! Gewiß nur deshalb war sie heute so traurig, als wir sie verließen und ins Theater gingen."

Indes waren diese ernsten Gedanken bald verscheucht, als Metella die Heimkehrenden heiter begrüßte und nach einer wiederholten Ermahnung, die sie an ihren Herzenssohn richtete, die Geladenen zum Mahle wies.

Die reichen Festgewänder sind abgelegt, die Gäste haben das Haupt mit Eppich und Kränzen geziert und beschenken den Gefeierten mit Andenken aller Art. Man läßt sich nieder und damit es ab ovo usque ad mala — von den Eiern bis zum Konfekt — niemals an Unterhaltung fehle, sind Spaßmacher, Taschenspieler und Musiker bereit, zur allgemeinen Erlustigung ihr Scherflein zu liefern. Da hätte man sehen können, was für ein Unterschied zwischen römischer und griechischer Sitte auch in der Freude

sich zeigte: die Griechen fanden das Lärmen und Spaßmachen den Gebräuchen ihrer Nation nicht angemessen, die Römer aber — an guten Geschmack ärmer als an guten Geschmacksorganen — hatten eben daran und am Mahle selbst ihren höchsten Genuß, und mancher von ihnen war vollkommen zufrieden, wenn er, wie Lucian sich ausdrückt, ein Ferkel mit Kuchen ungestört essen und statt gelehrter Gespräche das weinschwere Haupt auf den sanft gehaltenen Becher niedersenken durfte.

Von jetzt an hält sich Lucius an einige hervorragende Männer, welche, im Kriegswesen wohl erfahren, ihren Schützling zu einem tüchtigen Krieger heranzubilden sich bemühen. Er obliegt täglich auf dem Marsfelde militärischen Uebungen, von Begierde glühend, recht bald dem Feinde gegenüber zu stehen und in die rühmlichen Fußstapfen seines großen Ahnen Miltiades zu treten.

Die Nestnadel.

Bereits sind mehrere Monate verflossen, seitdem Lydia als arme Sklavin in Metellas Dienst getreten. Die Sklaverei war für sie ein ödes Feld, das unter dem sengenden Strahl der Sonne seine Fläche unabsehbar weit dahinzog. Wie aber einst in alter Zeit die Magd des frommen Booz einsam über das Stoppelgefilde dahinwandelte, Ähren lesend, die sie in ein Büschlein band, so werden wir Lydia durch dies öde Gebiet hinwandeln sehen, emsig bemüht, die Früchte edler Werke zu sammeln. Bot ihr ja doch gerade der Charakter Metellas Gelegenheit genug dar, sich in Akten der Selbstverleugnung zu üben. Denn diese, so liebenswürdig und herablassend sie unter Gästen und Freunden erscheint, ist oft eine strenge und grausame Domina gegen ihre Untergebenen. Von dieser Seite werden wir sie sogleich kennen lernen.

Lucius ist eben davongeeilt. Das Marsfeld, auf welchem eine größere Übung stattfinden soll, hat ihn gerufen. Nur im Vorübergehen begrüßt er seine Mutter und bittet sie, von einem benachbarten Gebäude aus den Kriegsübungen zuzusehen. Kaum hat er das Haus verlassen, so kommt ein Diener zu

Metella mit der Einladung, diesen Abend nach den Übungen im Hause des Prokonsuls eine Erfrischung zu nehmen.

Der Bote hat sich entfernt und Metella schlägt mit den Fingern ein Schnippchen, und als dieses nicht gehört wird, gibt sie ihren Dienerinnen mittels Pfeifen ein Zeichen, daß sie eintreten sollen.[1]) Sie erteilt Befehle, die Kleider für den Ausgang in Bereitschaft zu halten und diesmal ihren schönsten Schmuck herzurichten, denn der Prokonsul ist (wie der Schriftsteller Lucian über denselben einige Belege liefert) ein Mann, der auf das Äußere sieht.

Mit beflügeltem Schritte eilt Arpis, das erste Kleidermädchen, in Metellas Putzkammer und bringt eine weiße Tunika von der feinsten milesischen Wolle. Das Gewand hat kurze Ärmel, welche nur den Oberarm bedecken; dieselben sind nach altdorischer Sitte aufgeschlitzt und werden mit goldenen Agraffen befestigt. Sowohl oben am Ausschnitte des Halses, als am unteren Saume ist die Tunika mit einem Streifen von zweimal gefärbtem sidonischen Purpur eingefaßt, eine Auszeichnung, welche nur Frauen von reiferem Alter und aus höheren Ständen zukam. Jener Teil des Gewandes, der unterhalb der Knie beginnt, ist eigens angesetzt, eine in viele herablaufende Fältchen zierlich gelegte Falbel. Arpis ist bemüht, ihrer Herrin das

---

[1]) Origenes mißbilligt es an christlichen Herrschaften, Domestiken durch solche Zeichen zu sich zu bescheiden.

Kleid anzulegen. Mit großer Fertigkeit schürzt sie dasselbe etwas in die Höhe und schlägt den weißen Gürtel um die Mitte des Gewandes, so daß über denselben herab sich ein schöner, etwas überhängender Faltenbausch bildet. Da die griechischen Damenkleider keine Taschen haben, so werden Kleinigkeiten, die man etwa mit sich zu nehmen hat, in diesen Bausch gesteckt. Ohne dieses Aufgürten wäre die Tunika so lang, daß die ganze untere Falbel, welche beinahe eine halbe Elle breit ist, nachgeschleppt werden würde.[1])

Ein zweites Mädchen macht sich daran, das, was am Kopfputz fehlt, in Ordnung zu bringen, und ihr das Diadem zu befestigen, unter welchem das Haar nach rechts und links in leichten Locken den Schläfen zufließt. Noch liegt die schöne lange Nadel mit einem elfenbeinernen Irisfigürchen auf dem Putztisch, welche erst zuletzt eingefügt wird. Die erwähnte Nestnadel ist eine vielbewunderte Arbeit eines älteren Bildhauers. Das Figürlein ist etwa fingerlang und in allen seinen Teilen mit seltener Feinheit ausgearbeitet. Es läßt sich abschrauben, so daß es auch mit einem andern vertauscht werden kann. Mit heiliger Ehrfurcht hat die Haarzofe diese Nadel auf das Tischchen neben dem Ankleidesessel hingelegt. Sie hat wohl Ursache, alles mit möglichster Vorsicht zu tun, denn an einem der Goldkettchen, die um den oberen Teil des Sessels, „Kathedra“ genannt, herumlaufen, befindet sich eine Peit-

[1]) Vgl. Böttiger: „Sabina“, II. Tl. S. 118.

sche, die aus Draht geflochten und mit Metallknöpfen versehen ist, und bei gegebener Ursache sogleich in Anwendung kommt. Es ist, als ob Juvenal gerade unsere Dame im Auge gehabt hätte, als er über die Grausamkeit der Frauen schrieb:

„He, warum diese Locke zu hoch? Mit geschwungener Peitsche
Rächt die gnädige Frau den Frevel . . .“

Lydia bringt die Schuhe und ordnet einiges an der geglätteten Falbel. Metella ist nach der allgemeinen Mode jener Zeit bereits geschminkt, sie läßt sich einen ovalen Handspiegel vorhalten, besieht sich darin, und verbessert eigenhändig mit einem Pinselchen, was ihr an der Schwärze ihrer gemalten Augenbrauen noch abzugehen scheint. Plötzlich fällt ihr ein, daß sie noch ein tieferes Bleischwarz besitze, welches sich zu dem gemeinten Zwecke mit Vorteil in Anwendung bringen ließe und da keine Zeit mehr zu verlieren ist, so ruft sie mit Hast Lydias Namen, sie tadelnd, daß — aber der Tadel war noch nicht ausgesprochen, so stößt die Erschrokkene an das nahe Toilettentischchen, die Nadel rollt — fällt — und liegt zerbrochen auf dem Boden.

Die Herrin, von Zorn entflammt, springt auf, und im ersten Anfall von Wut schlägt sie gleich einem Raubtiere ihre langen spitzig zugeschnittenen Nägel in Lydias Arme.[1]) Die Unglückliche hat nicht Zeit, nur ein Wort zu stammeln, so greift die Rasende schnell nach der Peitsche, schwingt die metal-

---

[1]) „Dienende Sklavinnen laß vor schneidenden Nägeln beschützt sein.“ Ovid.

lenen Knöpfchen und schlägt mit rauhen Schmähworten unbarmherzig auf die zu ihren Füßen Liegende. Schon färbt sich mit Blut das Gewand der Gepeitschten, ihr Ächzen erzielt kein Erbarmen, und bewußtlos wird sie von dannen getragen. So tobt die Gebieterin und auch die anwesenden Dienerinnen finden nicht Worte genug, jenes Vergehen in seiner ganzen Größe zu schildern. Um aber die Aufgeregte zu versöhnen, überbieten sie sich jetzt in einer Reihe von Lobsprüchen über den herrlichen Anzug, den schlanken Wuchs und die Anmut ihrer Herrin. Unter solchen Schmeichelworten wird sie allmählich wieder gelassen.

Der Putz ist vollendet, es fehlt nur noch, daß ihr der leichte, weiße Mantel umgelegt wird, dessen zierliche Falten sie über ihren linken Arm zu Boden wallen läßt.

Unterdessen warten unten im Vestibulum bereits sechs kräftige syrische Männer mit einer langen bequemen Sänfte.

Die Alten fanden es nämlich angenehmer, sich in einem Ruhebette auf menschlichen Schultern tragen zu lassen, als mit Pferden durch Staubwolken zu fahren, welche der Hufschlag in die Höhe treibt. Zudem waren in allen Städten des Südens die meisten Straßen so schmal, daß der Gebrauch von Wägen kaum möglich gewesen wäre. Es ist bekannt, daß zu Rom nur der Kaiser mit Pferden fuhr. Die engen Gassen gewähren im heißen Süden

den großen Vorteil, daß sie fast den ganzen Tag kühlenden Schatten bieten.

Metellas Sänfte ist aus feinem polierten Zitronenholz gearbeitet und steht auf vier Füßen, durch deren obere Oeffnungen zwei Tragstangen laufen. Sie hat die Länge eines menschlichen Körpers und ist auf jener Seite, wo der Kopf ruht, einem modernen Causeuse nicht unähnlich. Damit aber die liegende Stellung nichts Unbequemes biete, so ist vorn ein breites Ruhekissen angebracht, worauf sich der Vorderarm stemmt, während sich das Haupt des Getragenen sanft an die gepolsterte Rückwand anlegt. Zu den Füßen steigt der Ruhepolster ein wenig aufwärts und schließt an einer polierten Wand an, die sich beinahe so hoch als die vordere Kopfwand erhebt.

Die Frau geht aus ihrem Ankleidezimmer zur Sänfte hinab, und ihr schelmischer Papagei ruft ihr aus seinem elfenbeinernen Bauer seinen gut einstudierten Lobspruch nach. Hurtig hält ein Knabe einen Fußschemel vor die Sänfte, während die Putzmädchen, in zwei Reihen aufgestellt, die Arme über die Brust kreuzen und sich ehrerbietig verneigen. Die Emporsteigende faltet ihren nach indischen Essenzen duftenden Mantel, nimmt ein zierliches Bisamfläschchen und greift dann nach ihrem freundlichen Malteserhündchen, welches sie zur Hälfte mit ihrer Palla (Mantel) zudeckt. Sie bemerkt unter Lächeln, daß der kleine Malteser heute etwas Katarrh habe, deshalb das Näschen rümpfe

und manchmal nieſe. Dadurch, daß Metella den netten Liebling zuweilen ſtreichelt und ihn mit ihren goldenen Armſpangen neckt, weiß ſie auf der Straße in geſchickter Weiſe den Grüßen derjenigen zu entkommen, die ihr nicht angenehm ſind.

Die Frau iſt aus dem Hauſe, und es iſt Zeit, daß wir der armen Lydia nachforſchen. Sie iſt auf ihrer kleinen Zelle, ruht dort auf einem Kiſſen und Ophne, die gewöhnlich ihre Gehilfin im Fertigen der Schuhe iſt, war herbeigeeilt, um der geſtraften Freundin die Wunden zu waſchen und ſie zu tröſten. Letztere äußert Mitleid gegen die Geſtrafte und verſichert, daß ſie ſelbſt auch ſchon manchmal die Peitſche habe fühlen müſſen. Dann fing ſie an, alle Grauſamkeiten Metellas aus früheren Zeiten aufzuzählen, und ſchien Erleichterung in ſolchen Schilderungen zu finden.

Lydia horchte ihr einige Augenblicke zu und unterbrach ſie freundlich mit den Worten: „Diesmal, liebe Schweſter, hatte unſere gnädige Gebieterin wohl Grund, erzürnt zu werden; denke an meine Ungeſchicklichkeit, womit ich den Unfall herbeiführte, und den Schaden, den ich ihr verurſachte. Wir müſſen gerecht ſein, Ophne, und auch an die guten Eigenſchaften unſerer Herrin denken — erinnere dich an die Zucht und Ordnung, die unſere Gebieterin in ihrem Hauſe hält, an die vielen Wohltaten, die ſie den Armen ſpendet, und an die religiöſen Handlungen, die ſie täglich ſo gewiſſenhaft ausführt.“

Ophne wunderte sich, solche Worte in diesem Augenblicke aus Lydias Mund zu hören. „Das sind Lobsprüche," sagte sie, „die wir unserer Gebieterin nur in ihrer Gegenwart zu sagen pflegen; ist sie aber fort, so erzählen wir uns ihre schlimmen Eigenschaften. Es ist mir schon oft aufgefallen, daß du ihr nie eine Schmeichelei sagst, viel eher etwas, das wie ein zarter Tadel klingt. Aber Eines gestehe aufrichtig: nicht wahr, es tobt dennoch in deinem Inneren, wenn du jetzt an ihre Grausamkeit denkst, und du wirst diese Untat niemals vergessen können?"

„In gewissem Sinne, Ophne, hast du recht: ich habe niemals etwas zu vergeben, weil ich mich niemals für beleidigt halte."

Ophne besann sich einen Augenblick und ließ sich die Worte wiederholen; sie konnte es nicht fassen, wie eine mißhandelte Magd, die keine andere Rache als die des Herzens habe, auch auf diese verzichten könne. Sie war noch weit davon, zu ahnen, daß der Mensch, welcher mit Glauben und mit Hoffnung dulde, auch mit hoher heiliger Liebe leide, und darum mit Genuß. Indes nahm sie sich vor, über dieses Rätsel auf dem Wege nachzudenken, den sie eben zu einer Lederhandlung zu machen hatte, fuhr dann ihrer Mitsklavin treuherzig über die Wangen und fragte sie: „Du sanftmütiges Lamm, sag' mir doch ein Mittel, wodurch ich die Aufwallungen des Zornes besiegen kann, ich möchte dir in dieser Hinsicht recht ähnlich werden."

— „Für einen Christen eine Menge: die klare Erkenntnis unserer Fehlerhaftigkeit, die Betrachtung des leidenden Erlösers, Schonung und Nachsicht mit den Irrtümern der Mitbrüder . . .“

— „Nein, meine Liebe, für eine Heidin, wie ich bin.“

„Ich hörte einmal,“ erwiderte das Christenmädchen mit lächelnder Miene, „ein gewisser Philosoph, der zum Zorne geneigt war, habe stets einen Vergrößerungsspiegel mit sich getragen, um, wenn der Zorn sein Gesicht verfinsterte und verunstaltete, sogleich in den Spiegel zu schauen und aus der Häßlichkeit des äußeren Anblicks auf die noch größere Häßlichkeit der inneren Leidenschaft zu schließen.“

„Noch ein Wort, Ophne, nicht wahr, bei dem Lederhändler, zu dem du gehst, bekommt man auch schöne Pergamentblätter? Möchtest du mir nicht den Gefallen erweisen und mir etliche Stücke mitbringen?“

„Was wird denn ein Sklavenmädchen mit Pergament zu tun haben?“ fragte jene, „und mit welchem Gelde werde ich diese Ausgabe bestreiten dürfen?“

„Was ich mit dem Pergamente vorhabe, gutes Kind, kann ich dir nicht sagen, jedenfalls werde ich dir aber das Geld dafür sogleich mitgeben. Ich habe nämlich noch einige Silberstücke, welche mir meine Mutter einhändigte, als ich zu Smyrna gefangen saß, wahrscheinlich in der Absicht, daß ich

mir die Aufseher des Kerkers damit gefällig machen sollte. Ich ging darauf nicht ein, behielt das Geld in einem verborgenen Täschchen meines Kleides und nahm dasselbe mit mir nach Athen."

Jetzt trat Lydia in einen verborgenen Winkel der Kammer, nahm eine Münze und legte sie in Ophnes Hand.

„Du mußt mir aber doch sagen," sprach Ophne, „was du mit dem Pergament vorhast. Ich versichere dich, ich komme sonst mit leeren Händen zurück. Ich sah dich immer als meine liebste Schicksalsgenossin an, und einer verschwiegenen Freundin darf man alles sagen."

„Nun denn," antwortete jene, „wenn es sein muß, so sollst du es wissen. Unsere Herrin fragte mich jüngst, als ich ihr mitteilte, daß ich eine Christin sei, ob ich ihr jene berühmte Verteidigungsschrift verschaffen könnte, welche vor etwa 16 Jahren der christliche Philosoph Justinus dem Kaiser Antonius Pius überreicht hat. Unterdessen habe ich die Schrift durch die Güte unseres hiesigen Bischofs Quadratus erhalten. Ich möchte nun eine Abschrift davon anfertigen und Metella zu ihrem nahen Geburtsfeste damit überraschen. Sie weiß noch nicht, daß ich Schönschreiberin bin, um so größer wird vielleicht ihre Freude sein, wenn sie die Rollen in ihrem Bücherkästchen findet. Und jetzt, Kind, weißt du alles, jetzt gehe und bringe mir das Pergament."

Ophne stand wie bezaubert vor ihrer Mitsklavin. Mit einem leisen Drucke auf deren Hand gab sie

ihr beim Fortgehen zu verstehen, wie sehr sie in die geheimen Tiefen ihres Herzens hineingeblickt habe.

Über Lydias Seele aber zog sich ein süßes Gefühl jener himmlischen Wonne, die nur gute Menschen kennen, wenn sie eine edle Tat vollbracht haben. Es war ihr, als flüsterte ihr ein göttlicher Lehrer zu: „Diesmal hast du recht gehandelt, denn als ich ans Kreuz geschlagen wurde, habe ich für meine Mörder gebetet. Meinen Schülern aber trug ich auf: ‚Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für eure Verfolger und Verleumder.‘“

Gerade diese Lehre hatte Lydia so oft aus dem Munde ihres unvergeßlichen Bischofs und Lehrers Polykarpus vernommen, der dieselbe in einem Briefe an die Bewohner von Philippi mit den Worten aussprach: „Wir können mit Christo nicht auferstehen, wenn wir uns nicht hüten, Böses mit Bösem zu vergelten; vielmehr müssen wir gern Barmherzigkeit erweisen, damit Gott auch uns barmherzig sei.“

Ophne war wieder zurückgekommen und hatte das Pergament mitgebracht. Lydia legte die Blätter zurecht, bezeichnete die Linien, die sie überschreiben wollte, und nahm in ihre gewandte Hand das Rohr, womit sie die Aufschrift, welche an Kaiser Hadrian gerichtet war, zeichnete. Sie hoffte, die Schutzschrift des Justinus auf wenigen Rollen fertig bringen zu können, und erbaute sich, während sie dieselbe zu schreiben begann, an der Schönheit

ihrer Gedanken und an der Offenheit, womit die Geheimlehren des Christentums darin ausgesprochen werden. Im vorhinein freute sie sich über den günstigen Eindruck, welchen die Schrift vielleicht auch auf Metella machen könnte. Für heute aber schrieb sie nur die Aufschrift, denn ihre Hand zitterte, so oft sie einen Buchstaben zeichnete, und zudem war die Nacht schon weit vorgeschritten.

Ihren Kiel beiseite legend, dachte sie an das heutige Tagewerk zurück. Bisweilen heftete sie ihr Auge auf das einfache Kreuz, das sie an der Wand ihres Zimmers hängen hatte, und welches zierlich umschlungen war von jenem Gürtel, womit ihr im Amphitheater zu Smyrna die Hände waren gebunden worden. Sie kniete zu Boden vor dem Bilde des Gekreuzigten, denn sie hatte ihrem Erlöser noch manches zu sagen, ehevor sie ihr Tagewerk schloß. Mit welcher Wonne kam sie dem Auftrage ihres Herrn nach, für diejenige zu beten, durch welche sie heute um ein Verdienst reicher geworden! „Nimm, o Gott, mein heutiges Ungemach hin" — flehte sie — „als hätte meine geliebte Herrin dir zulieb es selber gelitten. Wenn meine Geduld dir angenehm war, so rechne nicht mir, sondern ihr das kleine Verdienst an. Und wenn sie jemals deine Strafe verdienen sollte, o Gott, dann züchtige nicht sie, sondern mich dafür: denn ich bringe mich selbst als Opfer für sie. Aber eine Gnade schenke ihr, o Herr, eine Gnade, um die ich täglich zu dir rufe — die

Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi."

Während sie so gebetet, hatte sie nicht bemerkt, daß irgend eine Hand den Vorhang hinweggezogen hatte, der den Eingang ihres Zimmers verhüllte. Es währte einige Augenblicke, dann fiel der Vorhang leise wieder zurück, und durch den Gang — von der Betenden noch immer unbemerkt — rauschten Metellas reiche Gewänder.

Diese war nämlich während der ganzen Dauer der Kriegsübungen und der Abendunterhaltung mit sich selbst höchst unzufrieden. Die Erinnerung an ihre böse Tat hatte niederdrückend auf ihre Seele gewirkt, und es schien ihr nicht möglich zu sein, sich zur Ruhe zu begeben, ohne daß sie der Mißhandelten noch ein freundliches Wort gesagt hätte. Als sie aber Lydia in solcher Stellung traf, ihren Schmerz ausgießend vor ihrem Gott, da überfiel sie ein heiliger Schauer und sie eilte hinweg, ohne ein Wort zu reden. Sie begab sich in das Heiligtum ihres Hauses, um in ihrer Weise die beleidigte Gottheit wieder zu versöhnen. Nachdem sie nämlich ein Rauchwerk angezündet, warf sie sich unter Bußgebeten vor dem Bilde ihres Hausgottes nieder. Tief drückte sie ihre vor Scham glühende Stirn in das wächserne Bild, aber die kalte Gottheit schien zurückzuweichen, denn sie hatte kein Herz und darum keinen Trost für die Betende. Darauf wurde von der reueerfüllten Heidin ein Werk eigener Art vorgenommen, ein Akt der tief-

sten Zerknirschung, dem wir in späteren Jahrhunderten nicht mehr begegnen, und der etwas sehr Demütigendes an sich hat. Sie neigte nämlich ihr Haupt gegen die Brust und spuckte auf ihr Gewand. Dieser Bußakt ward dreimal wiederholt. Dann erhob sie sich und begab sich endlich in ihr Schlafgemach.[1]) — Das war ein heidnisches Bußwerk, dem der Gedanke zugrunde lag, wegen einer bösen Handlung sich der Gottheit in der tiefsten Erniedrigung zu zeigen. Auch wir haben im Christentum einen ähnlichen Brauch, dreimal mit der Hand an die Brust zu schlagen, um dadurch vor Gott auszudrücken, daß der Sitz unserer Ungerechtigkeit das Herz sei, welches gleichsam zerschlagen zu werden verdiene.

---

[1]) Vgl. hierüber Böttiger: „Sabina", a. m. O.

Das Opfer im Zeustempel.

(166 n. Chr.)

Die kriegerischen Übungen, deren wir oben erwähnten, währten den ganzen Winter über, und Lucius oblag mit solchem Eifer seinem Berufe, daß er bereits für einen guteingeübten Soldaten galt. Es begann der Frühling des Jahres 166, welcher die kaiserlichen Truppen im Norden des Adriatischen Meeres, auf den Alpen und jenseits derselben sehen sollte.

Aus Aquileja, unweit dem späteren Triest, wo die beiden Kaiser den Winter zubrachten, war der Befehl ergangen, überall die Mittel zu ergreifen, welche den Menschen gegeben sind, um sich die Gunst der Götter zu erwerben. Der Feldzug, welcher in Deutschland bevorstand, war von höchster Wichtigkeit. Er sollte die römischen Banner an die östlichen Ufer der Donau tragen und den Ruhm der siegreichen Waffen Roms den entlegensten Barbaren verkünden bis hinab ins Land der Jazygen, zu den Ebenen des späteren Ungarns und zu den waldbewachsenen Ufern der Theiß. Den Feind kannte man. Der Ruhm des Ariovist, des Heerführers der Markomannen, und Armins Siege

waren den Römern aus früherer Zeit wohl noch erinnerlich, und hätte man auch der germanischen Tapferkeit zu Rom vergessen, man wäre dort durch die jährlich wiederkehrende Prozession mit den kapitolinischen Gänsen, welche Rom einst durch ihr Geschnatter vor einem nächtlichen Überfall germanischer Männer gerettet, daran erinnert worden.

„Zahllose Opfertiere bluteten vor den Götzenaltären, alle Reinigungen, wie sie seit Numas Zeit Gebrauch gewesen, wurden angewandt, auch ward ein siebentägiges ‚Lektisternium' gefeiert, das heißt, es wurden den Bildern der Götter Speisen vorgetragen, auf Tischen, an denen die männlichen Gottheiten lagen, die Göttinnen aber saßen."[1]) Auch Athen hielt seine feierlichen Opfer.

Östlich von der Akropolis, unfern vom Hadriansbogen, dort, wo heute noch sechzehn riesighohe korinthische Säulen stehen, befand sich der herrliche Tempel des Zeus Olympios. Dieses Heiligtum bestand aus einem Wald von 120 Säulen, und hatte einen Umfang von 2300 Fuß. Kaiser Hadrian hat den uralten Bau vollendet. Eine Unzahl von Standbildern zierten denselben, unter welchen das kolossale aus Gold und Elfenbein von Phidias gefertigte Zeusmonument — der bekannte olympische Jupiter — die erste Stelle einnahm. Auch das großartige Denkmal, welches die dankbare Stadt dem Kaiser Hadrian errichtet, war seit kurzem in eben diesem

---

[1]) Stolbergs Geschichte d. R. J. VIII. S. 73.

Tempel aufgestellt. Das ganze gewaltige „Olympiäum“ galt für ein wahres Wunder des Altertums, obgleich es unter den sieben Weltwundern nicht genannt wurde, und seine Ruinen machen noch heute auf den Besucher einen erschütternden Eindruck, der nur durch die Reste der Akropolis, einer in Trümmern liegenden Götterstadt, noch übertroffen wird.

Ein klarer Morgen lachte vom Hymett herüber. Die Sonne hatte kaum die Höhen überschritten, so sammelten sich die waffenfähigen Männer Athens mit glänzenden Panzern und Helmen. Auch Lucius ist bereit, und sagt seiner Mutter im Vorübergehen noch geheimnisvoll ins Ohr, daß die Auguren gestern über die heiligen Hühner geklagt hätten, weil sie nicht fressen wollten,[1]) und daß bei der jüngsten Vogelschau weder ein Rabe, noch eine Krähe sich gezeigt habe. „Die eigensinnigen Raben,“ setzte er hinzu, „sonst schreien sie den ganzen Tag.“

„Desto mehr,“ entgegnete Metella, welche eben ihr Haar mit einem Eppichkranze schmücken ließ, „müssen wir beten um den Beistand der Götter. Eine ungünstige Vogelschau ist schon deshalb ein bedenkliches Zeichen, weil viele dadurch entmutigt werden. Hast du nicht gehört, was das Orakel zu Delphi gesprochen hat?“

---

[1]) Bekannt ist, daß Publius Claudius vor dem ersten punischen Kriege die Hühner, welche nicht fressen wollten, mit den Worten ins Meer werfen ließ: „Wenn sie nicht fressen wollen, so sollen sie saufen.“

„Ach, das Orakel, das weiß jetzt auch nicht mehr, ob Krösus ein Lamm oder eine Schildkröte siedet.[1]) Delphi soll uns lieber seine goldenen Schätze geben, als seine ledernen Sprüche, und ein Pythaules gilt jetzt mehr als eine Pythia.“[2])

Metella versank unterdessen in ernstes Nachsinnen über den bevorstehenden Kampf, über die bedenkliche Nachricht der Auguren, über die möglichen Schicksale ihres einzigen Kindes, und über den traurigen Abschied, der ihr schon in wenigen Tagen bevorstand. Während sie so in trüben Gedanken sich erging, schlüpfte Duranus, der Knabe an der Wasseruhr,[3]) zwischen dem reichen indischen Vorhang, der zu Metellas Gemach führte, herein, und kündigte ihr die Stunde an, damit sie sich bereit halte, sich zum Opfer zu begeben. Es war ein herrlicher und erhebender Anblick, die Tausende zu sehen, welche über die Gefilde außerhalb der Stadt zum Tempel heranzogen. Wie blitzten die stähler-

---

[1]) Anspielung auf einen im Altertum berühmten Ausspruch des Orakels. Krösus ließ nämlich durch eine Gesandtschaft in Delphi fragen, was er eben zu Hause tue. Das Orakel gab die richtige Antwort, daß der König an einem Kessel stehe und ein Lamm mit einer Schildkröte siede.

[2]) In Delphi befanden sich damals, wie Pausanias im 10. Buche erzählt, große Schätze. Pythaules hieß der Kämpfer mit dem Drachen Phyton. Seine letzte Antwort gab das Orakel ums Jahr 360 n. Chr. dem Julianus Apostata: „Sage deinem König, Phöbus habe kein Obdach mehr.“

[3]) Im Jahre 306 v. Chr. erhielt Rom die erste, obgleich unrichtige Sonnenuhr, und 159 v. Chr. brachte Scipio Nasica die erste Wasseruhr nach Rom.

nen Helme und die blanken Schwerter, wie funkelten im Glanz der Morgensonne die eiförmigen Schilde am linken Arme der Bewaffneten! Von einem leichten Morgenlüftchen bewegt, flatterten die Helmbüsche und über den Häuptern der Krieger erhoben sich zahlreiche Schäfte und Lanzen, Standarten und goldbeflügelte Adler. An die glänzenden Panzer der Soldaten schloß sich an den Hüften ein leichter Kriegsrock an, der nur bis über die Knie herablief, wodurch besonders der reifenden Mannschaft eine große Beweglichkeit eigen war. Die Legionen waren an den Tempel gekommen und stellten sich außerhalb der mit Blumen und Kränzen geschmückten Altäre in Ordnung. Ein Herold trat hervor und gebot mit einer durchdringenden Stentorstimme allen Anwesenden Stillschweigen. Nach dem Rufe „favete linguis“ erschien der Priester des Jupiter vor dem geöffneten Heiligtum, angetan mit einem Purpurmantel und einer konischen Mütze auf dem Haupte, und das Opfer, welches diesmal um so feierlicher werden sollte, als Zeus bereits seit langem keinen Opferdampf mehr aus dem Olympieion gerochen hatte,[1]) nahm seinen Anfang. Schon wirbelten allenthalben auf hundert brennenden Altären und aus zahllosen Rauchgefäßen die Weihrauchwolken, und der Priester sprach mit lauter Stimme und zum Himmel erhobenen Händen ein Gebet zum Zeus um die Vernichtung der Feinde und um den Triumph der kaiserlichen Waffen fle-

[1]) Lucian, die Luftreise, c. 24.

hend. Er gelobte, daß ein Teil der Beute für den Vater Zeus und seinen Tempel, wenn die römischen Waffen siegen würden, verwendet werden solle. Die Versammelten, welche den Altären zunächst standen, berührten dieselben, andere umschlossen mit ihren Armen die Bildnisse der Götter, die zahlreich zwischen den Tempelsäulen sich fanden, wieder andere wendeten sich mehrmals im Kreise um, indem sie die Finger auf die Lippen legten, das Zeichen ihrer Andacht.

Dies war geschehen und es zog mitten durch die geöffneten Reihen der Krieger eine Anzahl herrlich geschmückter Opferdiener, unter ihnen der sogenannte Popis mit aufgeschürztem Gewande. Er führte an einem Strange einen weißen Stier mit goldenen Hörnern, der ohne Fehl und Makel und mit kostbaren Teppichen und Bändern so reich bedeckt war, daß man ihn kaum sehen konnte. Als das Tier dem herrlichen Standbilde gegenüber war, welches den blitzetragenden Zeus darstellte, der auf elfenbeinernem Throne saß, wurde aufs neue Weihrauch in die brennenden Altäre geworfen. Des Dampfes war so viel, daß die Säulen des Tempels verhüllt wurden, und die reichen Gewänder der Opfernden feenhaft durchschimmerten. Der Priester des Jupiter trat hervor, besprengte den Stier mit Lustralwasser, streute Mehl mit Salz vermischt auf den Kopf desselben, nahm sodann vom dünnzerschlagenen Weihrauch und warf auch von diesem dem Opfertiere etwas zwischen die goldenen

Hörner. Dann kostete er den Wein und gab den andern Priestern davon, die angetan mit weißen Kleidern, um ihn her standen. Nachdem der Stier aus einer Schale eine Libation dieses Weines erhalten hatte, wurden ihm einige Haare oberhalb der Stirn ausgerissen und in die Opferflammen geworfen. Unterdessen stand der sogenannte Schlächter mit seinem langen wohlgeschliffenen Messer in Bereitschaft, und wartete auf den Befehl des Oberpriesters. Zu beiden Seiten des Stieres sehen wir die handfesten Gehilfen des Popis, welche teils dazu bestimmt sind, das Tier im Augenblicke der Tötung zu packen, teils in Opfergefäßen das Blut desselben aufzufangen und es auf den Altären auszugießen. Der Schlächter richtet nun an den Oberpriester die Frage: „Soll ich es tun?“ und jener antwortet: „Tue es.“ — Auf diesen Befehl hin stößt jener mit gewaltiger Faust das scharfe Messer in den aufgebogenen Nacken des Stieres, und unter dem Gebrüll desselben wird sein warmes Blut in Pfannen aufgefangen und über die Altäre gespritzt. Sobald die Blutung vorüber ist, wird weiter geschritten und es beginnt das Amt der Haruspices oder Wahrsager. Sie machen sich alsbald an die Erforschung der Eingeweide, nehmen die Leber und das Herz heraus und untersuchen vor allem mit großer Genauigkeit die Leber, den Sitz unzähliger Anzeichen. Mit bedenklicher Miene spalten sie dieselbe in zwei Teile und klagen wiederholt darüber, daß der sogenannte Leberkopf — eine gewisse

fleischige Erhöhung — diesmal fast ganz fehle.[1]) Desto mehr Hoffnung für einen glücklichen Ausgang des Krieges gaben das Herz des Stieres und seine wohlgeordneten Eingeweide. In solcher Weise war die Zukunft erforscht, und es wurden nun diejenigen Teile des Tieres, welche den Göttern zugehörten, mit Mehl, Wein und Weihrauch besprengt, und auf die lodernden Altäre und Opfertische gelegt, an welchen die beweglichen Standbilder der männlichen und weiblichen Gottheiten sich befanden. Hierauf trat das Volk herzu und legte seine Gaben, darunter die kostbarsten aus Gold und Silber gearbeiteten Schmucksachen, auf die Altäre, um sie zu Ehren der Gottheit zu verbrennen.

Da aber das heutige Opfer zu wichtig ist, als daß ein einziges Tier hinreichte, so sendet der heidnische Glaube dem Zeus noch unzählige Rinder, von denen die vorzüglichsten Teile für die Götter, andere für die Priester, wieder andere für das Volk bestimmt werden, welches sich nun um den Tempel herum zum Opfermahle niederläßt. Daß auch die Musik, die dumpfe Tuba, die schmetternde Zinke und die metallene Flöte, welche von stirnumwundenen Opferdienern geblasen wird, zur Verherrlichung des Festes beizutragen hat, braucht nicht eigens erwähnt zu werden.

---

[1]) Die vorgeschrittene Physiologie mag den Grund angeben, weshalb die Leber für den Sitz geheimnisvoller Anzeichen gehalten wurde.

Nach beendigtem Mahle wurden nochmals laute Gebete gesprochen, der Wein aus goldenen Schalen gegossen und das Volk mit den Worten entlassen: „Nun ist es erlaubt, zu gehen."

So haben wir denn in diesen wenigen Zeilen dem Leser ein heidnisches Opfer vor Augen geführt, und überlassen es ihm selbst, das religiöse Element der Handlung zu beurteilen. Nur eine Bemerkung fügen wir hinzu über den Grundgedanken des Aktes. Das Opfer ist der Mittelpunkt nicht nur des christlichen, sondern auch des mosaischen und heidnischen Kultes. Der Opfernde bekennt, daß er der Gaben der Gottheit unwürdig sei, und daß er dieselben durch die Sünde verwirkt habe. Deshalb legt er die Stellvertreter der schönsten Gaben der Gottheit — Früchte, Tiere, Schätze— auf ihren Altar, im demütigen Bekenntnis, diese Wohltaten nicht zu verdienen. Der Zorn Gottes wird nach altem Glauben nur durch das Leben gänzlich gesühnt und daher die Menschenopfer. Das Blut des Menschen wird als Träger des Lebens angesehen und auf den Altar gegossen. Später brachte man statt menschlichen Blutes jenes von Tieren auf die Altäre, indes sind alle Tieropfer, nach Anschauung aller alten Völker und auch des israelitischen Volkes, nur stellvertretend statt der Menschenopfer.

Der religiöse Akt, den wir vorhin im Zeustempel angesehen haben, hat also den Zweck, Zeus, den Vater der Götter und Menschen, wegen aller Vergehen zu versöhnen, und dadurch seines Beistandes

sich für den bevorstehenden Krieg würdig zu machen. Aus demselben Grunde sehen wir das Volk zu Athen jetzt Tag um Tag bald auf der Burg der Pallas, bald in dem massivgebauten Tempel des Mars[1]) und den zahlreichen andern Tempeln der Stadt ihre Opfer entrichten.

Endlich kommt der Tag heran, an welchem die Krieger nach den Schiffen zum Hafen Piräus ziehen: es ist der Tag ihres Abschiedes von der Familie und vom heimatlichen Boden. Die zurückbleibenden Väter erinnern ihre Söhne an den Spruch der alten spartanischen Jünglinge, entweder mit oder auf den Schilden zurückzukehren. Unter Segenswünschen reißt auch Lucius sich los von den Zärtlichkeiten einer Mutter, welche auf Erden niemand inniger liebt als den feurigen Jüngling, der jetzt zum erstenmal in den offenen Kampf zieht. Er weiß seine Mutter zu trösten, indem er ihr vorstellt, welch eine glänzende Zukunft und welch hohe Ehrenstellen der gegenwärtige Krieg ihm verschaffen könne. Indes werden wir sehen, wie auch er es erfährt, daß die jugendliche Schwärmerei einer schillernden Seifenblase ähnlich ist, die nur allzufrüh in einen trüben Wassertropfen zusammenfließt.

---

[1]) Man nennt den schönen dorischen Tempel auf der Westseite Athens (eine der besterhaltenen Ruinen des Altertums) gewöhnlich „Tempel des Theseus“. Professor Dr. Roß behauptet, daß dieser Tempel dem Kriegsgotte geweiht war, und daß Theseus nur ein einfaches Heroon gehabt habe.

Charakterskizzen aus dem Sklavenleben.

Als Lucius abgereist war, überließ sich seine Mutter einem unbegrenzten Schmerze. Erst jetzt empfand sie recht, mit welcher Innigkeit sie ihren Sohn liebe. Während sie sich in ihre Einsamkeit zurückzieht, und fern von der Welt nur für die Sprache ihres bekümmerten Mutterherzens ein Ohr hat, machen wir mit dem freundlichen Leser eine kleine Wanderung und zeigen ihm die große Schar der Sklaven Metellas.

Unten in denjenigen Gemächern, welche am Hofraume sich hinziehen, sehen wir eine Menge von Köchen und Küchenknaben, wohl erfahren, einen Bissen lecker zu bereiten. Sie geben sich gerade an diesen Tagen alle Mühe, ihrer trauernden Herrin einige Lieblingsgerichte auf die Tafel zu setzen. Doch nicht sie haben die Ehre, die Speisen aufzutragen, denn für dieses Geschäft sind wieder andere bestimmt, Jünglinge von schöner Körpergestalt mit den beliebten blonden Haaren und blauen Augen, welche aus dem fernen Norden in den genußreichen Süden gebracht wurden.

Umhergehend in dem Innern dieses großen Gebäudes finden wir einen Saal, dessen Inwohner

an unsere unglücklichen Fabrikarbeiter erinnern, Mägde, welche an einer langen Reihe von Webestühlen arbeiten, und teils für ihre Herrin, teils für das zahlreiche Gesinde des Hauses Kleiderstoffe zu liefern haben. Eine noch größere Menge von Sklaven arbeitet im Garten; sie pflanzen Gemüse, jäten Blumenbeete und pflegen die Obstbäume. Draußen aber in den Ölgärten Metellas, in ihren Weinbergen und auf ihrem Landhause zu Kephissia, wie zu Theredron bei Eleusis, würde man erst einen vollständigen Begriff bekommen von der Anzahl und der Beschäftigung ihrer Untergebenen. — Nach diesem allgemeinen Überblick werden sich einige der hier erwähnten Geschöpfe dem Leser vorstellen.

Wir zeigen ihm deshalb zuerst unsern Liebling — unglückseligerweise steht er eben als Sträfling in der Ecke des vorderen Impluviums — den blonden Duranus, einen Knaben, der gewöhnlich an der Wasseruhr steht. Da er Fremde gewahr wird, neigt er schüchtern sein Köpfchen auf das Täfelchen, das an seinem Halse hängt und andeutet, daß er einen Knabenstreich vollführt habe. Leider ist es auch so. Weil es ihm seit einigen Wochen gut ging, so hat er die lederne Peitsche, die gewöhnlich neben der Stiege hängt, von Mutwillen getrieben, herabgerissen und in einer Laube des Gartens versteckt. Dort hat sie der strenge Bogus aufgefunden, und den Jungen nachdrücklich empfinden lassen. Zudem wurde die Schandtafel ihm um den Hals gebunden,

eine Kugel ihm am Fuß befestigt und er steht bereits seit einem halben Tage in der Ecke des Säulenganges. Obwohl er gerade finster blickt, ist er doch gewöhnlich nichts weniger als traurig; er gleicht vielmehr einem hüpfenden Eichkätzchen, dem es am wohlsten ist, wenn es auf Bäume klettern kann. Sein weiches Gemüt drückt sich nicht selten in den Tönen seiner sanften lispelnden Tibia aus. Ist er sehr mutwillig gestimmt, so nimmt er seine Tamburine zur Hand und trommelt darauf, bis etwa Bogus ihm einen empfindlichen Wink gibt, daß es Zeit sei, der Domina die Stunde anzukündigen.

Der erwähnte Bogus ist ein rauher und hartherziger Mann. Unbeweglich und in gerader Haltung, durch welche er sagen will, daß er einmal Militär gewesen, steht er am liebsten unten vor dem Atrium. Er trägt einen Stab in der Hand, das Abzeichen seiner Würde, denn er ist Metellas Sklavenmeister und hat als solcher die Aufsicht und das Züchtigungsrecht über alle Dienstboten des Hauses. Eine Mütze, die er fest hineindrückt in sein volles gesättigtes Angesicht, gibt zu verstehen, daß er kein Sklave mehr ist. Er war früher ein solcher, als er mit andern Kriegsgefangenen auf dem Markte zu Athen unter dem Spieße verkauft wurde; allein schon lange hat er seine Freiheit erhalten. Besser als sein Stab stünde ihm eine Geißel in der Rechten, denn nichts macht ihm größeres

Vergnügen, als einen Sklaven an den Vorderarmen an einer Säule anzubinden, und ihm das schwere Gewicht an die Knöchel der Füße zu schnallen, damit er ihm so in einer möglichst geraden und unbeweglichen Stellung eine unbestimmte Zahl von Geißelhieben versetzen könne. Es scheint, daß die Seele jenes Caligula in ihn gefahren ist, welcher eines Tages mehrere junge Leute aus den besten Familien zur Kurzweil mit Geißeln hauen und dann foltern ließ. Hätten wir Gelegenheit, die verrostete Baßstimme des Bogus zu hören, so würden wir den Mut verlieren, mit einem solchen Mann in einen heftigen Wortwechsel zu geraten. So groß indessen seine Barschheit ist, womit er Untergebene behandelt, eben so groß ist die wohldienende Höflichkeit und unheimliche Herzlichkeit, womit er mit Höheren spricht. Als Metellus noch lebte, wußte er sich so hineinzuarbeiten in die Gunst seines Herrn, daß derselbe noch auf dem Sterbelager seiner Gattin den Bogus als Sklavenmeister zu behalten empfahl.

Eine ganz ähnliche Stellung, wie jene, welche Bogus einst gegen seinen Herrn einnahm, hat jetzt eine alte Magd von nahezu sechzig Jahren ihrer Gebieterin gegenüber. Diese ist Selina, eine geborne Afrikanerin. Sie ist bereits mehr als ein halbes Leben lang bei Metella, ja, sie hat ihre jetzige Herrin schon als Kind gekannt, und war von Atticus auf dem Markte zu Rom gekauft worden, um die kleine Chrysophora zu pflegen. Ihr schwarzbraunes

afrikanisches Gesicht bildete damals einen humoristischen Gegensatz zu der rosigen Zartheit ihres Pfleglings, und Atticus fand sein Töchterlein nie hübscher, als wenn er es auf der Schulter der häßlichen Wärterin schlummern sah.[1]) Selina kennt also das Leben ihrer Herrin, und hat eine so große Anhänglichkeit an dieselbe, daß sie von der ihr angebotenen Freilassung niemals Gebrauch machte. Diese Anhänglichkeit ist aber fast ihre einzige gute Eigenschaft. Sonst macht sie sich durch ihre Anlage zur Bosheit, welche sich von Jahr zu Jahr mehr ausbildet, ihren Nebendienstboten fast unerträglich. In der Heuchelei ist sie so geübt, daß sie gegenwärtig keine Magd neben sich hat, der sie nicht schon im Vertrauen alle andern angeschwärzt hätte. Trotzdem liegt ihr daran, daß alle von ihr gut denken; deshalb ergießt sie ihre Lobhudeleien nicht allein gegen ihre Herrin, sondern sie sagt auch ihren Mitsklavinnen bis zur letzten herab manche Schmeichelei ins Angesicht. Es ist dieser kriechende Charakter eine Eigentümlichkeit ihrer afrikanischen Abstammung. So alt sie ist, so wendet sie dennoch täglich eine Menge abergläubischer Mittel an, um ihre dunkle Schönheit zu heben, und weil sie sich ihrer kurzen Haare schämt, verhüllt sie dieselben mit einem zierlich gefältelten Kopftuch. Da sie schon so lange dient, hat sie sich bereits eine hübsche Summe zurückgelegt, denn ihr monatlicher Lohn besteht aus

---

[1]) Eben solche schwarze Wärterinnen findet man heute noch in Paris, z. B. unter den Gängen der Tuilerien.

sechs äginetischen Scheffeln Getreide und sieben Denaren (Zwanzigern) in Geld. Mit ihrem vorrätigen Sümmchen weiß sie in eigentümlicher Weise zu spekulieren und gleicht jenen indischen Ameisen, von welchen man behauptet, daß sie Gold aus der Erde sammeln. Sie kauft nämlich von Zeit zu Zeit einen wohlfeilen Sklaven, zieht aus seiner Arbeit einigen Gewinn für sich und verkauft ihn dann wieder. So hat sie erst jüngst auf dem Markte eine vortreffliche Goldstickerin um mehr als 100 Drachmen (40 fl.) gekauft. Ihr Geld weiß sie so sorgfältig zusammenzusparen, daß sie in ihrem Leben nie einen Obolus ohne Not ausgegeben oder gar hergeschenkt hat. Wenn das so fortgeht, und sie ein hohes Alter erreicht, so ist es möglich, daß sie es noch auf ein Talent bringt.[1]) Sobald indes der Tod diesem Hausen und Knausen ein Ende machen wird, will Metella dafür sorgen, daß ihre Leiche nicht wie die eines gemeinen Sklaven beerdigt, sondern auf einem Scheiterhaufen verbrannt werde. Das wird wohl das einzige sein, wodurch sie sich von dem Allerärmsten unterscheiden wird.

Um aber den geneigten Lesern nicht glauben zu machen, die Sklaven Metellas seien alle, wie der graubartige Bogus oder die braune libysche Selina, so soll er jetzt das freundliche Sandalenmädchen, die unverdorbene, heitere Ophne, von der wir schon oben sprachen, näher kennen lernen.

---

[1]) Ein Talent = 6000 Drachmen oder 1400 Thlr.

Ophne hatte während der wenigen Jahre, die sie in Metellas Dienst zugebracht, schon eine kleine Laufbahn durchgemacht. Zuerst versah sie nur die niedrigsten Putzdienste, dann stieg sie etwas höher und hatte die Schuhe ihrer Domina vom Staube zu reinigen, endlich lernte sie in Leder zu arbeiten, und fertigt jetzt die weichen und gewöhnlich weißen Lederschuhe mit solcher Geschicklichkeit, daß sie sich ohne Druck der Form des Fußes, etwa wie ein Socken, bequem anschließen. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit weiß sie alles, was sie zum erstenmal in die Hand nimmt, recht zu machen, und man darf ihr nur ein Zeichen geben, so bringt sie dasjenige, was gewünscht wird, meistens schon mit sich. Am drolligsten ist sie indes, wenn ihr der Vorzug zu teil wird, Metella auf Spaziergängen zu begleiten; da winkt sie dann ihren zahlreichen Bekannten, von denen sie keinen übersieht, bald rechts bald links mit dem Kopfe zu, und hat in ihrem Gang eine Beweglichkeit, wie wenn Quecksilber in ihren Adern fließen würde.

Der kleine Thrax ist der bejammernswerteste Mensch. Er war mit fünf Jahren, als er verkauft wurde, noch auffallend klein, und das war eben sein Unglück. Ein griechischer Händler kaufte den Knaben und tat ihn in seine Anstalt, um aus ihm einen ganz regelmäßig gewachsenen, künstlichen Zwerg zu machen. Zu diesem Ende mußte Thrax seine ganze Jugend, solange er des Wachsens fähig war, in einem eigens für Zwergbildung bereiteten

Kasten zubringen oder, wie Plinius sich ausdrücken würde, in einem „Zwergfutteral“, damit er durch häufig angewandte Einpressungen und eine sehr mäßige Früchtenkost des Wachsens sich entwöhne. So ist er wirklich nur drei Schuh hoch geworden. Später wurde er auf dem Markte zu Athen um hohen Preis feilgeboten, und der gute Metellus kaufte denselben mehr aus Mitleid, als um einen Hausnarren zu haben. Ebendeshalb hat auch Thrax nicht die gewöhnlichen Eigenschaften der Zwerge angenommen, er ist nicht ein geborner Witzbold, und auch nicht sarkastisch in seinen Antworten, sondern ein ganz gutes harmloses Kerlchen. Um seine Lippen spielt ein gutherziges Lächeln, das zwischen Weinen und Lachen die Mitte hält. In seiner Herzensgüte gönnt er jedem gern, an seiner possierlichen Gestalt Wohlgefallen zu haben, indessen gehen ihm, obwohl er auf jede Frage freundlich antwortet, gar bald die Augen über. Alles, was er spricht, klingt schon deshalb, weil er es sagt, äußerst burlesk, und um diesen Eindruck zu vermeiden, sucht er gewöhnlich ernst und mit Pathos zu sprechen. Metella und ebenso ihr Sohn Lucius hatten ihn immer recht liebevoll behandelt, und will man ihn unsichtbar machen, so darf man ihm nur ein Wort von dem guten Lucius erzählen, und alsbald flüchtet sich der Kleine in irgend ein Versteck des Gartens oder des Hauses, um den fortgereisten Herrn zu beweinen.

Es schien uns notwendig zu sein, auch solche Geschöpfe dem Leser vorzuführen, da der Eindruck jener ganzen Zeit ein unrichtiger wäre, wenn wir das Sklavenleben dabei unberücksichtigt ließen. Es ist eine Torheit, von der Freiheit unter den alten Republiken und unter der Kaiserherrschaft zu reden; wenn man weiß, daß diese Freiheit erbaut war über der Knechtschaft von zwei Dritteilen aller Zeitgenossen, fängt man an, über dieselbe ganz anders zu denken. So hatte, um hier nur ein Beispiel anzuführen, Athen unter dem Statthalter Demetrius Phalereus (300 Jahre v. Chr.) etwa 21 000 Freie, 10 000 Halbfreie und 400 000 Sklaven, — also ein schreiendes Mißverhältnis zwischen Freien und Knechten. Ein anderes geschichtliches Beispiel, welches einen schauerlichen Blick in die gepriesene alt-römische Freiheit werfen läßt, ist folgendes. Ein römisches Gesetz verordnet, daß, wenn ein Herr im eigenen Hause von Sklavenhand war ermordet und der Mörder nicht war entdeckt worden, — alle Sklaven des Hauses zu sterben hätten. So wurde einmal der reiche Pedanius Sekundus in Rom von einem seiner Diener ermordet, und seine 400 Sklaven wurden nach dem Gesetze zum Tode verurteilt. Das Volk widersetzte sich zwar der Vollziehung des Urteils, und suchte die Unglücklichen zu retten; der Kaiser Nero aber ließ den Weg, auf welchem die Verurteilten zum Tode geführt werden sollten, durch militärische Wachen besetzen und das grausame Urteil wurde unbarmherzig an allen vollzogen.

Was die Zahl der Sklaven betrifft, die manchmal ein einziger Gutsherr im Dienste hatte, so ist ein Gesetz erhalten, aus welchem wir auf die Größe derselben schließen können. Dieses Gesetz stellte fest, daß der Herr in seinem Testamente nicht über 100 Sklaven freigeben dürfe, wenn er 20 000 habe! „Armer Mensch," ruft Seneka aus, „der du deine Lust finden kannst an einem Sklavengesinde, zahlreicher als die Heere kriegführender Nationen, und an Privatgebäuden, welche den Umfang großer Städte übertreffen: wenn du das, was du besitzest, mit dem vergleichst, was du noch wünscheſt, bist du dennoch ein Bettelmann!"[1])

Bei einer so großen Anzahl von Unterdrückten darf es uns nicht wundern, wenn die römische Geschichte erzählt, daß dieselben sich zuweilen zum Aufstande verschworen, daß z. B. der Sklave Eunus mit 60 000 und später Spartakus mit 40 000 solcher Geschöpfe auf offenem Schlachtfelde den Römern begegnen. Sie wurden damals besiegt, durch das Schwert getötet, und zu Tausenden ans Kreuz geschlagen.

Einige Jahrhunderte später hören wir die klirrenden Ketten von den Händen der Sklaven fallen. Wer aber, möchte man hier fragen, hat ihnen zum Siege und zur Freiheit verholfen — Eunus oder Spartakus, oder einer, der höher steht, als alle römischen Kaiser?

---

[1]) Seneka, „Von den Wohltaten". VII. 10.

Die Apologie des Justinus.

Die Säulen eines der Palasthöfe werden mit langen Blumenguirlanden festlich bekränzt, denn es ist heute Metellas Geburtstag. Was Feld und Garten von den schönsten Früchten bietet, wird in zierlichen Körben herbeigebracht; einige Mädchen streuen buntgemischte Blumenblätter auf den Boden des Impluviums und andere stecken duftende Blüten, die ihnen ägyptische Blumenhändlerinnen gebracht haben, in die grünen Guirlanden ein. Die jüngsten und besten Arbeiten werden vorgelegt: neue Gewänder, Gürtel, Schuhriemen, Fächer, und die Gefeierte nimmt alles mit Herablassung und mit Anerkennung des verwendeten Fleißes in Empfang. Ein Geschenk indes, das sie schon gestern abends in ihrer runden und mit getriebener Arbeit verzierten Bücherkapsel gefunden, hatte sie mehr als alles andere überrascht: es waren einige Pergamentrollen, in welchen sie zierlich geschrieben folgende Aufschrift las:

„Dem Imperator Titus Älius Hadrianus Antoninus, dem frommen Augustus und Cäsar; und Verissimus, seinem Sohne, dem Philosophen;[1]) und

[1]) Markus Aurelius, der adoptierte Sohn des Kaisers Antoninus, hieß früher Verus.

Lucius, dem Philosophen, dem Freunde der Gelehrsamkeit; dem erlauchten Senate und dem ganzen römischen Volke bringt dar diese Rede und Fürbitte für diejenigen, welche unter allen Geschlechtern gehaßt und beleidigt werden, und zu denen er selbst sich zählt, Justinus, des Priskus Sohn, aus Flavia Neapolis in Syria-Paläſtina."

Als die Domina diesen langen Titel gelesen, erriet sie sogleich, von wem das Geschenk herrühre; noch mehr aber staunte sie, als sie vernahm, daß Lydia auch die Abschreiberin der Verteidigungsschrift sei. Hatte ihr schon vor einiger Zeit der Anblick der Christin, als diese betend für ihre Herrin im Kämmerlein kniete, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, so steigerte sich jetzt dieser Eindruck noch ungleich höher, als sie sah, welch edle Rache dieselbe an ihr genommen. „Wenn die Christen das Unrecht, das ihnen widerfährt, durch solche Handlungen vergelten," sagte sie zu sich selbst, „so können sie unmöglich jener Verbrechen schuldig sein, die im ganzen römischen Reich ihnen zugeschrieben werden."

Sie ließ die Schreiberin zu sich kommen, und versicherte sie, daß sie mehr noch als die Gabe, die Seele bewundere, aus welcher die Gabe gekommen sei.

„Diese Schrift," sagte sie, „habe ich schon sehr lange gewünscht und nie erhalten; wir müssen sie in ruhiger Stunde gemeinsam lesen. Justinus schätze

ich deshalb so sehr, weil er den Mut hatte, seine Überzeugung auszusprechen. Obwohl mir Plato höher steht als jeder der übrigen Weltweisen, so tadle ich doch dieses Eine an ihm, daß er trotz seines Glaubens an den höchsten Weltenschöpfer in einer Rede an die Athener den Volksglauben an die Vielgötterei zu begründen suchte, aus Furcht, man möchte ihm wie Sokrates das Leben nehmen."[1])

„Willst du aber wissen, wie meine Götterlehre heißt? Vielleicht kommt sie der deinigen näher, als du ahnest. Zeus ist Anfang und Ende und alles ist aus Zeus.[2]) Nimmt unsere Schule auch an, daß Zeus untergeordnete Götter, gleichsam Gottesboten habe, welche seine Befehle an den Menschen vollziehen — so sind wir doch weit entfernt von jener Götterlehre, wie das niedere Volk, und besonders die kopfscheuen Römer sie kennen. Diese Torheit muß fallen. Die Dichter haben kein Recht, neue Götter zu machen, ihre Lebensgeschichte zu erfinden, und sie dem Volke als Wahrheit aufzudrängen. Man hätte Homer und Hesiod als Betrüger brandmarken und in die Verbannung schicken sollen. Jeder nach ihnen erfand neue Götter dazu, so daß wir jetzt Mühe haben, nur ihre Namen zu merken. Es gibt keine bocksfüßigen Gottheiten."

---

[1]) Justinus nennt dies eine strafwürdige Verleugnung der besseren Überzeugung Platos. Vgl. seine „Ermahnungen an die Griechen".

[2]) Lehrsatz der Orphiker.

Nach einer kleinen Pause fragte sie: „Kennst du in dieser Hinsicht das höchst wichtige Orakel vom toten Pan?“

„Allerdings,“ entgegnete Lydia.

„Nun, was weißt du davon?“

„Unter der Regierung des Kaisers Tiberius fuhr einst ein Handelsschiff, auf welchem sich Epitherses, der Vater des Redners Ämilianus, nebst vielen Reisenden am Bord befand, in der Nähe der echinadischen Inseln. Die Sonne war untergegangen, viele nahmen noch ihren Abendtrunk ein, als man plötzlich unweit der Insel Paxä eine Stimme vernahm, welche dem Thamus rief. So hieß der Steuermann, ein Ägypter, welchen wenige dem Namen nach kannten. Es entstand eine allgemeine Verwunderung, und der Steuermann blieb auf zweimaliges Rufen still. Erst das dritte Mal antwortete er, worauf die Stimme laut über den Meeresspiegel rief: Wenn du bei dem Orte Palodes angekommen bist, so melde, daß der große Pan gestorben sei. Unweit Palodes rief Thamus von dem Hinterteile des Schiffes aus, sein Angesicht nach dem Lande richtend: Der große Pan ist gestorben! Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so vernahm man ein allgemeines von einer großen Menge ausgehendes, mit Verwunderung gemischtes Seufzen.[1])

Merkwürdig ist es“ — setzte Lydia hinzu — „daß dieses Orakel gerade in die Zeit des Todes Jesu fällt.“

---

[1]) Plutarch: „Über den Verfall der Orakel“, c. 17.

Metella hörte ihrer Sklavin wohlgefällig zu. Nach einigen kurzen Lobsprüchen sagte sie: „Es wäre deinen Fähigkeiten wohl angemessener, wenn du künftighin nicht mehr meinen Füßen, sondern meinem Kopfe dienen würdest. Ich habe deshalb beschlossen, dich von heute an zu meiner Vorleserin zu machen."

Diese Begünstigung erfüllte Lydia mit Bangigkeit, denn sie wußte, daß jede Bevorzugung gern den Neid, dieser aber den Unfrieden nach sich ziehe. Sie nahm sich deshalb vor, von jetzt an gegen ihre Mitsklavinnen noch dienstfertiger und freundlicher zu sein; denn ein Mittel gegen den Neid ist die dienstfertige Liebe.

„Auch weiß ich," fuhr Metella fort, „daß ich bei dir noch etwas gutzumachen habe, denn ich bin neulich zu barsch gegen dich gewesen. Damit du siehst, daß ich für einen schönen Zug auch ein empfängliches Gemüt habe, so nimm diesen Silberspiegel als Eigentum hin und tue mit ihm, was dir gefällt."

Lydia hatte ein zu zartes Gefühl, als daß es ihr nicht weh getan hätte, für die kleine Überraschung, die sie ihrer Herrin durch ihre Abschrift gemacht, sogleich eine Art von Bezahlung zu empfangen. Das wertvolle Geschenk aber auszuschlagen, hätte die Geberin verletzen können; deshalb nahm sie es ehrerbietig an und gab ihr freudig zu erkennen, daß sie den hohen Wert des Spiegels zu schätzen wisse.

Selina hatte diese Szene von einem anstoßenden Zimmer angesehen, und konnte sich, als die Be-

schenkte mit dem Spiegel fortgegangen war, nicht enthalten, die neuliche Ungeschicklichkeit derselben noch einmal ins Gedächtnis ihrer Herrin zu rufen und ihre Bemerkungen daran zu knüpfen.

Als Lydia die Apologie zu lesen begann, fragte Metella: „Nicht wahr, der Philosoph Justinus war ein römischer Bürger aus Neapolis am Tyrrhenischen Meere und ein Anhänger des Epikurus?“

Lydia entgegnete: „Justinus ist allerdings ein Philosoph und wenn ich nicht irre, so trägt er noch gegenwärtig in Rom seinen Philosophenmantel und gibt dort Unterricht in der Lehre des Christentums. Er ist aber zu Neapolis in Samaria geboren und hat sich früher der Lehre des Plato zugewendet, und als ihn dieselbe nicht befriedigte, wurde er ein Anhänger der Religion Christi. Als solcher hatte er diese Schutzrede für die Christen an den Kaiser Antoninus Pius und seinen Senat geschrieben.“

„Nun, so fange an zu lesen. Vor allem teile mir aus Justinus den christlichen Gottesbegriff mit.“ Jene begann:[1])

„Wir bekennen den wahrhaftigen Gott, den Vater der Gerechtigkeit und aller Tugenden, an welchem das Böse keinen Anteil hat. Ihn und seinen Sohn, der von ihm herabkam, uns zu lehren, und den prophetischen Geist — verehren wir und beten sie an.“

---

[1]) Das hier folgende sind nur Bruchstücke aus der so berühmten Apologie des heiligen Justinus.

„Dieser Glaube," unterbrach sie Metella, „ist allerdings von dem unsrigen gar sehr verschieden; noch verschiedener aber, und manchmal sogar unsittlich, sollen die religiösen Gebräuche der Schüler Jesu sein."

Lydia las als Antwort folgende Stelle:

„Nun wollen wir erzählen, auf welche Weise wir uns Gott weihen, und wie wir durch Christum erneuert werden. Diejenigen, welche den Vorschriften Jesu nachzuleben versprechen, werden gelehrt, zu fasten und Gott um Vergebung ihrer Sünden anzurufen, dann werden sie an eine Stelle geführt, wo Wasser ist, und nehmen dort das Bad der Wiedergeburt im Namen des Vaters, des Herrn und Gottes aller, und unseres Heilandes Jesu Christi und des heiligen Geistes; dann beten wir für sie und begrüßen sie mit einem Kusse. Auch wird von einem Vorstande der Brüder Brot dargereicht und ein Kelch, in welchem Wein mit Wasser gemischt sich findet. Dieser nimmt es hin, lobpreist den Vater aller Dinge und sagt ihm innigen Dank dafür, daß er uns dieser Gaben gewürdigt. Ist das Gebet und die Danksagung vollendet, so ruft das ganze Volk: Amen. Amen ist ein hebräisches Wort und bedeutet: Es geschehe. Dann reichen unsere Diakonen jedem Anwesenden von dem Brot und Wein, worüber die Danksagung gesprochen wird und bringen davon den Anwesenden. Diese Nahrung wird bei uns Eucharistie genannt. Nur Gläubigen ist gestattet, daran teilzunehmen, wenn sie an unsere Lehre glauben

und gereinigt im Bade der Wiedergeburt nach der Lehre Christi leben. Denn wir genießen diese Nahrung nicht wie gewöhnliches Brot oder gemeinen Trank, sondern als Fleisch durch Gottes Wort entstanden, so wie Jesus Christus, unser Heiland, Fleisch und Blut gehabt zu unserm Heile. Demnach wird bei uns gelehrt, daß diese Nahrung, sobald über sie die Danksagung gesprochen ist, das Fleisch und Blut Jesu sei, welches in unser Fleisch und unser Blut übergeht, um uns zu nähren.

Die Apostel haben nämlich in ihren geschriebenen Denkwürdigkeiten, welche man Evangelien heißt, uns überliefert, daß ihnen Jesus also zu tun befohlen hat, als er das Brot nahm, dankte und sprach: ‚Dies tut zu meinem Andenken, dies ist mein Leib; und als er auf gleiche Weise den Kelch nahm, dankte und sprach: das ist mein Blut.‘ Auch haben wir an denjenigen Tagen, die nach der Sonne benannt werden, allgemeine Zusammenkünfte, an welchen sich sowohl die in den Städten, als die auf dem Lande Wohnenden beteiligen. Dabei werden die Apostelgeschichte oder die Propheten gelesen. Ist der Leser zu Ende, so erteilt der Vorsteher Unterricht und ermahnt zur Nachahmung des Gelesenen. Dann erheben wir uns alle zum gemeinsamen Gebete. Nach geendigtem Gebete wird Brot, Wein und Wasser dargebracht, der Vorsteher betet und sagt Dank, und das Volk stimmt ein, indem es Amen erwidert. Die Wohlhabenderen spenden Beiträge je nach eigenem Belieben. Das Gesammelte

verwahrt der Vorstand und reicht es den Waisen, den Witwen, den Kranken, den Gefangenen, den Fremden, kurz er ist der Pfleger aller Bedrängten. Diese Zusammenkünfte werden aber deshalb am Sonntage gehalten, weil dies der Tag ist, an welchem Gott die Welt erschaffen, und an welchem Jesus Christus, unser Heiland, von den Toten auferstand.

Wofern es euch nun scheint, daß solches der Vernunft und Wahrheit gemäß ist, so haltet es in Ehren; scheint es euch aber nur leeres Gerede zu sein, so verachtet es. Sprecht aber über Menschen, die nichts verschuldet haben, kein Todesurteil aus, wie gegen Feinde. Wir sagen es euch aber vorher, wofern ihr beim Unrecht verharret, werdet ihr dem künftigen Gerichte Gottes nicht entrinnen. Wir aber werden rufen, es geschehe, wie es Gott gefällt."

Die gelehrte Griechin hörte den Inhalt der Schutzschrift mit Aufmerksamkeit an. Es war ihr wohl bekannt, welchen Eindruck dieselbe auf den edlen Antoninus Pius gemacht habe, und daß der Kaiser an Athen, Larissa, Thessalonich und andere Städte Griechenlands Befehle erlassen habe, durch welche dem Volke untersagt wurde, wider die Christen zu wüten.[1])

Als die Apologie zu Ende gelesen war, mußte die junge Christin ihrer Herrin auf eine Unzahl Fragen Antwort geben. Namentlich verlangte sie Aufschlüsse über das Leben und die Wunderwerke Jesu

---

[1]) Stolbergs Geschichte d. R. J. VIII. S. 22.

und über seine leibliche Abstammung. Am meisten aber bewunderte sie den Stifter des Christentums wegen der Ruhe und der Seelengröße, womit er seinem qualvollen Tode entgegenging. „Ich war früher," sagte sie, „der Ansicht, daß ein solches Ende sich eher für einen Missetäter, als für einen Gerechten zieme. Aber ich habe mich durch Platos Worte belehren lassen, welcher den Gerechten also schildert: ‚Tugendhaft bis zum Tode wird er für einen Ungerechten und Verkehrten gelten, und als ein solcher gegeißelt, gemartert und zuletzt ans Kreuz geschlagen werden.'[1]) Seitdem ich über diese Ansicht nachdachte, bin ich mit der Todesart deines Gottes eher ausgesöhnt."

So wenig sie indes nur im entferntesten daran dachte, eine Schülerin Christi zu werden, so wurde jene Apologie dennoch für sie Anlaß, die Lehren und die Gebräuche des Christentums genauer kennen zu lernen, und gerade die Schutzschrift des Justinus, welche damals unter vielen derartigen Schriften die erste Stelle einnahm, mußte gleichsam die Unterlage bilden, an welche sich ihre einzelnen Fragen knüpften.

Lydia empfahl ihrer Herrin, sich mit einigen der hervorragendsten Männer über Gegenstände der Religion zu besprechen und nannte ihr zu diesem Zweck vor allem den damaligen Bischof von Athen, den frommen Quadratus, welchen die Kirche unter

---

[1]) Rousseau gesteht in seinem Emil I. 4: „Plato malt hier Zug für Zug Jesum Christum."

die Zahl ihrer Heiligen rechnet. Sie bot sich an, den demütigen Bischof von diesem Wunsch in Kenntnis zu setzen.[1])

Sollte ihr aber eine Besprechung mit christlichen Philosophen lieber sein, so nannte sie ihr den Philosophen Aristides, welcher eine Apologie verfaßt, die sich nach dem Zeugnisse des Kirchengeschichtschreibers Eusebius damals in den Händen vieler befand,[2]) und den in Athen so gefeierten Philosophen Athenagoras, welcher ein Buch geschrieben über die Auferstehung der Toten.

Metella versprach, die Sache in weitere Überlegung zu ziehen und beschloß für heute die Unterredung.

---

[1]) Die Frage, welches die älteste Kirche in Athen gewesen sei, wird kaum mit Sicherheit gelöst werden können. Ohne Zweifel sind auch dort die ersten gottesdienstlichen Versammlungen der Christen unter der Erde gehalten worden; daran erinnern noch heute nicht nur die unterirdische Felsenkirche Hagia Marina am Ilissos, außerhalb der Stadt, sondern auch die schönen Katakomben zwischen den Hügeln Pnyx und Musaion.

[2]) Euseb. Eccl. hist. IV. 3.

Der Silberspiegel.

Bekannt ist, daß die Alten sich keiner Spiegel von Glas bedienten. Sie besahen in frühester Vorzeit, wie Seneka erzählt, ihr Bild etwa in einem Trinkbecher, oder am Ufer, wenn Windstille die Fläche des Meeres geglättet hatte. „Aber bald wurde zu diesem Behufe eine eigene runde Fläche bereitet, noch nicht aus glänzendem Silber, sondern aus einem zerbrechlichen, wertlosen Stoffe. Nachher, als Prachtliebe an die Tagesordnung kam, entstanden Spiegel so groß, wie der menschliche Körper, mit Gold und Silber eingelegt und zuletzt mit Edelsteinen verziert. Ein einziger solcher Spiegel kostete für eine Frau mehr, als in alter Zeit die Heiratsgabe ausmachte, womit die Töchter armer Feldherren auf Staatskosten ausgestattet wurden.“[1])

Der Spiegel, welchen Lydia von ihrer Herrin zum Geschenke erhalten hatte, war von ovaler Form, und wenn er auch nicht von Edelsteinen funkelte, so war er doch von hohem Werte. Als sie eines Tages in denselben blickte und darin zum erstenmal seit langer Zeit ihr Angesicht betrachtete, versank sie in eine mehr als gewöhnliche Wehmut, denn es war

---

[1]) Senekas Naturbetrachtungen I. Buch, am Ende.

ihr, als hätte sie die milden, aber schmerzerfüllten Züge ihrer Mutter gesehen. Unstät schweiften ihre Gedanken umher, zogen übers Meer ins ferne Rom und suchten dort in einer engen Zelle die so schmerzlich Vermißte. „O, wenn ich dich finden könnte," sprach sie, „wie gern würde ich diesen kostbaren Spiegel als Lösegeld deiner Freiheit hingeben, und wenn sein Wert noch zu gering wäre, so würde deine eigene Tochter für dich sich anbieten und sich glücklich schätzen, statt deiner zu leiden!"

In diesen Gedanken wurde sie von der freundlichen Ophne unterbrochen, welche ein Bündel von farbigen Bändern unter dem Arme trug, das sie in einem Laden geholt hatte.

„Du bist traurig," sagte diese, „ich will dir gleich etwas erzählen, was dich aufheitern kann. Der Händler, von dem ich komme, hat eine erwachsene Tochter, Namens Aspasia. Sie ist eben so leichtfertig als wohlgestaltet, und wegen dieser beiden Eigenschaften in ganz Athen bekannt. Nun denke dir, Lydia, sie erkundigte sich recht angelegen nach dir; sie möchte dich gern kennen lernen, und wenn du Lust dazu hast, dich in manche Gesellschaft bringen. Aber sie gehört zu den übelbesprochenen, oder, wie andere sagen, zu den bekanntesten Persönlichkeiten Athens und hätte ich nicht eine so heilige Scheu vor deinem sittlichen Ernst, so würde ich dir mehr von ihr erzählen."

Lydia schwieg. Jene fuhr fort:

„Ich höre seit zwei Jahren ihren Namen. Seit jüngster Zeit soll sie daran denken, eine eheliche Verbindung einzugehen. Es mangelt ihr aber noch ein hübsches Sümmchen, und solange sie sich dieses nicht verdient hat, wird sie auf den früheren Wegen verbleiben. Doch jetzt laß mich zu unserer Herrin eilen, damit ich ihr meine schönen Bänder zeige, und das übriggebliebene Geld zurückstelle."

Hier böte sich eine Gelegenheit, ein Wort zu sprechen über die damaligen sittlichen Zustände der Athenienser. Doch es ist eine undankbare Arbeit, modernde Leichen wieder ans Tageslicht zu fördern, und wo würde man in dieser Hinsicht ein Ende finden? Darum sei nur dies Eine erwähnt, daß die Athener schon gleich nach den Perserkriegen in dem Tempel der Aphrodite ein Gemälde aufstellten, welches die Bittgänge der Griechen darstellte und worunter der Dichter Simonides die Inschrift fertigte: „Diese haben die Göttin Venus angerufen, und sie hat aus Liebe zu ihnen Griechenland gerettet." Errichtete doch selbst der strenge Gesetzgeber Solon der geschändeten Göttin in der Hauptstadt einen Tempel und war bald ganz Griechenland voll von solchen Zufluchtsstätten des Lasters, während in Athen die eheliche Liebe kein einziges Heiligtum hatte. So war das Laster zur Religion erhoben worden, und eben darin liegt die ärgste und gräßlichste aller Verirrungen, deren das Herz fähig ist. —

Seitdem unsere christliche Magd jene Mitteilungen über Aspasia vernommen, stand ihr Entschluß fest, das gewünschte Bekanntwerden nicht zu verhindern. Wie verschieden aber waren die Beweggründe, welche beide aneinanderzogen! Die eine von beiden hatte die Absicht, zu verderben, die andere, zu retten. Wirklich sehen wir an einem der darauffolgenden Abende an einer Straßenecke beide im eifrigsten Gespräche begriffen. Lydia ist nicht eine abstoßende Sittenrichterin, denn sie weiß, daß das menschliche Herz, auch wenn es unter dem Pesthauch der Versuchung Blüte um Blüte verloren hat, immer noch eine von Gott gegebene Triebkraft für neue Knospen in sich schließt, und daß der Baum, welcher blätterlos am Wege steht, nach der Weisung des Herrn nicht sogleich darf umgehauen werden. Schnell hat sie die noch geretteten besseren Eigenschaften der Verirrten erkannt und knüpft nur das Bessere, das sie ihr anrät, an das schon vorhandene Gute an. Dabei drückt sie ihr mehrmals den Wunsch aus, sie möchte ihre in Aussicht stehende Verbindung soviel als möglich beschleunigen. Durch eine so seltene Güte ward Aspasia gerührt, und ob sie auch nicht im Sinne hatte, sich zu ändern, so wirkte doch diese Sprache, die sie zum erstenmal vernommen, auf sie so wohltuend und erfrischend, wie der nächtliche Tau auf eine dürre ausgebrannte Heide.

Während dieses Gespräches war, ohne daß die Redenden es bemerkten, eine Sklavin Metellas

desselben Weges vorübergegangen. Sie blickte auf beide hinüber und traute ihren Augen kaum, als sie das christliche Mädchen bei einer Dienerin der Aphrodite stehen sah. Es war die alte Selina.

Ihr Erstaunen wäre noch ungleich größer gewesen, wenn sie einige Tage später in die Nähe des Charontores[1]) gekommen wäre, denn sie hätte dann abermals die nämliche Gesellschaft getroffen.

Der Zustand Aspasias hatte die seeleneifrige Christin so sehr ergriffen, daß sie Tag und Nacht darüber sann, ob sie nicht etwas dazu beitragen könnte, die Verirrte aus ihrem Zustande zu entreißen oder ihr wenigstens zu der Summe zu verhelfen, welche zu ihrer Verehelichung noch fehlte. Da fiel ihr ein, daß ihr Silberspiegel wohl einen dreifachen Jahreslohn wert sei, und daß sie denselben im Augenblicke zu nichts Besserem verwenden könne, als zum Heile einer unglücklichen Seele. Wohl dachte sie an ihre ferne Mutter und an die Möglichkeit, daß sie durch diesen Spiegel die Fesseln derselben lösen könnte. Das Vertrauen indes, welches sie in die göttliche Vorsehung setzte, stellte ihr noch andere Wege in Aussicht. Zudem schien es ihr durch die Religion geraten, daß ihre Liebe zu einer verunglückten Menschenseele nicht geringer sein dürfe, als jene zur eigenen Mutter. So nahm sie denn eines Abends ihren schönen wertvollen Silberspiegel, wickelte denselben sorgfältig ein, und trug ihn unter ihrem Mantel verborgen mit sich.

---

[1]) Von Charon genannt, weil es zur Richtstätte führte.

Unterdessen sah vom Himmel herab ein helles Auge ihr zu, das einzige Auge, welches ihre Absicht kannte und durchschaute.

Welch eine Rührung erregte dieses Geschenk! Wie nachdrücklich versicherte die Geberin in kindlicher Einfalt, daß der Spiegel gewiß nicht gestohlen sei, und wie oft wiederholte sie die Bitte, niemand von dieser Handlung zu sagen! Aspasia weinte seit Jahren die ersten Tränen. Sie gab das Versprechen, das Geschenk zu verwerten und in kürzester Frist einen neuen Lebensweg einzuschlagen. Damit war zugleich eine Art Freundschaft zwischen zwei Seelen angebunden, die im Tun und Lassen zwar verschieden, aber in Bezug auf die Zartheit des Gefühles dennoch sich ähnlich waren. Seit dieser schönen Handlung spiegelt sich eine himmlische Heiterkeit auf Lydias Augen, eine innere Seligkeit, deren Grund sie niemand mitteilt. Während sie indessen so stillvergnügt ihren täglichen Berufsgeschäften nachkommt, und bald an ihrem Arbeitstische schreibt, bald ihrer Herrin vorliest, ahnt sie nicht, wie über sie im Hause geurteilt wird. Schon seit einiger Zeit wartete nämlich Selina auf eine passende Stunde, um ihrer Gebieterin ein Geheimnis mitzuteilen in einer Sache, welche nicht nur ihrer gesamten Dienerschaft, sondern auch Metella selbst von großem Nachteile sein müsse, und diese Gelegenheit bot sich alsbald.

„Bereits sind mehrere Tage verstrichen, edle Gebieterin“ — so hebt sie an — „seitdem ich einen

abscheulichen Auftritt mit eigenen Augen gesehen habe. Deine Weisheit wird es kaum für möglich halten, zu glauben, daß eine deiner Dienerinnen deine Gnade mit dem schändlichsten Undank vergolten. Während andere sich fast ein halbes Jahrhundert um die Gunst ihrer Herrschaft bemühen und kaum einmal ein erhebliches Geschenk bekommen, hat jene schwarzäugige Asiatin, die erst zwei Jahre bei dir ist, schon die wertvollsten Dinge aus deinen gnädigsten Händen empfangen. Die junge Lydierin ist wirklich so, wie wir ahnten. Sie hat den Mut, sich offen zu einer Lehre zu bekennen, welche das Laster nicht bloß gestattet, sondern auch befiehlt. In gewissen Felswinkeln versammelt sich diese Rabenbrut hungriger Christen, sie setzen sich dort auf die Äser ihrer geschlachteten Kinder und fressen deren Fleisch auf. Daß die Krähen auch manchmal Geldstücke stehlen, ist bekannt, und ich will nicht untersuchen, von welchem Gelde die Pergamentblätter gekauft sind, welche dir deine Abschreiberin unlängst zum Geschenke machte. Ihr verborgenes Lasterleben habe ich, dank den Göttern, glücklich entdeckt. Unlängst sah ich sie nämlich mit einer gewissen Aspasia, welche in Athen für die schönste Beere am Giftstrauche des Lasters gilt, spät abends auf offenem Platze ganz im Vertrauen sprechen. Was sie dem Harfenmädchen, das sich nicht scheute, ihr bedeutungsvolles buntfarbiges Gewand zu tragen und über den Markt zu jubeln, ins Ohr raunte, ist leicht zu erraten. Die

Nacht vergrößert den Verdacht. O, manchen hat der Mond als Schelm erkannt, von dem die Sonne nur Gutes zu erzählen wußte. Und dieser höchst verdächtigen Person, die uns alle in den schlechtesten Ruf bringt, machst du Geschenke, und zeichnest sie aus vor allen deinen übrigen Sklavinnen. War's nicht ein griechischer Dichter, welcher in einem Theaterstück sagt:

‚Die Maid ward schlimmen Frevels überführt;
Ist das in Ordnung, daß man Frevlern Ehren zollt?'"

Metella ahnte sogleich die boshafte Absicht Selinas und erwiderte schnell: „Aber derselbe Sophokles sagt auch anderswo: Des Weibes Schmuck ist Schweigsamkeit. — Wo hast du Lydia gesehen?"

„Am Auslaufe der Hermesstraße, meine Gebieterin, — auf dem Platze neben den Säulen der Stoa,[1]) dort, wo Lucian seine schöne Wohnung hat."

„Glaubst du wirklich, daß die Christen gleich unserm Ödipus auf Kolonos sich in den ärgsten Freveln ergehen?"

— „Jawohl, nur mit dem Unterschiede, daß Ödipus nicht wußte, was er tat, während die Christen alle Laster mit Vorbedacht ausüben und dazu durch ihre Priester gezwungen werden. Vor dir weiß sich Lydia sehr artig zu benehmen, man gebe ihr aber den Ring des Gyges, welcher bekanntlich unsicht-

---

[1]) Von diesem Prachtgebäude, welches, wie Pausanias sagt, 120 Säulen hatte, stehen heute noch großartige Ruinen und an der Westseite mehrere Säulen von pentelischem Marmor.

bar macht, und sie wird sich mit Ungestüm den verruchtesten Schlechtigkeiten preisgeben."

— „Ein einziger Verdachtsgrund, Selina, ist noch nicht hinreichend, um die Angeklagte zu strafen. Sollte sie der genannten Laster wirklich schuldig sein, so wird sich das bald herausstellen. Dann kann man sie geißeln, und wenn das nicht hilft, auch töten lassen."

Der letztere Ausspruch hatte auf Selina so erfreulich gewirkt, daß sie dieses Gespräch mit einer langen Lobrede auf Metellas strenges Gerechtigkeitsgefühl beendigte. Da indessen die Sklavin selbst großen Zweifel hegte, ob sie die Beschuldigte noch einmal in dieser Gesellschaft ertappen würde, so sorgte sie dafür, daß alle Sklaven im Hause ein scharfes Auge auf Lydia hatten. Zu diesem Ende erzählte sie allen, was sie an der Hadriansstoa mit eigenen Augen gesehen habe, und bat jeden, es ihr anzuzeigen, wenn jene abermals mit Aspasia sollte erblickt werden.

Die gute Ophne war zwar eifrig bemüht, Selina zu überzeugen, daß an der Sache kein Stäubchen von Unrecht sei, damit aber die Verleumdete sich selbst verteidigen könnte, teilte sie ihr mit, welche Klagen über sie in Umlauf seien. Als diese die Mitteilung vernommen, äußerte sie mit sanften Worten: „So werde ich also Selina erinnern müssen, über mich keine unwahren Aussagen zu verbreiten." Im übrigen blieb sie so ruhig wie zuvor und gab allen zu erkennen, daß sie gegen Selina keine Spur von

Rachsucht oder Abneigung in ihrem Herzen trage. „Empfindlichkeit," pflegte sie zu sagen, „ist nur kleinen Naturen eigen. Ein guter Degen und ein geübtes Herz haben das gemein, daß sie sich biegen lassen, ohne zu brechen; aber eine spröde Klinge springt ab, wenn sie im Kampf sich übt. Mir ist der Grundsatz Goldes wert: Handle recht — und höre schlecht. Es ist möglich," setzte sie hinzu, „daß es ein lächerlicher Wahn war, dem ich mich hingab, die Bande einer Verirrten zu lösen, und wenn Polykarpus jener Sünderin begegnet wäre, so würde sie ihn kaum getäuscht haben. Er hätte sie vielleicht in seiner kurzen Weise die Erstgeborne des Satans[1]) genannt. Möglich, daß sie das ist, und daß ich mich sehr geirrt habe. Aber es gibt Irrtümer, welche dem Menschen mehr zur Ehre als zur Schande gereichen; ja, kostbarer als Weisheit und Ehre ist eine kleine Torheit auf kurze Zeit,[2]) deshalb würde ich meinen Irrtum in diesem Falle gelassen ertragen können."

Nichtsdestoweniger fing sie manchmal an, die Sprache des Kleinmuts zu reden. „Du hast dein Vaterland, deine Mutter, deine Lehrer, deine Freiheit verloren" — sagte sie zu sich — „nur Eines war dir von zeitlichen Gütern geblieben: deine Ehre. Nun scheint auch diese dahin zu sein." Aber schnell

---

[1]) Als der Irrlehrer Marcion eines Tages dem heiligen Polykarp begegnete und ihn fragte, ob er ihn kenne, gab Polykarp die Antwort: „Ja, ich kenne dich, du bist der Erstgeborne des Satans."

[2]) Eccl. X. I.

machte sie sich Vorwürfe über diese Sprache und sie erinnerte sich, wieviel die Jünger des Herrn gelitten. Sie blickte durch die Öffnung ihres Fensters hinüber nach dem Areopag, wo einst der heilige Paulus gestanden, und den Athenern den „unbekannten Gott" gepredigt hatte, und fragte sich selbst: — „was hat Paulus geduldet? Fünfmal hat er Streiche bekommen, dreimal wurde er mit Ruten gepeitscht, einmal gesteinigt und zuletzt durchs Schwert hingerichtet — und ich sollte mich beschweren, wenn ein verletzendes Wort mich traf? Soll ich nicht freudig in die blutbefleckten Fußstapfen meines Erlösers treten, der von den Juden als ein Gotteslästerer, von den Römern als ein Empörer gegen die Staatsgewalt verurteilt wurde? Darum suche deinen Frieden, armes Herz, nicht auf den Lippen der Menschen, sondern im Leiden deines Herrn und Erlösers."

In diesem Beispiele fand sie bleibende Beruhigung. So hat der Anblick des Gekreuzigten durch alle Jahrhunderte die Gebeugten getröstet und ihren Mut gehoben; und wie die Taube, wenn der Adler sie verfolgt, sich in einen offenen Felsritz rettet, so flüchtet sich das von der Verleumdung verfolgte Herz in die offene Seitenwunde seines Erlösers und findet dort Ruhe und Labsal.

Einige Monate verstrichen und Metella hatte nicht bemerken können, daß Lydia irgend ein Unrecht getan hätte, oder auch nur, daß sie weniger freundlich gewesen wäre. Als daher eines Tages Selina aufs neue Versuche zur Verdächtigung

machte, und das Stillschweigen als Beweis der Schuld gelten lassen wollte, wurde ihre Herrin ungehalten und sprach: „Ich kenne deine giftigen Stiche und weiß, was ich von dir zu halten habe. Die Schuld pflegt sich zu verteidigen, die Unschuld aber zieht das Stillschweigen vor. Denn

Der Pfeil der Läst'rung trifft und quält
Nur den der sich getroffen hält;
Der Weise fängt ihn auf und schweigt,
Doch wer ein Narr und dummer Pinsel,
Der plaudert aus und macht Gewinsel,
Bis man mit Fingern auf ihn zeigt." —

Metella war von jetzt an vollständig überzeugt, daß an jenen Beschuldigungen nichts Wahres sei, und zog den richtigen Schluß, daß geradeso, wie die Christin in ihrem Hause verleumdet worden, auch das Christentum der Welt sei verdächtigt worden. Ebendeshalb, weil diese alles mit Gleichmut, ja, mit Frohsinn ertrug, gewann sie fortwährend an der Zuneigung ihrer Herrin. Von dem Gedanken ausgehend, man müsse das Christentum am besten aus dem Leben eines Christen kennen lernen, schätzte die Heidin dasselbe um so höher, je schöner die Handlungen waren, die sie von ihrer Sklavin vollführen sah.

Mehrere Wochen später besuchte Metella eine ihrer Bekannten und bemerkt dort zu ihrem großen Erstaunen auf einem Tischchen den silbernen Spiegel, den sie vor einiger Zeit ihrer Vorleserin zum Geschenke gemacht. Mit ungeduldiger Neugierde ver-

langte sie zu wissen, wie derselbe hierher gekommen sei. Man erzählte ihr, daß eine gewisse Aspasia ihn gebracht und käuflich angeboten habe.

„So ist also doch meine Sklavin mit jener Dirne in irgend einer Verbindung gewesen," sagte die Erzürnte zu sich selbst. „O, ich bitte euch, laßt die Verkäuferin holen, sie soll uns erzählen, wie sie zu dem Spiegel gekommen."

Der Wunsch war leicht zu erfüllen: sogleich eilte eine Dienerin fort und brachte kurz darauf Aspasia mit sich. Diese erzählte nun, daß ein Christenmädchen aus Kleinasien ihr den Spiegel geschenkt habe, unter der Bedingung, daß sie recht bald eine beabsichtigte Verbindung eingehen solle. „Dieser Zug" — fuhr sie fort — „einer mir ganz unbekannten Christin und ihre Bitte, ich möge mein Leben ändern, hat mich überrascht und ich zerfloß in Tränen. Da hab' ich dann zu den Göttern geschworen, nie mehr auf den früheren Pfaden zu wandeln, und was ich gelobt habe, werde ich auch gewissenhaft halten."

Metella hörte diese Erklärung an und erkannte nun, daß ihrer Vorleserin unrecht geschehen sei, welches dieselbe fortwährend mit Stillschweigen ertragen habe. Sie ging nach Hause mit dem Vorsatze, nie ein Wort über das Gehörte zu sagen. Von jetzt an erklärte sie sich für besiegt durch die Tugenden einer Magd, denn sie hielt sich selbst einer solchen Seelenruhe nicht für fähig. Ja, sie zweifelte, ob die ganze heidnische Philosophie ein einziges Beispiel aufführen könne, welches die bescheidene

Tugend ihrer Dienerin überbieten würde, und wußte nicht, sollte sie dieselbe mehr bewundern wegen ihrer Reinheit, wegen ihrer Geduld, oder wegen der Kraft ihres Charakters, womit sie die Verfolgung mit Stillschweigen an sich hatte vorübergehen lassen.

Die letztere Eigenschaft — das geduldige Ertragen erlittenen Unrechts — schien ihr wohl mit Recht die Perle von Lydias Tugenden zu sein. Schön ist die Unschuld, wenn sie ihr klares Auge zum Himmel erhebt und an der Anschauung Gottes sich weidet; schön ist die Sanftmut, die auf Haß und Verachtung mit Seufzern und stillen Gebeten antwortet: aber es läßt sich nicht leugnen, daß doppelt schön und die Fürstin unter den Tugenden die mit der Dornenkrone der Verleumdung gekrönte schweigende Unschuld ist.

Wenige Wochen später, als Lydia eben im Zimmer vorgelesen hatte, hörte man auf der Straße eine liebliche Musik. Man konnte vom Fenster aus einen Brautzug, begleitet von Fackelträgern, bemerken. Lydia stand neben ihrer Herrin. Beide sahen hinab auf den Zug, und letztere legte ihren Arm um die Schulter ihrer vielverkannten Sklavin. Die vorüberziehende Braut zog den roten Schleier vom Angesichte hinweg, sah zum beleuchteten Fenster hinauf und winkte mit der Hand empor. Es war Aspasia.

Als Metella ihren Arm vom Halse der geliebten Sklavin zurückzog, fühlte sie eine große Träne über ihre Hand hinabfließen.

Aus dem Feldlager.

(171 n. Chr.)

Der im Jahre 166 n. Chr. mit den Parthern beendigte Krieg hatte ein entsetzliches Übel zur Folge. Die aus dem Orient heimkehrenden Soldaten trugen die Pest mit sich und steckten damit alle Provinzen an, in welche sie kamen. Sogar das ferne Gallien mußte unter dieser verheerenden Seuche leiden und in Italien herrschte dieselbe so heftig, daß in vielen Gegenden, wie gleichzeitige Geschichtschreiber erzählen, der Feldbau gänzlich unterblieb und Teurung eintrat. In Rom wurden die Leichen auf Karren aus der Stadt gebracht und wegen ihrer Menge auf öffentliche Kosten bestattet. Auch Athen und ganz Griechenland empfanden die Schrecken des Übels, das in stärkeren oder geringeren Angriffen mehrere Jahre hindurch währte, und in der Zeit, von welcher wir sprechen, noch nicht völlig erloschen war. Die Todesfälle hatten sich im Gegenteil in jüngster Zeit vermehrt und Metella beschloß deshalb, sich nächstens auf eines ihrer Landgüter zurückzuziehen.

Während der traurigen Erlebnisse der letzten Tage kamen Tauben, mit Briefen am Halse beladen, aus Aquileja an. Sie hatten den Weg in unglaub-

licher Schnelligkeit zurückgelegt. Die friedlichen Tierchen brachten diesmal Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Die Briefe waren auf dem gewöhnlichen Geschäftswege aus dem Lager nach Aquileja befördert worden, dortselbst wurden sie durch Geheimschreiber abgeschrieben und die Originale den betreffenden Boten, die Abschriften aber den Brieftauben zur Beförderung übergeben. Waren letztere auch nicht ganz verlässig, so war die Gefahr des Verlustes der Nachrichten durch die Abschriften beseitigt und die Geschwindigkeit der Expedition bot jedenfalls große Vorteile.[1])

Auch die Mutter des jungen Lucius ist eine der Glücklichen, welche durch die Tauben erfreut werden. Sie hat sich auf ihr Gemach zurückgezogen und ist nur mit ihrem Sohne beschäftigt.

Die Sonne ist untergegangen und die Nacht hat begonnen. Lydia ist auf ihrem Stüblein und beendigt eben ihre Arbeit. Während ihre geschriebenen Blätter trocknen, tritt sie an das leichtverhüllte Fenster, öffnet dasselbe und überläßt sich der Betrachtung der dunklen Nacht.

Ringsum ist alles still geworden, nur die Palmen flüstern sich einiges zu und senken ihre langen Zweige zu Boden. Vom Hofraum her vernimmt man ein leises, unterbrochenes Gemurmel, es ist der

---

[1]) Der Gebrauch von Brieftauben findet sich häufig im Altertum, besonders im Orient.

plätschernde Springquell des Impluviums. Hoch am weiten Himmel thront die Nacht, die schweigende Witwe des Tages. Sie hat das Antlitz verhüllt mit einem Sternenschleier und läßt ihren Samtmantel herabwallen auf ihren Liebling, den Erdball. Sanft beleuchtet sie ihren pestkranken Schützling mit ihrer Lampe, dem Mond, und benetzt ihn mit den Tropfen des nächtlichen Taues. So gleicht sie einer trauernden Matrone des Orients, die sich hinneigt über das schlummernde Wiegenkind und den Kuß des Friedens ihm auf die Stirn drückt.

Metella legt die lieben Mitteilungen weg, lehnt ihr Haupt nachlässig auf einen Polster und sinnt über den Inhalt des Briefes nach. Allmählich fallen ihre müdgewordenen Augenlider zu und sie weilt längere Zeit in Schlummer versunken auf ihrem Ruhebett. Alles schwieg, nur das Öllämpchen knatterte friedlich, während sie träumte. — —

Der auf dem Tische liegende Brief beginnt mit den Worten: „Aus dem Feldlager. Lucius seiner geliebten Mutter Heil und Wohlergehen! Seitdem ich die Alpen überschritten und das Gewölk des Himmels in der Nähe begrüßt, sind gar viele Monate verflossen. Glaube jedoch nicht, teuerste Mutter, daß ein Tag verging, an dem ich Deiner vergessen hätte. Besonders erinnerte ich mich an Dich, als ich von Norikum[1]) her zum erstenmal die Ufer des Danubius[2]) sah. Da ich noch ein Knabe war,

---

[1]) Das Land östlich vom bayerischen Innfluß.
[2]) Danubius oder Ister — die Donau.

laſeſt Du mir einmal aus einem römiſchen Schriftſteller vor, daß dieſer Strom dereinſt, wenn die Welt ihrem Ende nahen wird, nicht mehr am Fuße der Gebirge hinſtrömen, ſondern bis an die Spitzen der Berge anſchwellen, Felswände auflöſen und ganze Vorgebirge mit ſich reißen werde.[1]) Du kannſt Dir denken, mit welchen Vorſtellungen ich an die Donau kam, und daß ich trotz ihrer Breite dennoch enttäuſcht war, als ich ſah, daß ſie ungefähr ſo breit iſt, als unſer Blumengarten zu Kephiſſia. Wie die Sache unſeres langwierigen Kampfes geſtanden, ehevor wir nach Aquileja kamen, daß die Markomannen einen Sieg über den Präfekten Vindex errungen, ihn ſamt 20 000 Römern getötet und das flüchtige Heer bis ans Adriatiſche Meer verfolgt hatten, haſt Du ſchon erfahren, ehevor die Unſrigen von Athen abzogen. Nun ſind es faſt fünf Jahre, ſeitdem der Kaiſer nach Pannonien zog[2]) und wir erwarten von einer Woche zur andern eine entſcheidende Schlacht, welche den Schluß des Feldzuges bilden ſoll. Unſer Sieg über die Jazygen wird ſcherzhaft erzählt werden, und er iſt es auch. Die Barbaren hielten uns nämlich auf der gefrorenen Donau ſtand, im Vertrauen, daß ſie auf den Eismaſſen glücklich kämpfen würden. Ihre Pferde waren an einen ſo ſchlüpfrigen Boden viel beſſer gewöhnt als die unſrigen. Wir aber warfen unſere

---

[1]) Vgl. Senekas Naturbetrachtungen, III. 27.

[2]) Pannonien — ein Teil vom jetzigen Steiermark bis hin nach Ungarn.

Schilde auf das Eis, setzten den Fuß darauf, zogen Pferde und Reiter zugleich zu uns und erfochten einen herrlichen Sieg. Auch durch unsere nachfolgenden Gefechte wurden die Markomannen und Jazygen sehr gedemütigt.[1]) Ein anderes Mal, als die Donau von Eis befreit war, wollten wir die Feinde durch Löwen erschrecken, die wir aus Rom bekommen hatten. Die wilden Tiere schwammen über den Strom, und rannten gegen die Feinde — diese aber schlugen die Löwen mit Knitteln tot und blieben lachend bei der gemachten Beute stehen.

Du glaubst kaum, liebe Mutter, wie schwer es ist, mit einem solchen Feinde fertig zu werden. Kriegstrompeten sind ihnen eine angenehme Musik, sie verschanzen sich hinter ihrer Wagenburg und erwarten mutig den Angriff. Furcht kennen sie nicht. Wie ernst sie es nehmen, magst Du auch daraus schließen, daß sie Überläufer aufknüpfen, Feiglinge aber und Flüchtlinge ohne Barmherzigkeit in Morästen und Sümpfen ersticken.[2]) Ungleich ärger jedoch als ihre Waffen ist ihr Klima. Letzteres ist so rauh, daß fast jeder Tag seinen Nebel hat, und daß die Sonne selbst, so oft sie aufgeht, ihr nebliges Wolljäckchen noch anhat. Während bei uns Monate vergehen, in denen der Himmel leuchtend blau ist, findest Du in Deutschland auch mitten im Sommer nur selten einen Tag, der ganz wolkenlos

---

[1]) Die Quellen zitiert Stolberg, Geschichte d. R. J., VIII. S. 76.

[2]) Tacit. Germ. 12.

wäre. O, wie schätze ich jetzt unsern klaren griechischen Himmel! Der Pelzmantel, den Du mir durch Bogus geschickt hast, tut mir hier zu Lande die besten Dienste, besonders wenn wir in den kalten Zelten schlafen.

‚Unsere schönsten Siege erfochten wir immer an heißen Sommertagen; denn die Germanen, so heldenmäßig sie Hunger und Kälte erdulden, unterliegen dem Durst und der Hitze viel schneller als wir.‘[1]) Ihre Nahrungsmittel würden unsern athenensischen Feinschmeckern wenig zusagen. Viele begnügen sich mit Holzäpfeln und dicker Milch. Gibt man ihnen aber tüchtig zu trinken, soviel als sie ertragen können, so sind sie viel leichter durch ihre Trunksucht, als durch unsere Waffen zu besiegen. Im Frieden überlassen sie sich dem Müßiggang oder der Jagd.[2]) Ein Hauptunterschied zwischen Römern und Germanen besteht also darin, daß die Römer im Essen, die Germanen im Trinken Meister sind. Unlängst sahen wir auf einem Streifzuge mitten in einem weiten Schneefeld einen Düngerhaufen. Verzeihe, liebe Mutter, daß ich Dir diese Geschichte erzähle. Aus Neugierde durchforschten wir denselben und fanden darunter reiche Vorräte an Äpfeln, Birnen und Getreide; da plötzlich brach der Boden durch und einige von uns fielen in eine unterirdische Höhle, aus welcher sie leider nicht mehr hervorkamen. Wir mußten sie zurück-

---

[1]) Tacit. Germ. 4.
[2]) Tacit. Germ. 23.

lassen und erfuhren zu spät, daß die Germanen mit Weib, Kind und Vieh nicht selten in solchen Höhlen gleich großen Mäusefamilien wohnen, um sich dort vor der Kälte des Winters zu schützen.[1]) Du sollst sie sehen, Mutter, diese großen, abgehärteten Gestalten. Einer ist wie der andere. Ihre Kleidung und der Einfluß des Klimas machen sie für Krankheiten fast unempfänglich. Die meisten von ihnen sterben an Altersschwäche.

‚Wie sind sie abgehärtet zur Ausdauer in allem, so daß sie größtenteils nicht einmal für Bedeckung ihres Körpers sorgen, noch für einen Schutz gegen die unabläßig rauhe Witterung! Und doch werden sie oft, noch ehe sie eine Legion sehen, geschlagen! Man gebe diesen Körpern, diesen Seelen, die von Weichlichkeit, Schwelgerei und Reichtümern nichts wissen, Vernunft und ein geordnetes Heerwesen: ich will nichts weiter sagen, aber nach Roms alten Sitten dürfen wir uns dann wohl wieder umsehen‘.[2])

Vielleicht, liebe Mutter, möchtest du auch ein Wort über die Religion dieser Barbaren hören, ich bedauere aber, daß ich bis jetzt nur wenig darüber erfahren konnte. Sie haben uralte Gedichte — und das ist die einzige Spur von Wissenschaft, die sich bei ihnen findet — und besingen einen Gott Tuisko, der aus der Erde hervorgegangen sein soll, und dessen Sohn Mannus heißt. Beide bezeichnen sie als Stammväter ihres Geschlechtes. Auch Mer-

---

[1]) Tacit. Germ. 16.

[2]) Seneka, „Über den Zorn“, I. 11.

kurius[1]) steht bei ihnen im hohen Ansehen, und sie bringen ihm in ihren dunklen Wäldern und heiligen Hainen sogar Menschen, besonders gefangene Feinde, zum Opfer. Der Ruf ihrer Sittlichkeit ist vollkommen begründet. Es mag eine Jungfrau bei ihnen noch so schön und reich sein, hat ihr guter Ruf einmal Schaden gelitten, so fällt sie der allgemeinen Verachtung anheim. Es gibt Stämme, bei denen nur Jungfrauen heiraten und die Witwen nach dem Tod ihrer Männer ledig bleiben. Sollte eine Verletzung der Ehe bei einer Frau vorkommen, so pflegt der Mann sogleich strafend einzuschreiten: er schneidet der Gattin die Haare ab, jagt sie in Gegenwart der Verwandten aus dem Hause und peitscht sie mit Ruten durch das ganze Dorf.[2]) Diese Sitten der Barbaren, teure Mutter, findet man bei unsern gebildeten Völkern nicht. Ich kann Dich aber versichern, daß in unserer Legion, in welcher sich viele kappadocische Christen befinden, eben so große Zucht wie bei den Germanen herrscht. Dazu betrinken sie sich nie, sie sind nicht träge, man hört bei ihnen keine sogenannten Soldatenscherze und nie ein Fluchwort. Sie glauben nur an Einen Gott und beten täglich zu demselben. Nichts ist interessanter, als mit ihnen zusammenzuleben.

Nun laß Dir noch von zwei merkwürdigen Männern erzählen: von dem göttlichen Kaiser Verus und von unserm ehmaligen Sklavenmeister Bogus.

---

[1]) Wodan?

[2]) Tacit. Germ. 19.

Daß Verus tot ist, weißt Du. Er saß eben im Wagen neben Mark Aurel, als ihn der Schlag traf, worauf er tot auf die Schulter seines Bruders sank. Sein Leichnam wurde nicht einbalsamiert, weil er zu fett war, sondern hier im Lande der Barbaren bestattet. Den Tag vor seinem Tode hatte ich die Ehre, mit einigen griechischen Adligen bei ihm zur Tafel geladen zu werden. Ich gestehe, daß ich mich darauf freute, endlich einmal nach beinahe fünf Jahren einen guten Bissen zu genießen. Das Mahl übertraf unsere Erwartung, und niemand von uns konnte begreifen, wie es möglich ist, in diesem Lande eine so üppige Tafel zu halten. Der Kaiser war sehr vergnügt und machte sich den Spaß, mich bei jedem neuen Gerichte zu fragen, ob ich dasselbe kenne. Fehlgeschossen! rief er dann jedesmal und nannte das Gericht mit seinem deutschen Namen, so daß wir auch dann noch immer in Zweifel blieben, was wir genössen. Noch reicher war das Trinkgelage, nachdem abgespeist war. Verus hatte drei Becher neben sich stehen: der eine war aus alexandrinischem Kristall, der andere aus orientalischem Myrrha (ein Stoff, den niemand von uns kannte), der dritte ein mit Edelsteinen besetzter goldener Pokal. Als wir auf das Wohl des Kaisers getrunken hatten, winkte er uns zu und sprach: ‚Die Becher behaltet.'[1]) Nach dem Trinkgelage wurde

[1]) Bei demselben Kaiser kam es einmal vor, daß er die Geladenen nicht nur mit Wägen, sondern auch mit Kutschern beschenkte.

mit Würfeln gespielt, bis der Morgen graute. Claudius Pompejanus, der Sohn eines römischen Ritters, war mein Tischnachbar. Er war überrascht, als er meinen Namen erfuhr, und versicherte mich, daß er Dich einst in Rom kennen gelernt habe. Das ist freilich eine lange Zeit. Ich teilte ihm mit, daß ich beabsichtige, den wertvollen Becher Dir, teuerste Mutter, zum Geschenke zu schicken. Pompejanus bat sich das Vergnügen aus, Dir einige Verse darauf gravieren lassen zu dürfen.

Bogus, der vor zwei Monaten hier ankam und sich als Freiwilliger in die Reiterei aufnehmen ließ, könnte Dir erzählen, welche Bestien es in den finsteren Wäldern Germaniens gibt. Unlängst wurde er infolge eines Irrtums schrecklich zugerichtet. Da es ihm nämlich zu kalt war, so suchte er einen Bären zu erlegen, um dessen Pelz zu tragen. Es ist etwas Sonderbares und Drolliges um ein solches Tier. Kannst Du Dich noch erinnern an die schwarzen, großen Schweine, die wir einmal auf der Insel Syra, als wir eben zur oberen Stadt den Berg hinangingen, auf der Erde liegen sahen? So ungefähr, nur sehr dicht mit Pelz versehen, schauen die Bären aus. Unlängst nun, als wir eben von einem Gefecht nach Hause kamen, machte sich Bogus den rohen Spaß, und kehrte mit einigen zu dem Hügel zurück, worauf wir germanische Leichen gelassen hatten. Er wollte einen Bären hervorlocken, schnitt deshalb einem Germanen den Kopf ab, und schleuderte das Haupt an dem äußerst langen Haarbusch,

welchen hier zu Lande auch die Männer tragen, den Hügel hinab, gegen den Saum des Waldes hin. Den Versuch wiederholte er mit mehreren Köpfen. Endlich gelang es, und es kam wirklich ein hungriger Bär hervor. Während derselbe an die Köpfe sich machte, erlegte ihn Bogus mit einem Pfeile, den Pelz zog er ab und kleidete sich in denselben. So eingemummt kam er spät abends in unser Lager. Die Soldaten kampierten eben beim Feuer, aßen Käse und tranken von dem weinartigen Mischtrank, welchen die Germanen aus Gerste und Getreide bereiten.[1]) Plötzlich sahen sie etwas Bärenartiges sich nähern, sprangen auf, warfen die vermeintliche Bestie zu Boden und fielen unbarmherzig darüber her. Je größer das Gebrüll des überfallenen war und je stärker er sich wehrte, desto heftiger schlugen sie auf denselben ein. Sie ahnten nicht, daß es unser Bogus mit seiner tiefen Bärenstimme war, den sie unwissend mißhandelten. Er ist schrecklich zugerichtet und ich zweifle an seinem Aufkommen.

Nun aber, liebe Mutter, muß ich meinen Bericht schließen. Die Kälte hindert mich, mehr zu schreiben. Was sollte mir aber so sehr am Herzen liegen, als Dich wiederholt meiner unbegrenzten kindlichen Liebe zu versichern! O, wie weit ist der Raum, der zwischen Dir und mir liegt! Der Geist bedarf aber keiner Flügel und keines gebrechlichen Nachens, um die fast unermeßlichen Räume zu

---

[1]) Dieses Getränk, das Bier, erwähnt Tacit. Germ. 23.

durchfliegen. Du bist an der Südspitze, ich vielleicht an der Nordgrenze dieses Erdkreises. Das Menschengeschlecht hat sich nur bis hierher ausgebreitet, möglich, daß nach Jahrhunderten diese Wälder fallen, daß in den Fluten der Donau sich Städte spiegeln, und daß die Bildung von einem Ende der Welt zum andern getragen wird. Einstweilen glaube ich mit unsern Dichtern, daß Delphi der Mittelpunkt des Erdkreises sei, und daß die Menschheit dort am längsten denkt und wirkt und deshalb dort am gebildetsten ist. Welch ein Geheimnis, liebe Mutter, liegt in diesem Wachstum der Völker, und welche Antwort bekommt unser Geist, wenn er zur Wiege unseres Geschlechtes zurückkehrt und sich fragt nach Anfang und Ende der Weltgeschichte? Doch wohin komme ich? Hoffentlich währt es nur mehr wenige Monate und ich werde bereichert an Jahren, an Erfahrungen und an Taten als braver Soldat in mein Vaterhaus zurückkehren, um Dir noch lange Beweise meines dankbaren, treu Dich liebenden Herzens zu geben. Lebe wohl!“

* * *

Dies ist der Brief, welchen Metella auf ihrem Tisch neben sich liegen hat. Ein Traum regt sie auf, sie fährt wie von unsichtbarer Hand geschreckt zusammen, blickt um sich, gibt rasch ein Zeichen, daß Lydia eintreten solle, und fragt diese:

„Hast du nicht eben die kläglichen Töne einer Eule vernommen?“

Lydia versicherte, daß sie eben am offenen Fenster gestanden sei, und daß sie nichts gehört habe, als das Plätschern eines Springbrunnens.

„So habe ich im Traum den Ruf einer Eule vernommen. — Verstehst du dich vielleicht auf Deutung meines Traumes? Als Christin könntest du mir den Sinn desselben erklären. Höre mich an. Ich las vorhin den Brief meines Sohnes, und versank darauf in einen sanften Schlaf. Es kam mir vor, als ob alles um mich her finster sei. Ich wollte vorwärts gehen, aber ich hatte kein Licht in der Hand und fand in der Dunkelheit keinen Pfad. Nur dich hatte ich als meine Führerin an der Seite. Da gewahrten wir hoch oben einen hellen Schein, welcher immer größer wurde. Es war ein Berg, von dem herab das Zauberlicht strömte. Vor uns zeigte sich halb in Dunkel gehüllt eine weiße Marmortreppe, sie war unabsehbar lang und schien dorthin zu führen, woher das Licht kam. Ganz oben, immer mehr und mehr sichtbar, regten sich wie in einem herrlichen Garten überirdische Wesen, als wären es weißgekleidete Frauen und weit über diese Schar emporragend sah ich die Gestalt eines erhabenen Mannes. So groß er auch war, so hatte er dennoch nichts Schreckendes an sich; seine Augen funkelten mild wie Sterne, und von seinem Scheitel herab wallte sein langes blondes Haar. Er hatte das Gewand eines Hirten und saß auf einem

erhabenen Throne, so daß die weißen Scharen tief unter ihm sich befanden und mit seligem Entzücken hinauf zu seinen sanften Blicken schauten. Alsbald veränderte sich sein Gewand und schimmerte weiß wie der Schnee, und seine Brust wurde glänzend wie die Scheibe der Sonne. Sein Flammenherz strahlte rings auf die betende Schar, die sich auf ihre Knie senkte, und um ihn sich schmiegte, wie weiße Lämmer um ihren Hirten. Zu seinen Füßen aber sah ich einen schlummernden Jüngling, er senkte das Haupt auf seinen Arm und schien meinem Sohne Lucius zu gleichen. Ein Schwert von blankem Stahl lag neben ihm und er ruhte auf einem Schilde.

Jetzt ergriff mich hastiges Verlangen, die hohe Marmortreppe emporzuklimmen. Ich drängte vorwärts, aber ich fühlte mich gebannt an die Erdscholle, und es war mir, als hänge Blei an meinen Füßen. Da zogst du an meinem Arme und gabst dir Mühe, mich an die Treppe zu bringen. Als ich aber der untersten Stufe mich nahte, stellte sich mir ein verwundeter Drache entgegen, dessen Auge Feuer sprühte und der mit roter Zunge an seinen Wunden leckte.[1])

Auf der andern Seite gewahrte ich auf dem vorstehenden Aste eines morschen Baumes eine Eule, welche die Flügel schwang und vor mir zornig auf-

---

[1]) Dieses Traumbild ist ähnlich jenem Gesichte, welches die heilige Märtyrin Vivia Perpetua († 203) zu Karthago wenige Tage vor ihrem Tode erzählte.

schrie. Meine Kraft entsank, ich lag auf der Erde, und als ich erwachte, war es mir, als hörte ich den Ruf jener flatternden Eule noch in meinem Ohre nachklingen.

Nun sage mir, was hat der Anblick dieser herrlichen Gestalt mit dem Sonnenherzen zu bedeuten? und warum sah ich zu Füßen jenes Hirten meinen Lucius ruhen?“

Lydia getraute sich nicht, eine Deutung des Traumes zu geben und entgegnete deshalb:

„Meine gütige Gebieterin! verzeihe mir, wenn ich mich nicht für fähig halte, das zu enträtseln, was du im Traume geschaut; ich bitte dich, vernimm die Deutung von solchen, welche weiser sind als ich. Deiner Schilderung zufolge war es vielleicht der Sohn Gottes selber, welcher dir seine Herrlichkeit offenbarte. Er war auf Erden der gute Hirt, welcher seine Anhänger wie Lämmer um sich sammelte, und auch verklärt und leuchtend wie die Sonne haben die Seinen ihn einmal gesehen auf der Höhe eines Berges. Aber das ganze Bild zu deuten, bin ich viel zu schwach. Jedoch haben wir in Athen heilige Männer, treue Schüler ihres Heilandes, welche ihren Herrn kennen, und dir vieles von ihm mitzuteilen wissen. Diese also werden alles richtig zu erklären vermögen.“

„Meinst du denn, Lydia, daß der christlich gewordene Philosoph Athenagoras, welcher früher manchmal in mein Haus kam, sich noch herbeilassen

werde, eine Heidin zu besuchen, und ihr Rat zu erteilen? — So will ich denn morgen in aller Frühe zu ihm schicken und ihn zu mir bitten lassen. Er wird noch in der Akademie des Plato zu finden sein, dort traf ich ihn manchmal in dem duftenden Kolonos am Grabe eines unsterblichen Weltweisen.“[1])

---

[1]) Das Grab des Plato befand sich in dem „glanzhellen, taubenreichen und blumenumdufteten Kolonos“, etwa an jener Stelle, wo heute der einsame Grabstein unseres Landsmannes Karl Otfried Müller († 1. August 1840) sich erhebt.

Athenagoras.

Dieser Gelehrte war sowohl in den schönen Wissenschaften als in der morgenländischen und griechischen Philosophie bewandert. Am Christentum hing er so warm, daß er einige Jahre später als Fürbitter der Christen sich an den Kaiser Markus Aurelius wandte, einen Philosophen aus der Schule der Eklektiker, welche sich aus allen Systemen dasjenige sammelten, was ihnen am meisten zusagte. Er empfahl dem Kaiser, gegen die Christen dieselbe Milde zu beobachten, die er sonst allen Religionen so vieler verschiedener Völker zuteil werden ließ.

Metella versicherte Athenagoras, daß sie nicht zu denjenigen gehöre, welche das Christentum verachteten. Von ihrem verstorbenen Vater habe sie oft gehört, daß die Lehre desselben den Menschen glücklich und gesittet mache.[1]) In letzterer Zeit habe sie dasselbe näher kennen gelernt und ihre Achtung dafür habe sich gesteigert. Eine ihrer Sklavinnen sei eine Christin und habe ihr oft vom Stifter ihrer Religion erzählt. Gestern aber habe sie einen eigen-

---

[1]) Attikus hatte im Jahre 150 n. Chr. dem damaligen Kaiser Antoninus Pius sein schriftliches Gutachten über das Christentum abzugeben.

tümlichen Traum gehabt, es sei ihr vorgekommen, als sähe sie einen Hirten, der zugleich König sei mitten unter einer Schar weißgekleideter Jungfrauen. „Ich fühlte eine heilige Ehrfurcht vor diesem Hirten; ich betete ihn von fern an und liebte ihn, ehevor ich ihn kannte. O, lehre mich ihn näher kennen."

Nachdem sie ihr ganzes Traumbild erzählt hatte, bat sie den Philosophen, ihr die Deutung desselben zu geben. Dieser betrachtete ihren Traum als eine Gnade, die ihr zuteil geworden, und welche jedenfalls das Gute haben werde, daß sie von jetzt an neues Interesse für das Christentum gewinnen würde. Auch boten ihm die Einzelheiten des Bildes einen willkommenen Anlaß, ihr von Christo zu erzählen, der im echtesten Sinn „ein Hirt der Völker" sei und ihr die Seligkeit eines zukünftigen Lebens zu schildern.

„Weißt du denn," fragte er, „daß jener König der eingeborne Sohn Gottes ist, Einer Natur mit dem Vater und dem heiligen Geiste? Kennst du unsere Lehre von der Einheit Gottes in der Dreiheit?"

Metella entgegnete: „Ich kenne die platonische Lehre vom Urwesen, Geist und Logos und weiß daß Plato zu schwören befiehlt: ‚bei Gott, den Lenker aller gegenwärtigen und künftigen Dinge, dem Vater und Herrn des Lenkers und Anfangs'. Ich weiß auch, daß die Christen auf das Zeusbild

in Elis etwas halten, weil es drei Köpfe hat. Soll ich dir aber sagen, was ich von solchen Lehren halte? — Daß niemand das Wesen der Gottheit zu begreifen vermöge. Es ist der Spruch so schön, den die Ägypter über das Götterbild zu Sais[1]) geschrieben: ‚Ich bin das All, das gewesen ist, das ist und sein wird: meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet.‘ Du fragst mich, ob ich die Lehre von der christlichen Dreiheit in der Einheit kenne. Kürzer läßt sie sich kaum darstellen, als wie ich sie unlängst von meiner christlichen Sklavin durch ein Gleichnis erklären hörte. Gott ist eins, sprach sie, in seiner Natur, gleich dem Baume, dessen Wurzel, Stamm und Blätterkrone ein und dasselbe Wesen durchdringt — wie der Stamm aus der Wurzel hervorgeht, so der Sohn aus dem Vater, wie die Krone den Stamm und die Wurzel zugleich als Träger hat, so geht der ewige Geist aus dem Sohne und dem Vater zugleich hervor. Aber, Athenagoras, was läßt sich durch Gleichnisse nicht alles darstellen? Erlaube mir, daß ich meinen Gottesbegriff etwas weiter aushole. Der Mensch ist die Welt im kleinen, sein Leib ist das Bild der Erde, seine Seele ein Reflex der Gottheit. Wer es immer gewesen ist, der den menschlichen Leib gebildet hat, er nahm seinen Stoff aus der Erde. Den Beweis tragen wir in unsern Gliedern: unsere Knochen sind weiße Steinmasse, unser Fleisch veredeltes Erdreich, unsere Adern sind volle Quellen, Flüsse und

[1]) Plut. Is. 9.

Ströme, deren Wasser man Blut nennt, der Wind verwandelt sich in Odem, das Feuer in Wärme, und daß auch Sonne und Mond, die das All beleuchten, sich im Menschenleibe widerspiegeln, gab der Schöpfer uns die sonnenartigen Augen. Aber Eines bedenke, Athenagoras — und hier schließ' ich aus dem Kleinen auf das Große: — von diesem herrlichen Leib, dem Meisterwerk der sichtbaren Natur, nimmt ein unsichtbarer Geist Besitz, der ihn regiert und durchdringt in all seinen Gliedern, und dieser Geist ist Einer. So auch mag es Einer, und nur Einer sein, welcher die sichtbare Welt geschaffen und diesen Einen nennen wir Zeus, Zeus mit seiner göttlichen Seele und seinem göttlichen Verstand. Hier nun hast du ein anderes Gleichnis, oder wenn ich so sagen darf, mehr als ein Gleichnis, einen Beweis für die Einheit Gottes."

„Du hast wahr gesprochen," erwiderte Athenagoras, „und ich teile deine Ansicht. Auch wir Christen sagen: Es ist nur Ein Gott, gleichwie die Seele des Menschen nur Eine ist. Hast du aber vergessen, daß die Seele des Menschen ein Drei-Eins ist?"

„Inwiefern?" fragte die Heidin.

„Ein anderes ist der Geist, ein anderes das Herz und ein anderes der Wille des Menschen — und doch: unser Denken, Fühlen und Wollen sind nur Eine Seele."

Metella besann sich: „Ja, ich erinnere mich, auch Plutarch verteidigt die Dreigliederung im Menschen. Wenn die Seele nach Gottes Bild geschaf-

fen, so kann auch in der göttlichen Seele jene Dreiheit vorhanden sein, ein ordnender, liebender und wollender Gott. Möglich also, daß unser eigenes Herz ein Abbild und deshalb eine lebendige Mahnung ist an jenen liebenden Sohn, der aus Erbarmen zur sündigen Menschheit, wie ihr sagt, unsere Natur angenommen und ein ‚Hirt der Völker' geworden. Aber laß uns wieder zurückkehren zu diesem Hirten, den ich im Traume sah. O, er blickte so mild auf diejenigen, die ihn umstanden, und sah so liebevoll auf meinen Sohn herab, der sich an seine Füße schmiegte. Sage mir, wie kommt mein Lucius in diese göttliche Gesellschaft?"

„Vielleicht," entgegnete Athenagoras, „hat sich dein Sohn während dieses Feldzuges mit dem Christentume bekannt gemacht und mit Vertrauen an den Stifter desselben angeschlossen. Dort hat er dann sicherlich Ruhe gefunden und fühlt sich jetzt glücklich."

„Was soll es aber bedeuten," fragte jene, „ich sah ihn das Haupt erheben und freundlich auf mich herabwinken, als wollte er sagen: „Komme zu mir herauf!' Darf denn eine Heidin dorthin, wo die Seligen um ihren König sich scharen?" —

— „Wenn er lächelnd auf dich herabsah, so wollte er damit gewiß nur seine Zufriedenheit und Glückseligkeit zu erkennen geben und den Wunsch, es möge auch seine Mutter denselben Frieden erlangen, dessen er sich erfreut. Diese Höhe, auf welcher Christus seinen Thron hat, zu ersteigen, halten dich

aber noch zwei Dinge ab — und jetzt scheint es mir, daß ich dem Sinn des Gesichtes näher komme: der Drache, den du auf der einen, und die Eule, die du auf der andern Seite gewahrt hast. Der erstere bedeutet nach unsern Offenbarungsbüchern nichts anderes, als den Urheber des Bösen von Anbeginn, welchen wir Satan nennen;[1]) dieser sucht von jeher den Menschen auf der niedern Erdscholle zu erhalten, führt ihn zum Bösen und lockt ihn dazu, und alle, die sich seinem Dienst ergeben, bringt er zuletzt an einem Orte zusammen, wo sie gleich dem nach Wasser lechzenden Tantalus[2]) fortwährend gequält werden. Auch dich sucht er abzuhalten, er will, daß du nicht zu Christo und zur Seligkeit des Himmels gelangest. Der Erlöser hat die Kraft des Satans geschwächt, aber nicht gänzlich gebrochen, und deshalb gleicht der Satan einem Drachen, welcher, wie du sagst, verwundet worden.

Indes, er allein ist es nicht, der dich abhält von Christo, sondern noch etwas anderes macht dir den Zutritt zur Seligkeit schwer, und dieses andere hast du geschaut in der Eule. Athene, die Göttin der Weisheit und die Beschützerin dieser unserer Stadt, die man für das Asyl der Verständigen erklärt, führt die Eule als ihr Sinnbild. Dieselbe bedeutet

---

[1]) Apokalypse 20, 2.

[2]) Vom glühendsten Durst gequält, beugt sich Tantalus zur Welle, die jedesmal vor seinen Lippen verschwindet, und wieder erscheint, sobald er sein Haupt erhebt. Cf. Odyss. XI. 582.

sohin die menschliche Weisheit, welche Torheit ist vor Gott, und die überwunden wurde durch die Offenbarungslehre. Die Philosophie sträubt sich, diesen Sieg anzuerkennen, und möchte durch eigene Kraft zur Sonnenhöhe der Wahrheit gelangen. Hierfür aber sind ihre Flügel zu schwach. O, wie bescheiden drückt sich Plato aus, wenn er sagt: man müsse die besten der menschlichen Beweise zusammenfügen und auf ihnen wie auf einem Floße durch des Lebens Fluten sich wagen; sicherer jedoch, meint er, und gefahrloser könne man auf einem festeren Schiffe — auf einem göttlichen Worte — hinübersegeln.[1]) Dies göttliche Wort hat Christus gesprochen und dies feste Schiff ist seine Kirche."

— „Du mußt mir vergeben, Athenagoras, wenn ich über manche Dinge, welche sich auf dein System beziehen, gleich einem unkundigen Kinde frage: Was wolltest du vorhin sagen, als du von einem bösen Prinzipe sprachst, und von einer Tantalusqual, welche die Bösen trifft?"

„Gleichwie die Guten," versetzte jener, „einst ewig bei Gott, dem Urquell des Guten, sein werden, ebenso werden die Bösen bei jenem Vater des Bösen und ewig von Gott getrennt sein müssen. Sowohl die Belohnung des Guten, als die Bestrafung des Bösen wird niemals ein Ende finden; und das ist einer der wichtigsten Lehrsätze des Christentums."

— „In dieser Hinsicht," antwortete Metella, „stimmt also Christus ganz mit Plato überein; beide

[1]) Simmias zu Sokrates in Platos Phädon.

lehren, daß die Guten selig, die Bösen unglückselig werden. Plato sagt: ‚Wer ein reines und wohlgezügeltes Leben geführt hat, erhält die Götter als Freunde und Begleiter und wohnt dort, wohin er gehört . . . Die aber wegen der Größe ihrer Verbrechen unverbesserlich zu sein scheinen, diese alle versenkt ihr wohlverdientes Los in den Tartarus, aus dem sie niemals mehr heraustreten.‘ Plato unterscheidet aber noch einen dritten Ort, den Acheron, wohin er die Unvollkommenen versetzt; ‚diese wohnen dort,‘ sagt er, ‚werden gereinigt, büßen ihr Unrecht ab, und wenn sie gereinigt sind, werden sie losgesprochen.‘[1]) Wenn dem nun also ist, und wenn es wirklich diese verschiedenen Orte gibt, glaubst du dann nicht, daß meinem Traumbilde zufolge mein Sohn einst unter den Glücklichen sein werde, denn er schlummerte ja an der Seite deines Gottes?“

„Allerdings,“ erwiderte der Philosoph.

„Und ich, wenn ich dem Ausspruche Platos, der da will, daß niemand die Religion der Väter ändern soll,[2]) Folge leiste und im Heidentum verbleibe, glaubst du, daß auch ich einstens in jenes herrliche Lichtreich kommen werde, wo mein Sohn sich so glücklich fühlt?“

---

[1]) ἀπολυονται εἰ τις τε ἠδικησε. Alle drei Stellen sind aus Platos Phädon.

[2]) Auch das Orakel von Delphi gab den Athenern auf die Frage, welcher Kult den Göttern am angenehmsten sei, die Antwort: „Der, welcher in jedem Staate gesetzlich besteht.“

„Wenn du das Christentum einmal kennen gelernt, und mittels der Gnade als die reine Wahrheit erkannt hast — dann, Metella, würde die Gottheit und dein eigenes Bewußtsein von dir verlangen, diese Wahrheit offen zu bekennen. Erst wenn dies geschehen, hast du Hoffnung, zu jener himmlischen Anschauung zu gelangen. Würdest du aber auch dann noch im Irrtum verbleiben, aus eitler Furcht vor den Menschen, so würdest du nicht in jene Gesellschaft kommen können, in welcher du deinen Sohn gesehen."

— „Wie, Athenagoras, hältst du es für möglich, daß ein Sohn sich glücklich fühlen kann, wenn er seine Mutter im ewigen Unglück weiß? Ach, welch eine traurige Seligkeit müßte das für meinen Lucius sein, wenn er seine Mutter an einem Ort der Schmerzen wüßte!" —

„Die Guten," erwiderte jener, „müssen, wenn sie eins geworden mit Gott, gleichwie der Regentropfen mit dem Ozean, an allen Eigenschaften der Gottheit teilnehmen, folglich auch an ihrer Gerechtigkeitsliebe. Es würde ihnen also ebensosehr, wie der Gottheit selber, mißfallen, wenn die Bösen belohnt würden. Aber auch denen, welche Gott nicht lieben wollten, müßte es naturgemäß selbst widerstreben, wenn sie bei ihm sein müßten."

— „Ich verstehe dich zwar hierin nicht genau, ahne aber, was du sagen willst: daß es in jenem andern Leben nur mehr Eine Verwandtschaft gebe, die mit dem guten oder jene mit dem bösen Prin-

zipe. — Wie aber, würde ich mir nicht den Haß irgend einer Gottheit zuziehen, wenn ich, dem Glauben meiner Väter untreu, den Gott der Christen anbeten würde?“

— „Du sprichst von verschiedenen Gottheiten, Metella, die du sicherlich als Diener des höchsten Zeus ansiehst — es gibt keine Götter, also auch keinen Haß der Götter. Du vermagst dich noch immer nicht zu der Überzeugung zu erschwingen, daß alle Macht im Himmel und auf Erden nur von Einem Gott, nicht von verschiedenen Göttern ausströme. Und gerade darin besteht zumeist der Unterschied zwischen dem Glauben der Christen und jenem der Heiden. Nach heidnischer Anschauung hat der Himmel seinen Zeus, die Sonne ihren Helios, das Meer seinen Poseidon, die Quelle ihre Najade, der Baum seine Dryas und sogar das Schilfrohr seine Syrnix — nach christlichem Glauben hingegen herrscht im Himmel und auf Erden nur Ein allmächtiger Gott, und der Geist desselben glänzt aus der Sonne und schwebt über dem Meer, er sorgt für den Baum und die Blume, und vergißt auch nicht des letzten Grashalmes. Die Gedanken Gottes ergießen sich in Millionen Strahlen über alle Kreaturen. Er ist der Mittelpunkt, von dem alles ausgeht. Ja, nur Einer ist Gott, Metella, und dieser Eine Gott verlangt von dir, daß du ihn bekennest von ganzer Seele, und ihn liebest aus ganzem Gemüte.“

— „So schön und erhaben diese Lehre ist, Athenagoras, und so sehr sie meinem Geiste zusagt, fühle ich mich dennoch zu schwach, sie öffentlich zu bekennen."

— „Der Glaube," fuhr Athenagoras fort, „ist Sache des göttlichen Erbarmens. Um aber die Gnade des Glaubens zu erlangen, ist es notwendig, daß du dich von den Vergnügungen und Zerstreuungen der Welt zurückziehst in die Stille und Einsamkeit und dort dem Gebete obliegst. So haben es alle gemacht, welche die Wahrheit angestrebt, auch die Schüler unserer großen Weisen. Die Stimme Gottes läßt sich nur vernehmen, wenn in der Seele des Menschen alles vollkommen ruhig geworden; hat aber Gott einmal zu reden begonnen, so ist sein Ruf laut und vernehmlich, wie das Rollen des Donners in einem weiten öden Gebirgstal." —

„Athenagoras, nur noch Eine Frage, über die du mir die Lösung geben kannst. Ich sehe, daß diejenigen, welche sich Christianer nennen, bereit sind, ihr Leben für ihren Glauben hinzuopfern. Mit der Kaltblütigkeit der alten Spartaner und mit der Seelenruhe des Sokrates ertragen sie Marter und Tod für Christum. Woher diese Entschlossenheit, diese lebendige Überzeugung?"

— „Du stellst Fragen, Metella, aus denen ich sehe, daß du allerdings nicht zum erstenmal über das Christentum sprichst. Alle, welche ihren Glauben mit ihrem Blute besiegeln, sind vollkommen überzeugt, daß Christus wahrhaft der Sohn Gottes

sei. Den Beweis seiner göttlichen Sendung hat Christus sonnenklar gegeben. Oftmals, und besonders die letzten Tage vor seinem Tode, sagte er den Juden in öffentlicher Rede, daß er der Sohn Gottes sei. Er sagte ihnen voraus, daß er würde getötet werden. Aber am dritten Tage, setzte er hinzu, werde er aus dem Grabe wieder erstehen. Ja, als er vor Gericht geführt und beim lebendigen Gott beschworen wurde, zu sagen, ob er wirklich Gottes Sohn sei,[1]) blieb er — angesichts seines Martertodes — bei dieser Behauptung. Nachdem er nun getötet und ihm die Seite war durchstochen worden, wurde sein Leichnam ins Grab gelegt und sein Grab bewacht. Am dritten Tage aber, wie er es vorhergesagt, stand er aus eigener Kraft wieder auf, erschien seinen Jüngern und zeigte sich auch vielen Hunderten bei verschiedenen Gelegenheiten.[2]) Alle, die ihn mit eigenen Augen gesehen, glaubten an ihn, und sie verkündeten diesen Glauben der Welt. Aber nicht allein diese waren die Verkünder seiner Lehre, sondern auch alle diejenigen, an welchen er vor seinem Tode seine göttliche Sendung durch zahlreiche Wunder bekräftigt hatte. Deshalb sagte einer der früheren Bischöfe von Athen, Quadratus, in einer seiner Schriften: Die Kranken, welche Jesus geheilt, die Toten, die er erweckt hat, waren

---

[1]) „Der Hohepriester sprach zu ihm: Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du Christus der Sohn Gottes seiest. Jesus sagte zu ihm: Du hast es gesagt." Matth. 26

[2]) I. Kor. 15, 6.

nicht eine vorübergehende Erscheinung, sondern sie sind mit ihm auf Erden geblieben; einige haben sogar — setzt der nämliche Bischof hinzu — bis auf unsere Zeit, und folglich noch lange nach der Himmelfahrt des Herrn gelebt.[1]) Diesen Glauben nun bekennen wir alle mit freudigem Herzen, er gibt uns Trost in diesem Leben und eine frohe Zuversicht für ein höheres zukünftiges Leben."

„Das kommt mir alles viel zu schnell, Athenagoras! Indes darfst du überzeugt sein, daß ich deinem Rate gemäß in Zurückgezogenheit die erhabenen Lehren des Christentums fleißig überdenken, und den unbekannten Gott,[2]) dem du mich näher geführt, täglich bitten werde, daß er sich mir zu erkennen gebe." —

---

[1]) Dieser Bischof Quadratus, welcher nicht zu verwechseln ist mit einem späteren Quadratus, war der Nachfolger des heiligen Publius und bestieg im Jahre 125 nach Christo den bischöflichen Stuhl von Athen. Obige Worte sind aus seiner im Jahre 126 verfaßten Schutzschrift genommen.

[2]) Eine Anspielung auf die bekannte Rede des heiligen Paulus an die Athener: „Da ich herumging und die Bilder eurer Götter sah, fand ich auch einen Altar, der die Inschrift trug: Dem unbekannten Gott. Was ihr nun verehrt ohne Kenntnis, das verkünde ich euch." Apostelgesch. 17, 23.

Das Landhaus bei Eleusis.

Ehevor die reiche Domina auf ihrem Landsitze ankommt, welchem sie einfach die Bezeichnung „Theretron“ oder Sommersitz gibt, mag der freundliche Leser diese herrliche Villa unweit Eleusis besuchen. Sie ist nur eine halbe Tagreise von Athen entfernt und es läßt sich der Weg dorthin ebensogut über den Piräus und das Meer, wie zu Land auf der sogenannten „heiligen Straße“ zurücklegen.

Außerhalb Eleusis breitet sich eine von Quellen durchzogene weite Ebene aus, das „Triasische Feld“ genannt. Obwohl seit einigen Monaten kein Regentropfen mehr über dieses Land gekommen, so steht das Getreide, welches der nächtliche Tau befeuchtet, dennoch in voller Pracht und die ganze Gegend hat noch nicht jenen ermüdenden wüstenartigen Ausdruck, der jedes Jahr mit dem beginnenden Spätherbst in Griechenland wiederkehrt. Größere und kleinere Standbilder des Flurengottes Pan, von Feldblumen und Akanthus umhegt, wußte der Kunstsinn der Griechen auch auf dieser Ebene aufzustellen und ihr dadurch etwas von ihrer Eintönigkeit zu nehmen. Gebräunte Hände sind eben ringsum beschäftigt, die Gaben der Ceres in

die Scheuern zu bringen: hier begegnen wir Lasttieren, welche aus den Zisternen getränkt werden und die hochbeladenen Wägen in die Villen ziehen; dort weiden Ziegenherden auf fetter Trift, deren Hirten ihr munteres Rohrlied blasen. Jene Hügel, welche sich nach Westen hin in sanfter Wellenbewegung erheben, sind mit langen Terrassen versehen, wodurch der Fleiß der Bewohner dem Boden reiche Fruchtstrecken abzugewinnen weiß. Die Weinreben, welche sich daselbst emporziehen, bringen eine eigene Art von Trauben hervor, wie man sie in dem nahen Korinth so häufig findet; es sind dies die bekannten Korinthen, welche als Gewürz in weite Länder verschickt werden. Schmutzige Kerle, in Ziegenfell gekleidet, lagern auf den Höhen im Schatten üppiger Feldulmen und laben sich an den ersten reif gewordenen Früchten des Weinstockes. Die höheren Berge nach Norden hin sind mit Laub- und Nadelholz bewachsen, und im Hintergrunde schließt sich der fichten- und felsenreiche Höhenzug des Kithäron an den rauhen, lichtblau emporstrebenden Parnes an.

Von jener Anhöhe westlich vom Sarantaflüßchen lacht Metellas reizende Villa herab. Sanft erhebt sich der Hügel, an dessen Fluß eine heilige Quelle plätschert. Seinen weichen Rasen bedeckt oben ein niedlicher Hain. Duftender Meertau liegt auf dem wuchernden Lorbeer und auf der dunklen Myrte. Etwas höher grünt die buchsumwachsene Tamariske, die dem dünnen Cytisus und höher oben dem

Pinienhaine Platz macht, welcher die Villa nach drei Seiten umschließt, so daß nur die Südostseite gegen Eleusis hin offen bleibt.[1]) Hoch über dem Landhaus erhebt sich ein viereckiger, oben flacher Turm, welcher bewohnt wird.

Welch eine Fernsicht genießt das Auge von diesem Zimmer aus! Jene Tiefe deckt ein bunter Teppich fruchtreicher Felder; auf ihrem Höhensaum reihen sich Villen an Villen wie eine reiche Perlenschnur im Halbkreise hin. Zu unserer Rechten bleibt die Ebene offen, und hier wird das Bild noch ungleich reizender. Dort winkt die gewerbreiche Stadt Eleusis herüber, keck ans Meer angebaut, eine der größeren Städte Attikas. Blendendhell und von der Sonne eben so stark beleuchtet, daß wir das Auge hinwegwenden müssen, erheben sich die weitgedehnten Tempel der Demeter. Dort sind die durch die eleusinischen Geheimnisse so berühmt gewordenen Heiligtümer der alten Hellenen.

Alljährlich Anfang Oktober zog eine große Prozession nach Eleusis. Schon fünf Tage vorher feierte man das Fest der Demeter in Athen, am sechsten wurde das Kind der Göttin unter Jubeln und Jauchzen in einem geflochtenen Korbe zum heiligen Tor herausgetragen, Priester und Obrigkeiten begleiten

---

[1]) Wie ganz anders ist dies heute! Die Ebenen leer und schattenlos, die Flüßchen so arm an Wasser, daß man sie im Herbste trockenen Fußes durchschreiten kann, und die Hügel und Berge (den 4000′ hohen Parnes ausgenommen) arm an Wäldern.

das Bild, und die mitziehende Schar aller Eingeweihten tragen Ähren, Ackergeräte und Fackeln in den Händen. In der Nacht des siebenten Festtages findet in den Tempeln zu Eleusis unter heiligen Eiden und Weiheformeln die Aufnahme der Eintretenden statt. Der Reiz dieses festlichen Kultes lag in den Geheimlehren, in lebensvollen dramatischen Darstellungen, im Zusammenwirken aller Künste und künstlerischen Genüsse, der Musik, des Gesanges, des Tanzes, der glänzenden Beleuchtung, der effektvollen Dekoration, in raffinierten Sinnesgenüssen und zumeist in der Verheißung auf eine selige Zukunft nach dem Tode. Den Eingeweihten allein leuchtet dort heiteres Sonnenlicht.[1])

Fragt man, was der Inhalt der Geheimlehren ist, in die man in solcher Weise eingeweiht wurde, so gibt das Altertum darauf keine erschöpfende Antwort. Es war streng verpönt, die Geheimnisse auszuplaudern, und wer dieselben verletzte, mochte nach Umständen sogar die Todesstrafe zu befürchten haben. Plato ward verdächtigt, die Mysterien verraten zu haben, woraus wir vielleicht schließen können, daß die Grundlehren seiner Philosophie mit jenen von Eleusis ähnlich waren. So viel ist gewiß, daß der Grundgedanke dieses uralten Kultus — dessen Stiftung bis über die Zeit der jonischen Auswanderung aus Attika nach Kleinasien hinaufreicht — der sichere Glaube an das Leben nach dem Tode war.

---

[1]) Über die Eleusinen vergl. Döllingers Heidentum und Judentum, S. 156—178.

In den Eleusinien lernte man, wie Cicero sagt, nicht bloß glücklich und selig leben, sondern auch der frohesten Hoffnung sterben. „Dreimal selig," ruft Sophokles aus, „jene Sterblichen, welche diese Weihen geschaut haben, ehe sie in den Hades hinabsteigen. Für sie gibt es allein ein Leben in der Unterwelt, für die andern nur eitle Drangsal und Not." Diese Seligkeit bezeichnen die Edlern als stete Beschäftigung in süßer Andacht, die meisten aber scheinen nach Plato der Ansicht gewesen zu sein, daß sie in fortwährenden Sinnesgenüssen und endloser Trunkenheit bestehe.

Wohl liegt die Vermutung nicht mehr fern, daß diese Geheimnisse, die so weit in die graue Vorzeit zurückreichen, aus jener Uroffenbarung geschöpft haben, welche die Patriarchen des israelitischen Volkes kannten, und daß unreine Zutaten und Doktrinen erst später den ursprünglichen Kultus trübten. Kein Wunder, wenn sich auch hervorragende Römer in die Eleusinien aufnehmen ließen so Oktavian, Hadrian, Aurelius, Antoninus, Hadrian, und nach ihm Markus Aurelius (176 n. Chr.). In Athen befand sich damals, wie Lucian erzählt, nur Ein Mann, der nicht Mitglied dieser Genossenschaft war.[1])

---

[1]) „Als der christliche Kaiser Valentinian I. (370 Jahre n. Chr.) den Heiden ihre nächtlichen Feierlichkeiten verbot, verlangte Prätextat, Prokonsul von Griechenland, daß die eleusinischen Mysterien davon ausgenommen würden. Die Gründe, welche er angab, waren: 1) daß ohne diese Geheimnisse das Volk ein trostloses Leben führen würde, ein Leben,

Westlich von Eleusis dehnen sich weite Reisfelder, die eben mit ihrer dunkelroten Blumenrispe geschmückt sind, und den Farbenschmelz dieser Ebene noch erhöhen. Jenseits der Stadt beginnt, wie eine ungeheure Silberplatte, die Bucht von Salamis; durch ihre Mitte zieht sich ein Streifen, der die Sonnenstrahlen zurückwirft, und jenseits derselben steigen die blauen Felsberge der Insel Salamis empor, welche der aufsteigende Brodem des Meeres sanft umschleiert.

In der Richtung nach Osten schlängelt sich längs des Ufers die heilige Straße. Wo sie einst lief, sind jetzt an manchen Stellen unwegsame Sümpfe. Die Lichtpunkte, welche wir hier und dort neben dem Prozessionswege sehen, sind kunstreiche Denkmäler mit der Asche berühmter Griechen. Diese Grabmäler ziehen sich neben der Straße bis zum Kerameikos fort, und werden manchmal durch kleine Heiligtümer des Phöbus, des Zeus, der Aphrodite und einiger Heroen unterbrochen, so daß uns dieser Anblick auf die Via Appia bei Rom versetzt, die uns kaum schönere Denkmäler darbietet.

Wie täuscht das Meer, das wie ein großer Binnensee so freundlich emporlacht! Es gab einen

---

das kein Leben sein würde, weil es jener Zeremonien beraubt sein müßte, welche Symbole eines zukünftigen und immerbleibenden Lebens seien; 2) daß das Leben des Menschen, getrennt von dem tröstenden Glauben einer Zukunft, einem lebendigen Tode zu vergleichen sei." Vgl. Butlers Leben der Väter und Märtyrer, VII. S. 212, und Sepp, das Heidentum, II S. 433.

Tag, an welchem es rot geleuchtet hat, wie eine Purpurdecke. Auf diesem Meere fanden einst Tausende der Perser ihren Tod; ihr Eisen, ihr Gold und der orientalische Schmuck ihrer Feldherren liegen begraben in jener Tiefe und keine Hand wird je das Versunkene heraufziehen.[1]) Stolz blickt heute noch der Grieche auf die Höhen von Salamis hinüber, jenes Sieges der alten Hellenen gedenkend, ohne welchen die ganze europäische Entwicklungsgeschichte einen anderen Verlauf genommen hätte. Und dort, wo jetzt der muntere Fischer sein Lied pfeift und niemand mehr der Vergangenheit gedenkt, blühten einst am korinthischen Meerbusen zwei Städte — Helice und Buris, — welche an einem verhängnisvollen Tage von der Erde verschwanden und in jenes blaue Meer versanken, ohne daß eine Spur von ihnen übrig blieb.[2])

Um bei dem Umgange in der Villa einige Ordnung zu beachten, werden wir zuerst die sogenannte Urbana oder das eigentliche Schloß besuchen, dann die Rustica (die Stallungen), und zuletzt die Fructuaria oder die Scheunen.

Die ganze vordere Seite des Landhauses, das einem fürstlichen Palaste zu vergleichen ist, hat große Ähnlichkeit mit Metellas Wohnhaus in

---

[1]) Am Tage vor dem entscheidenden Kampfe schlachtete Themistokles eigenhändig die drei gefangenen Neffen des Perserkönigs Xerxes. Bei einem späteren Opfer nahm er ein ungewöhnliches Maß von Rindsblut zu sich, und Plutarch (de superst. 7.) schreibt diesem Umstand seinen Tod zu.

[2]) Das Ereignis fällt in das Jahr 370 v. Chr.

Athen. Es fällt uns beim Anblicke der Fronte auf, daß die Fensteröffnungen nicht mit Glas, sondern mit einem durchsichtigen Stoffe, und an anderen Stellen mit gezogenen Blindrahmen belegt sind. Der Stoff, dessen sich die Alten für ihre Fensterscheiben bedienten, soll unserm sogenannten Fraueneise nicht unähnlich gewesen sein. Das Vestibulum, dessen Länge mehr als 20 Schritte beträgt, ist ein leerer, gedeckter Platz gerade vor dem Haupteingange des Hauses. Neben dem Torwärter, zwischen den kannelierten korinthischen Säulen, bemerkt man einen stattlichen Fanghund, von der beliebten epirischen Rasse, welcher knurrend neben dem Wärter liegt. Der Hund scheint allerdings ein scharfer Wächter zu sein, denn über dem Eingang des Hauses zeigt sich sein Bild in Mosaik und darunter die Inschrift: Φυλαττου τον φυλακα — „Hüte dich vor dem Hüter.“[1])

Die Wände der Aula sind geschmückt mit zahlreichen Büsten: auf der einen Seite die Ahnen des Attikus, auf der andern jene des Metellus. Die aus parischem Marmor gefertigen Brustbilder, und besonders die jüngsten, sind mit einer Meisterschaft gearbeitet, daß sie des Skopas oder Praxiteles würdig wären. Hinter den Statuen lachen an den Wänden die Köpfchen lieblicher Knaben, auf Lotosblumen gemalt, welche den Finger an den Mund halten,

---

[1]) Am Eingange eines der elegantesten Häuser in Pompeji fand man ein solches Bild mit der Unterschrift: „Cave canem.“ Bei der hier folgenden Beschreibung der Urbana hatte der Verfasser zum Teil die (freilich ungleich kleinere) „Villa suburbana“ zu Pompeji im Auge.

als wollten sie ausdrücken, daß man so großen Männern sich nur schweigend nahen dürfe. Die andere Seite der Aula, mit Kopien Polygnots aus der Stoa Poikile in Athen geschmückt, zeigt unter anderm den Philosophen Zeno, welcher in jener Gemäldegalerie lehrte. Alabasterstatuen, Kristallvasen, große Kandelaber aus weißem Marmor und zahlreiche kleinere Figürchen aus durchsichtigem Stein oder aus der berühmten korinthischen Bronze erheben sich da und dort im Saale.

Gleich durch die Aula gelangt man in den kleineren Hofraum hinaus, welcher ringsum von den Mauern des Gebäudes umschlossen und mit einer dreifachen Säulenhalle eingefaßt ist. Da dieser Raum dem Regen offensteht, wird er Impluvium genannt. Welch eine Fülle von bunten Nettigkeiten! Innerhalb der kannelierten Säulen grünt ein kleiner Wald von Buschwerk, Gräsern, kühlen Moosteppichen, künstlichen Sitzrasen, und in der Mitte tieft sich ein rundes Wasserbecken aus farbigen Quadersteinen. Glänzende Goldfischlein rudern im kalten Bassin, bald ernst vor sich hinbrütend, bald schelmisch sich wendend, um ihre feurigen Schuppen spielen zu lassen. Ein paar Brotkrümchen bringen die kleine Herde zusammen, und ein einziger Wink stiebt sie pfeilschnell auseinander. Singvögelchen, welche im Gebüsche nisten, sind die treuen Besucher des Bassins. Sie ziehen einen Tropfen Wasser heraus, erheben das Köpfchen und lassen den frischen Trunk durch ihre warme Kehle rinnen; dann flattern sie ins

dunkle Gesträuch und zwitschern aufs neue ihre lustigen Lieder.

Gleichwie im unteren Stockwerke das hervorragendste Gemach für die Aula, so ist über der ersten Treppe der bedeutendste Raum für den Speisesaal bestimmt. Dort sind schiefe Ruhebetten, auf welchen der Essende sich so hinlegt, daß er den Oberkörper mit dem Arme stützt und den übrigen Leib nach der ganzen Länge ausstreckt. Nach dem Speisesaal wird dieses ganze Stockwerk des Hauses auch Cönaculum genannt. Im dritten Stockwerke endlich finden sich außer dem Sakrarium, in welchem ein ewiges Licht brennt, zahlreiche Sklavenzimmer, deren Fenster ins Freie hinauszeigen, während dem inneren Hofraume entlang die Gänge des Hauses laufen. Dem Hofe zu haben diese Gänge kleine Galerien von Säulen, und sind also auf dieser Seite nicht vermauert.

Außer dem erwähnten Impluvium hat die Urbana noch einen zweiten, etwas weiter rückwärts liegenden Hof von gleicher Größe; und beide Höfe werden durch einen Zwischenbau des Hauses, in welchem sich das sogenannte Frauengemach befindet, voneinander getrennt. In diesem zweiten Raume breitet sich ein dunkles Segel über ein schön gearbeitetes viereckiges Marmorbad. Der Fußboden rings um das Bad ist von Mosaik und stellt Tiere, Früchte und Blumen dar. Überhaupt sind die meisten Böden der Villa, besonders in den Gast- und Visitenzim-

mern, von Mosaik, welche das Angenehme haben, daß sie den Zimmern Kühle verschaffen.

Treten wir nun hinaus, um auch die Rustica kennen zu lernen, welche sich an das Wohngebäude der Villa anschließt. An diesen Baulichkeiten muß uns sogleich auffallen, daß sich an den oberen Räumlichkeiten Fenster an Fenster reiht. Diese Teile sind bewohnt von den zahlreichen männlichen Sklaven Metellas, welche Felder, Gärten, Öl- und Leinfelder zu pflegen haben. Unter diesen Wohnungen ziehen sich rings die Stallungen hin, von welchen wir nur die eine oder die andere flüchtig uns öffnen lassen. Hier sehen wir Rinder und Pferde, dort einen Stall, angefüllt von jenen schwarzfarbigen, glatthäutigen Schweinen, wie sie noch jetzt in den Gassen griechischer Städte herumliegen; auf der andern Seite sind Gewölbe für Kaninchen, für Hasen, dann für Gänse, Indiane und zahlreiches anderes Geflügel.

Die Villa fructuaria gewährt in mancher Hinsicht größeres Interesse, denn sie umschließt viele geräumige Weinkeller.[1]) Im hinteren Keller steht manche bockshäutige, oben mit Pech vermachte Testa, gefüllt mit den bei den Griechen so vielgepriesenen Weinen aus Lesbos, Rhodus und Lydien, und auch der beliebte Falerner wird hier nicht vermißt. Andere Keller der Fructuaria enthalten Vor-

[1]) In der vorhin erwähnten Villa suburbana zu Pompeji, welche im Jahre 1771 ausgegraben wurde, fand man im Keller noch die Weingefäße und daneben die Gerippe von 2 Kindern und 18 erwachsenen Menschen.

räte aus Metellas Olivengärten, welche teils an größere Handelsschiffe abgegeben, teils in der neuen Agora zu Athen verkauft werden.[1]) Die Vorratskammern zur Aufbewahrung des Getreides, des Heues und der Früchte der Gärten nehmen weite Räume der Fructuaria in Anspruch und schließen diesen Teil der Villa ab.

Endlich noch einen Blick in Metellas Garten. Auffallen mag es, daß man hier im zweiten Jahrhundert nach Christo den nämlichen gekünstelten Verzerrungen begegnet, welche das an burlesken Abgeschmacktheiten unerreichbare achtzehnte Jahrhundert besonders in Frankreich und auch in England an den Bäumen vornahm. Der eine Baum ist zugeschnitten wie eine Pyramide, ein anderer wie ein Löwe, ein dritter wie ein krähender Hahn, so daß man eher in eine Menagerie, als in einen Lustgarten einzutreten glaubt. Neben jenen hohen Buchsanlagen schreitet mitten auf dem Wege stolzen Schrittes der Lieblingsvogel der Alten, der Pfau, daher; mit zierlicher Leichtigkeit bewegt er seinen pfeilartigen, dunkelblauen Hals, sträubt seine schillernden Schweiffedern, schwingt sie langsam höher und breitet sie in der Form eines großen Rades aus. Wie verschwenderisch Griechenland, welches einen großen Teil der Halbfreien fast aus-

---

[1]) Einer noch jetzt vorhandenen Inschrift zufolge war diese Verkaufshalle zur Zeit der Geburt Jesu von Augustus erbaut. Neben dem Eingange links steht noch jetzt ein Pfeiler mit einem darin eingehauenen Dekrete Hadrians, welches den Preis des Öles bestimmte.

schließlich mit Skulpturarbeiten beschäftigte, mit Gegenständen der Kunst war, davon lieferten die Villen der Reichen den deutlichsten Beweis. Jedes Blumenbeet hat seinen eigenen Wächter in irgend einem weißen oder farbigen Standbild. Die Blumen wechseln nach Arten und trotz ihrer Menge und Mannigfaltigkeit könnte ein Grieche von gewöhnlicher Bildung in Verlegenheit kommen, nur eines dieser Kinder der Flora beim Namen zu nennen, so fremdartig sind diese Gewächse. Der immerblühende Garten Ägyptens versieht fast alle griechischen Landhäuser mit Zwiebeln, Samen und Ablegern. Auch Italien hat seinen Zauber hierher geschickt, ein linder Zephir wiegt die balsamischen Düfte von sizilischen Blütenbeeten und Metellas Gärtner

Bietet vom Nardengewächs, von Myrrhen und schmuckem
Akanthus,
Drin Kolokasia lacht, freundlich ein Sträußchen dir an.

Der Töpfer und sein Kind.

Auf einem leichten, goldverzierten Wagen, von weißen nebeneinander gespannten Pferden gezogen, kommt Metella am Fuße ihres Landhauses angefahren. Hätten wir damals die Zahl ihrer Bedienten gesehen, welche an der Marmortreppe, die zur Villa führte, aufgestellt waren, und dazwischen die hohe Gestalt Metellas, wie sie mit attischer Grazie hinaufschreitend, weder rechts noch links die mit gekreuzten Armen dastehenden Reihen ihrer Sklaven begrüßt, so wäre uns vielleicht ein Zweifel gekommen, ob die stolze Dame jemals den dornenbesäten Pfad des Glaubens betreten würde. Indes hat die Vorsehung Mittel in der Hand, um den Stolz der Menschen zu beugen, und wie der Herbstwind die fahlen Blätter hinwegweht vom Baume und diesen kahl und öde stehen läßt, bis der Frühling kommt und ihn frisch belaubt, so weht auch manchmal die Gnade des Herrn in scharfen Windstößen alle Eitelkeiten der Menschen hinweg und überläßt sie eine Zeitlang leer und öde ihrer Trostlosigkeit.

Bemerken wir auch jetzt an Metella nur wenig von dem eigentlichen Kennzeichen der Nachfolge Jesu — vom Sieg der Liebe über die ertötete Selbst-

sucht — so zeigen sich wenigstens die Anfänge dieser Liebe durch eine Art von herablassender Wohltätigkeit, wovon wir hier ein Beispiel anführen.

Am Ende des inneren Hofraumes sitzt nahe der Küche, etwas verdeckt durch ein zierliches Buschwerk, ein gebrechlicher, aber doch immer heiterer Mann. Sein herabhängendes Haar und sein eigentümlicher Wollmantel verraten an ihm den halben Künstler. Er ist Töpfer und sein Name ist Hyllos. Während er auf dem kühlen Mosaikboden im Schatten einer Säule ruht, denkt er nicht daran, daß fremde Augen ihn bemerken. Metella aber weilt eben auf der andern Seite des Impluviums, eine Dienerin steht neben ihr und weht ihr mittels eines künstlich gefaßten Pfauenschweifes Kühlung auf die Wangen. Hyllos hatte vorhin einiges Küchengeräte aus seiner Werkstätte gebracht und sich der Hoffnung hingegeben, er werde die Bezahlung für die gelieferte Ware gleich in Empfang nehmen. Dem war aber nicht so, und er hatte nur ein Stück Brot durch die Güte eines Koches erhalten. Etwas überdrüssig, weil er heute kein Mittagessen hat, läßt er sich in der Nähe der Küche nieder und beginnt:

„Armer Hyllos, bist doch ein beklagenswerter, armer Tropf! Hast dich die ganze Woche über abgemüht, einige Oboli hätten dich glücklich gemacht, und jetzt hast du nichts als ein Stück Brot. Der Hunger tut weh. Doch Geduld, merkst du's nicht, was für ein anziehender, köstlicher Duft aus der Küche herüberweht? Dort braten oder dämpfen sie

einen leckeren Bissen. An dieser Mahlzeit kannst du teilnehmen.“ Seinem eigenen Befehle folgend, nahm er sein Brot aus dem Schnappsack, biß herab und schlürfte mit langen Zügen den Speisengeruch in die Nase. „Schmeckt doch das Brot ganz anders,“ fuhr er fort, „wenn man es in die schmackhafte Brühe einer gesunden Phantasie eintaucht und mit Verstand genießt.“

Noch ein paarmal den verlockenden Küchenduft einziehend, machte er sich auf und ging mit heiterer Miene von dannen.

Metella hatte die komische Szene angesehen, darüber ihre Betrachtung gemacht und sich stillschweigend vorgenommen, den armen Mann einmal zu besuchen.

Es war einer jener trockenen und heißen Herbsttage, wie man sie in Griechenland oft erleben kann, an welchen Sonnenhitze, Wind und körniger Staub wetteifern, einander zu überbieten, und Metella gibt der freundlichsten ihrer Dienerinnen Befehl, sich bereitzumachen zu einem abendlichen Spaziergange. Ophne bringt vor allem das große, weiße Sonnendach mit der langen Hebe, das im Altertum eine so wichtige Rolle spielt und sich, nur in etwas kleinerer Form, noch bei den heutigen Griechen erhalten hat. Sie denkt nicht ohne Bangen daran, ob sie wohl das Dach mit der notwendigen Gewandtheit so bewegen werde, daß sie ihre Gebieterin sowohl vor den Strahlen der Sonne als vor den dicken Staubwolken des Herbstwindes retten

könne. Indes tröstet sie die Wahrnehmung, daß dieselbe seit jüngster Zeit viel weniger empfindsam geworden, und wirklich hörte sie heute während des ganzen Weges auch nicht ein einziges tadelndes Wort. Als beide eine Strecke im heißen Tal zurückgelegt hatten, fragte Metella: „Nicht wahr, Ophne, du kennst das Haus des armen Hyllos, des Töpfers aus Korinth, zu welchem ich unlängst Lydia geschickt habe? Er hat einen kranken Knaben und wenn ich nicht irre, so ist jene aus Lehm gebaute Hütte seine ärmliche Wohnung. Ich möchte den alten Mann besuchen und ihm eine kleine Gabe bringen.“ Ophne war nicht wenig erstaunt, von ihrer gnädigen Domina zu hören, daß sie in das Haus eines armen Töpfers gehe, um dort eine Wohltat eigenhändig zu spenden. „Ganz richtig,“ entgegnete sie, „Hyllos wohnt dort vorn jenseits des schilfreichen Moorgrundes. Er war einst nicht unbemittelt und lieferte seine Waren auch auf den Töpfermarkt in Athen, seitdem er aber älter geworden, läßt seine Kraft und Tätigkeit nach und er bringt sich nur mehr kümmerlich durch. Desto schwerer fühlt er jetzt die Last der Armut. Zudem hat er ein Kind, das er in kleinen Handarbeiten, sowie in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens unterrichtet.“

„Er teilt sein Los,“ erwiderte Metella, „mit seinem berühmten Landsmanne Dionysius von Korinth, der nach dem Scheitern seiner Gewaltherrschaft als Schulmeister auftrat, und nachdem er ein

so großer Herr gewesen, Knäblein das Buchstabieren lehrte.“[1])

Hyllos, der eben in seiner Werkstätte an Blumentöpfen arbeitete, sah die gnädige Dame mit ihrer Sklavin schon von fern daherkommen und eilte hinaus, um der Vorübergehenden seinen Dank zuzurufen für manches Gute, welches er in jüngster Zeit durch sie erhalten hatte. Wie groß war aber sein Erstaunen, als die Nahende lächelnd durch das Gehege von Waldrosen und Aloeblüten, die sein Häuschen umhüllten, eintrat und sich erkundigte, wie es ihm und seinem Kinde gehe! Der kleine Askanius, der kaum sechs Jahre zählte, saß in einem Winkelchen, auf einer zerschlagenen Tonvase und hielt eben ein junges Kaninchen auf seinem Arme, über dessen Ohren seine Hand sachte hinglitt.

„Seid Ihr zufrieden, Hyllos?“ fragte Metella, und ehevor der Töpfer noch Antwort gab, schreckte Askanius sein Kaninchen auf und flüsterte ihm ins Ohr: „Seid Ihr zufrieden — hat sie gefragt.“ Dann stellte sich das Kind hinter die hölzerne Tragsäule und blickte mit seinen Äuglein neugierig auf die große, schöne Frau.

„Was habt Ihr heute zu Mittag gegessen?“ und der Töpfer gab die Antwort: „Einen breitgeschlagenen Brotkuchen aus Gerstenmehl,[2]) Zwiebeln und

---

[1]) Lucian im „Traum“, 23.

[2]) Große Steine werden mittels brennender Kohlen erhitzt und darüber breite Brotkuchen gebacken. In Sizilien nennt man einen solchen Kuchen Foccacia.

Brunnkresse. Dazu einige Körnchen Salz und den Trunk aus dem Neunröhrenbrunnen im Pinienwäldchen."

„Ihr habt einen kranken Knaben, hörte ich unlängst, wie geht es ihm jetzt?"

Während der Töpfer den ganzen Verlauf der Krankheit seines Kindes erzählte, entdeckte die Dame den Knaben, der mit seinem verbundenen linken Vorderarme sein Köpfchen zu verbergen suchte, und hieß den Kleinen hervortreten. Schüchtern nahte sich das Kind der fremden Frau und suchte noch immer durch langsames Rückwärtsgehen sich hinter seinem Vater zu verbergen. Da zog Metella aus ihrem Gürteltäschchen ein blankes Goldstück hervor, hielt es vor den Knaben hin, daß es hell glänzte, und plötzlich hob der Kleine das gesunde Händchen nach der Gabe empor und alle Schüchternheit war verschwunden.

Ein paar Tränen schlichen sich in des Töpfers Augen und sagten der Geberin deutlich, welche Freude sie dem alten Manne gemacht habe. Er fährt fort, zu erzählen, wie die Krankheit seines kleinen Lieblings sich auf den Arm und besonders auf die Hand geworfen, so daß der Arzt erklärte, die Hand müsse abgenommen werden. Bei diesen Worten verzogen sich Metellas Mienen und zeigten an, daß sie schon vor dem Gedanken einer solchen Operation zurückschaudere.

„Ja, ja," hob der kleine Askanius jetzt an, „so hat der abscheuliche Mann gesagt und ist dann fort-

gegangen. Bald darauf ist aber die brave Lydia durch das Gärtchen hereingekommen und hat mir einen großen, süßen Mandelkuchen gebracht."

Während Metella über die kindliche Rede lächelte, denn es war ihr, als hörte sie ihren freundlichen Lucius, wie er einst als Knabe geplaudert, fuhr Askanius fort:

„Und dann hat die gute Lydia zu mir gesagt, das Handabschneiden sei nicht so schrecklich, und sie werde schon selber kommen, um mir zu helfen, damit es nicht so weh tue."

„Und ist denn die gute Lydia wirklich gekommen, als das Werk ausgeführt wurde?" fragte Metella.

Der Knabe nickte schweigend zu, und fing an zu weinen.

Für ihn ergriff der alte Vater das Wort, wischte sich erst die Augen aus und sprach:

„O freilich, gnädige Herrin, wie hätte man sonst die schreckliche Operation ausführen können, wenn nicht Eure Dienerin uns dabei geholfen hätte? Zu uns, zu den ‚Leuten vom Bocksgeruch', wie uns die Vornehmen manchmal nennen, kommt selten eine solche Hilfe. Ich bin ein gebrechlicher Mann und hätte den jammernden Knaben, der seine Händlein zusammenschlug mit der Bitte, ihm nicht weh zu tun, unmöglich halten können. Wie könnte auch ein Vater zuschauen, wenn in den Arm seines einzigen Kindes das spitzige Messer eingedrückt wird! O, ich schaudere noch jetzt vor dem Gedanken zurück. Aber

Eure Lydia hielt Wort, kam zu der bestimmten Stunde und war schon da, ehe der Arzt eintrat."

„Und brachte dem Vater ein paar Bücklinge und Trauben und süße Sesamkuchen mit," setzte Askanius hinzu.

„Aber noch süßer waren die Worte des Trostes," fuhr der Greis fort, „die sie dem bekümmerten Vater und seinem Kinde brachte. Ach, die Armut findet selten einen Freund; aber die wenigen Freunde, die ihr werden, sind treu wie Gold — denn sie lieben uns nicht um des Geldes oder der Ehre, sondern um unser selbst willen. Eine solche Freundin war uns Eure Dienerin. Als der Arzt sich ans Werk machte, redete sie dem Knaben zu, recht standhaft zu sein und hielt denselben während der ganzen Operation mit einer wahrhaft heroischen Ausdauer. Wie liebevoll wischte sie ihm den Angstschweiß von der Stirn, und wie fromm betete sie zu dem obersten Gott! Denn sie hat andere Götter wie wir, und nennt den höchsten Gott nicht Vater Zeus, sondern Gott Vater, und seine dienenden Gottheiten nicht Götter, sondern Engel. Dann wiederholte sie dem Kleinen gar oft die Worte: Nur Geduld — nur einen Augenblick Geduld — wir sind schon fertig."

Metella fühlte, daß sie bei dieser Schilderung angegriffen werde, und daß ein leichtes Übelbefinden gleich einem kühlen Lüftchen sich über ihre Wangen ziehe. Als ihr aber der alte Hyllos noch den Arm des Kindes zeigen wollte, damit sie sehe, wie schön er heile — gab sie ihm schnell ein Zeichen, und ver-

hinderte das Hinwegziehen des Verbandes mit dem Rufe: „Nein, Hyllos, laß das gut sein, wir müssen gehen.“

Askanius stand jetzt der fremden Frau ganz nahe und sein Kaninchen hüpfte um seine Füße. Der Knabe blickte verlegen bald auf sein liebes Spielzeug, bald auf Metella und auf seinen errötenden Wangen war zu lesen, daß er gern noch etwas sagen möchte. Sein Auge blickte fragend auf seinen Vater hinüber, und sein Fingerlein verwickelte sich in sein kastanienbraunes Seidenhaar.

„Nun, Kleiner, was gibt es noch:“ fragte in liebevollstem Tone die Fortgehende.

Mit steigender Beklommenheit neigte sich der Knabe zur Erde, nahm sein nettes Kaninchen auf den Arm und in der Meinung, er könnte der reichen Dame eine Freude machen, bot er es ihr hin. Diese nahm das Tierchen, gab es Ophne zum Tragen und streichelte den Knaben mit den Worten: „Möge dir der Himmel dein gutes Herz erhalten!“

Auf dem Heimwege blieb Metella fortwährend in Gedanken versunken. Sie beachtete kaum ihren freundlichen Begleiter, den Abendstern. Ihre Achtung für Lydia, die sie gewöhnlich wegen ihrer vielen Tugendakte die Biene vom Hymett nannte, stieg immer höher. Sie hatte ein Verlangen, von einer solchen Seele nicht nur geschätzt, sondern auch innig und aufrichtig geliebt zu werden. So anhänglich ihr auch jene war, so meinte sie doch, daß sie von ihr nicht zärtlich geliebt sei. Jedenfalls war die

Liebe, die sie von derselben bekam, nicht jener schwärmerische Ausdruck von Gefühl, welchen sie für echte Freundschaft hielt. Dann besann sie sich über die beiden Arten von Wohltätigkeitsakten, welche der arme Töpfer sowohl durch sie, als durch ihre Dienerin empfangen habe. „Ich habe ihm Geld geschenkt," sprach sie zu sich — „eine kleine Gabe, die mich um nichts ärmer macht, Lydia hingegen hat dem Unglücklichen nicht ein Goldstück geschenkt, sondern sie hat sich für den Dienst desselben hergegeben und sich ihm selber geopfert. Viel lieber würde ich dem Unglücklichen zehn Goldstücke dafür gegeben haben, als das zu tun, was jene getan hat, und darum erscheint mir auch ihr Wohltätigkeitsakt viel größer als der meine, und gewiß hat ihr Werk vor Gott einen ungleich größeren Wert. O, wäre ich von ihr doch so aufrichtig und innig geliebt, wie jenes Kind des Hyllos! Der Alte hat recht: die Freundschaft unter Armen ist ohne Selbstsucht, je mehr aber Reichtum und irdische Größe uns heben, desto begründeter ist unser Mißtrauen in die Liebe der Menschen. Auch die Berge — diese Wächter des Goldes und der Metalle — müssen, je höher sie ihre Häupter erheben, desto mehr sich in Dunst und Nebel hüllen. Besser lebt sich's unten im bescheidenen Tale, als oben auf der umwölkten schneeigen Kuppe. Was helfen uns kratzfüßelnde Bücklinge, wenn wir keine treuen Freunde, keine liebenden Herzen besitzen?" Solche Erwägungen machten sie traurig und kleinlaut. Denn wenn sie

auf ihr ganzes vergangenes Leben zurückblickte, so fand sie, daß all ihre guten Werke auf keinem andern Boden gewachsen seien, als auf dem ihres Reichtums. Weil aber ihr Reichtum nicht ihr eigenes Verdienst, sondern höchstens das Verdienst ihres Vaters war, so schien es ihr, als habe sie im Leben noch gar nichts Gutes getan. So sah sie sich im Grunde ganz arm an guten Handlungen, und es umlief sie ein Gefühl der Scham und Wehmut, wenn sie an ihr Geld dachte; es kam ihr vor, als müßten große Seelen sie gering achten, weil sie nichts aufzuweisen habe für ein anderes Leben als vergängliche Schätze. Damals begriff sie zum erstenmal, daß es Menschen geben könne, die den Reichtum für eine Unvollkommenheit ansehen, und daß das Evangelium recht habe, wenn es die Vollkommenheit mit der Freiheit von irdischen Gütern in Verbindung setze. Eben diesen Gedanken hat zu jener Zeit ein wohlhabender Römer, Minutius Felix, ausgesprochen, als er im hohen Alter das Christentum annahm: „Wir gehören nicht zum niedersten Volke," sagt er, „wenn wir auf eure Ehren und Purpurkleider Verzicht leisten."

Woher aber wird auf einmal dem Armen eine solche Ehre, daß die Höchste unter den Umwohnenden ihm Besuche macht und ihm Trost zu bringen sucht? Die reiche Frau tut dies nur deshalb, weil sie anfängt, an einer Lehre Wohlgefallen zu empfinden, die da will, daß wir jeden Menschen ohne Unterschied so wie uns selber lieben. Noch bereit-

williger würde sie zu den Armen geeilt sein, wenn sie gewußt hätte, wer derjenige ist, welcher sagt: „Was ihr dem geringsten aus meinen Brüdern tut, das habt ihr mir getan.“ So hat die Armut in der christlichen Welt eine ganz andere Stellung als in der heidnischen; denn die Tugend gibt ihr einen Adelsbrief, die Liebe Vasallen, und in dem entblößten Gottmenschen am Kreuz erkennt sie ihren ältesten und höchsten Ahnherrn. Die Armen selber haben diese ihre Begnadigung durch den Erlöser alle Zeit anerkannt und gewürdigt, und sind deshalb durch alle Jahrhunderte die anhänglichsten und treuesten Kinder des Gottmenschen und seiner heiligen Kirche gewesen.

Eine Trauerkunde.

(175 n. Chr.)

In einer Ecke des Gartens befindet sich unter majestätischen Platanen eine schattige Laube. Myrten und Efeugewinde, die sich an zierlichen Stäben emporranken, lassen die leichten Ausläufe ihrer Zweige an dem gewölbten Dache herabhängen über dem buschigen Strauch der Cassia und die zweimal blühende Rose von Pästum, welche mit ihren vollen Knospen und Blüten in das Innere der dunklen Laube hineinwinkt. In dieser dunklen Wildnis von Lieblichkeiten hebt sich über einem melitensischen Teppich ein stattliches Ruhebett, auf welchem Metella sich niederläßt, um ihr Frühstück einzunehmen. Sie lehnt sich nachlässig auf das Sofa und spielt mit einer Kugel aus Kristall, die sie manchmal als Abkühlungsmittel an ihre Wangen hält; denn obwohl die Mittagsstunde noch fern, so fängt es doch schon an, drückend heiß zu werden. Dem weichen Ruhebette zunächst sitzt Lydia auf niederem Polster, eine Rolle glättend, woraus sie ihrer Herrin während des Frühstückes einen Abschnitt vorlesen wird. Sie hält ein Bruchstück des Johanneischen Evangeliums in der Hand. Obwohl nämlich die ersten Christen die Evangelien vor den Heiden

in der Regel sorgfältig bewahrten, so hatte der Bischof Quadratus doch gestattet, daß Metella alle heiligen Bücher lese. Zu ihren Füßen und den Saum ihres herabwallenden gestreiften Sommergewandes noch berührend, liegt ihr schmuckes Malteserhündchen; es streckt die braunen Pfötchen straff hinaus, legt die schwarze Schnauze fest darauf und schickt sich zum Schlafen an. Unterdessen kommt den schattigen Laubgang herauf die alte Selina, begleitet von einem freundlichen Knaben. Sie trägt in ihrem Arm ein längliches Körbchen aus polierten Silberstäbchen, in welchem auf frischen Weinblättern ein großer rotwangiger Pfirsich liegt, abwechselnd von gelben und blauen Feigen und arabischen Datteln umgeben. Der Knabe, über dessen Arm sich ein Tuch von feinster, pelusischer Leinwand herabschlängelt, hält in der Rechten eine enghalsige und mit langem Henkel versehene Weinkanne, in der linken einen schweren goldenen Becher. Hinter Duranus folgt der kleine Thrax, eine muschelartige Schale aus rosenfarbigem gestreiften Sardonyx tragend, die mit hellen Eisbröckchen gefüllt ist.[1]) Die Gefäße werden auf den schwarzen Marmortisch gestellt, die Dienenden verbeugen sich nach Sklavenart und entfernen sich.

„Mein Lucius ist doch ein guter Sohn," begann Metella und griff nach dem goldenen Becher. „Er sandte mir jüngst dieses Geschenk des Kaisers Verus

---

[1]) Über den Genuß des Gefrorenen vergl. Senekas Naturbetrachtungen, Ende des IV. Buches.

und verlangt, daß ich es täglich benützen soll, bis er wiederkommt. Auch Pompejanus, den ich einst in Rom kennen gelernt und der jetzt mit Lucius an der Donau kämpft, wußte sich mir gefällig zu machen. Er hat den Tod meines unvergeßlichen Gatten erst im Feldlager erfahren und ließ mir einige Worte des Trostes auf den Becher gravieren. Ehe du einschenkest, magst du mir die Verse des Pompejanus ins Gedächtnis zurückrufen."

Lydia ergriff den Becher und las:

Du hebst den Schleier oft in ernster Stunde
Von deines Lebens vielbewegten Tagen
Und siehst, wie Tyche [1]) stolz auf gold'nem Wagen
Dein Ackerfeld durchfurcht mit langer Wunde.
Ein glanzdurchwebtes Leiden macht die Runde
Und trübe tönt's, wie dumpfe Äolsklagen:
Der edle Gatte ward zu Grab' getragen,
Es schläft sein treues Herz im dunklen Grunde.
Doch Eines hebt, Metella, dich im Leiden
Und malt ein freudig Rot auf deine Wangen —
O, daß sich dieser süße Trost dir wahre:
Du darfst das Aug' an deinem Sohne weiden;
Dort siehst du Kraft und Mut und Tugend prangen —
Ein stolzer Schmuck an deines Kummers Bahre.

Darauf goß Metella von dem roten Weine in den Becher und warf einige Bröcklein Gefrorenes in denselben, um dem Weine eine angenehme Kühle zu geben.

Lydia erzählte als Einleitung zu dem Abschnitte, welchen sie heute lesen wollte, daß Jesus gern bei seinem Freunde Lazarus zugekehrt sei, welcher nicht

---

[1]) Tyche, die Schicksalsgöttin der Alten.

fern von Jerusalem sein Wohnhaus gehabt habe. Lazarus sei einmal bedenklich erkrankt und seine bekümmerten Schwestern Maria und Martha hätten einen eigenen Boten zu Jesu geschickt, um seine göttliche Hilfe für den kranken Bruder zu erlangen.

Nach dieser Einleitung begann sie die ergreifende Erzählung von der Auferweckung des Lazarus vorzulesen und setzte hinzu, daß diese Auferweckung im engsten Zusammenhange mit der nachfolgenden Gefangennehmung des Herrn gewesen sei. „Der Ruf dieser Wundertat," sagte sie, „hatte den feierlichen Empfang Jesu in der Hauptstadt zur Folge, der Einzug aber den Neid der Hohenpriester und der Neid der letzteren den Tod der Erlösers. So hat des Lazarus Leben ihm seinen eigenen Tod gebracht. Gleichwie aber Lazarus nur wenige Tage im Grabe war, so lag auch Jesus nur drei Tage im Schoß der Erde und stand aus eigener Kraft von den Toten auf. Ebenso werden auch wir einst im Leibe wieder erstehen, um uns nie mehr zu trennen. Die Hoffnung auf Wiedersehen ist deshalb unser Trost am Grabe der geliebten Toten."

Während Metella einige Zwischenfragen stellte, bemerkte sie, daß vorn im Garten ein vornehmer Mann beschleunigten Schrittes sich der Laube nahe, und als derselbe näher kam, erkannte sie in ihm ihren alten Hausfreund Pausanias, den dankbarsten Schüler ihres Vaters. Dieser begann mit bewegter Stimme, der Prokonsul in Athen habe Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhalten, der

Sieg über die Markomannen wäre endlich errungen, und würde besonders der Tapferkeit der Legio fulminatrix zugeschrieben, in welcher sich auch viele Griechen befänden. Man spreche allgemein von einer wunderbaren Hilfe der Gottheit, ohne welche das ganze Kriegsheer dem Andrang der Barbaren unterlegen wäre. Auch Nachrichten über Lucius, welcher sehr tapfer gefochten habe, seien in dem Berichte des Prokonsuls enthalten. Kaum hatte er dies gesagt, so zog er mit befremdender Schnelligkeit ein Billett hervor, legte es auf das Tischchen nieder und ging mit derselben Hast wieder davon.

„Nachrichten über meinen Sohn?“ — fragte Metella und warf einen besorgten Blick auf ihre Vorleserin.

„Wahrscheinlich erfreuliche Nachrichten,“ erwiderte diese, „denn Lucius soll ja tapfer gefochten haben.“

„Ich wage es kaum, das Zettelchen zu erbrechen; Pausanias ging so rasch von dannen — was soll das bedeuten? Ich zittere, indem ich die Mitteilung eröffne. O, ziehe dich in den schattigen Gang zurück und bete zu deinem Gott, indes ich einige Augenblicke allein mit meinem Sohn mich beschäftigen will.“ Lydia tat, wie ihr befohlen ward.

Je länger sie aber verweilte, desto ängstlicher wurde sie; denn es kam ihr vor, als hätte sie in den Mienen des Überbringers nichts Günstiges gelesen. Kaum war sie imstande, dem Auftrage nachzukommen und einen Gedanken zu hegen, daß Gott

auch hier einen gnädigen Ausgang gebe. Einige Zeit verstrich und noch hörte sie von Metella kein Zeichen. Sie fing an, mit Ungeduld nach der Laube zu blicken. Von dorther vernahm sie jetzt den kleinen Hund so kläglich bellen, als wäre ihm ein Leid geschehen. Winselnd, mit gesenktem Kopf und leise trippelnd, kam das Hündchen den Laubgang entlang, und kaum hatte es Lydia erreicht, so lief es wieder zurück und zog seinen buschigen Schweif auf der Erde nach. Dies wiederholte sich mehrmals. Die Klagetöne mochten ein bedenkliches Zeichen sein und die Sklavin entschloß sich, wenn auch ungerufen, wieder zurückzukehren. Sie bog einige Efeuzweige hinweg, blickte in die Laube und mit einem Laut des Entsetzens rief sie: „Ach, meine geliebte Herrin liegt regungslos auf dem Ruhebette!“ Sie tritt ein, ruft den Namen ihrer teuren Gebieterin, sie rüttelt sanft an dem Haupte derselben — aber diese öffnet ihre Augen nicht. In eine tiefe Ohnmacht versunken, hält sie in ihrer halbgeöffneten Hand noch den Zettel, welchen Pausanias gebracht. Lydia ahnte nun alles: das totenblasse Angesicht sagte ihr den Inhalt des Briefes — Lucius war tot.

In diesem Augenblicke durchdrang ihre Seele ein Gefühl, wie sie seit dem Abschiede von ihrer Mutter kein schmerzlicheres mehr empfunden. Sie legte Metellas Haupt in ihren Arm, nahm das weiße Tuch, welches auf dem Tische lag, tauchte es in den Becher und bestrich mit dem feurigen Weine beide Schläfen der Kranken. Ängstlich sprang

das Hündchen an derselben empor und zerrte an den Gewändern, als wollte es eine Schlafende erwecken. Lydia wußte, daß ein Hilferuf in diesem Augenblicke vergeblich sei, deshalb unterstützte sie ruhig das Haupt mit ihrem Arme, die rückkehrenden Lebenskräfte erwartend.

Lange blieb die gute Dienerin in dieser Stellung. Ihr war so bang über diesen Zustand. Sie drückte, ohne daß es irgend jemand sah, Metellas Haupt mit zarter Innigkeit an sich, um wenigstens einmal im Leben das Glück zu haben, dieses teure Haupt an ihr Herz zu schließen. Endlich bemerkte sie ein sanftes Atmen und die Augenlider fingen an, sich wieder aufzuschließen.

Noch wußte Metella nicht, was geschehen; darum blickte sie wie eine Schlaftrunkene um sich und fragte, ob sie geträumt habe. Lydia entgegnete: „Nein, geliebte Gebieterin, es ist nur ein leichtes Unwohlsein, das sich wieder verlieren wird.“ Dann bot sie ihr den goldenen Becher hin, mit der Bitte, daraus zu trinken. Die Kranke nippte an dem Becher, gab ihn zurück und blickte fragend in Lydias Augen: „Mein Kind, ich glaube, du weinst? sage mir, ist dir etwas begegnet? Ach, es ist mir, als müßte ich mit dir weinen, — o, laß mich noch einen Augenblick ruhen an deinem Arme.“ — —

„War nicht vorhin jemand bei uns?“ fragte sie nach langer Pause. „War nicht ein Fremder da? Es ist mir, als habe er von Lucius gesprochen. Doch ja, ich erinnere mich dunkel, er sagte, daß es

ihm gut gehe — aber nein, ich irre — sprach er nicht von einem Kampf? einer Niederlage? Ach, ihr Götter, was seh' ich — was seh' ich? —

Lydia, bin ich von Sinnen, oder liegt hier ein Zettel, der von meinem Sohne berichtet?" Hastig ergriff sie denselben und blickte starrend in denselben. „Ist es möglich, mein Sohn ist gefallen? — Lucius ist tot? — Eine Mutter hat ihren einzigen Sohn verloren, eine Mutter, die noch dazu Witwe ist!" — — —

Unterdessen hörte man außerhalb der Laube ein Wimmern wie von einem Kinde. Eine kleine Gestalt suchte sich zwischen dem Gewinde einen Durchblick zu verschaffen, es war der thrakische Zwerg, der treueste Anhänger des Gefallenen. Bald kam auch Ophne, warf sich vor der unglücklichen Herrin auf ihre Knie nieder, drückte deren Gewand an ihr Angesicht und fing an, laut zu schluchzen. Thrax verbarg sich hinter ihr und nahm den Brief von dem Tischchen hinweg. Er schien durch seine bittende Haltung zu fragen, ob er denselben lesen dürfe. Metella winkte ihm zu und hieß ihn und Ophne wiederum fortgehen. In der ganzen Villa entstand alsbald ein lautes Klagerufen, denn Pausanias hatte dem Torwärter mitgeteilt, welche Nachricht er gebracht habe.

Der Brief, welchen der Zwerg mit sich trug, ging von Hand zu Hand, aber niemand wagte es, zu Metella selbst in den Garten zu gehen, um mit ihr zu klagen.

Nachdem der heftigste Eindruck vorüber war, suchte Lydia ein Wort des Trostes zu stammeln; so oft sie aber den Versuch machte, zu reden, versagte ihr die Sprache den Dienst. Metella sah, daß ihre anhängliche Dienerin sie trösten wolle, und erkannte mitten in ihrem Leid, daß ihr Wunsch, von derselben wie von einer Freundin geliebt zu werden, mehr als erfüllt sei. Schwer gelang es dieser, einige Worte hervorzubringen: „Teuerste Herrin!“ sprach sie — „dein Schmerz ist heftig und gerecht, aber du duldest ihn nicht allein — die dich kennen in den Geheimnissen deiner edlen Seele, dulden mit dir und teilen diesen Schmerz mit einer Innigkeit, die du kaum vermutest.“ Und mit sanftem Finger ließ sie das weiße Tuch über die Schläfe der Unglücklichen gleiten; aber es war ihr nicht um die Tropfen des Weines zu tun, die dort noch zitterten, sondern darum, einen unbemerkten Ausdruck zärtlicher Liebe zu geben. So wandelte sie den Schmerz ihrer Herrin in Wehmut und die ersten Tränen — diese Blutstropfen des Kummers — fingen an zu fließen.

„Meine Augen,“ sprach sie, „werden zu nie versiegenden Quellen werden.“

„Bis der Gott des Trostes,“ setzte die christliche Freundin hinzu, „das Auge wieder hell macht zum Wiedersehen des teuren Toten. Zwischen der Gegenwart und jenem Augenblicke liegt nur eine kleine Spanne; dann wird die Mutter mit ihrem Kinde vereinigt werden. Welch ein Reichtum von

Trost, meine süßeste Gebieterin, liegt in dieser Wahrheit!“

— „Hätte ich diesen Glauben nicht,“ entgegnete jene, „dann müßte der Kummer mich vernichten. Doch ich bin überzeugt von der Unsterblichkeit der Menschenseele. — O, es ist eine düstere Religion, die einer trauernden Mutter das Leichentuch ihres Sohnes in die Hände legt und in dieses Tuch den letzten Trost begräbt — den Glauben an ein Wiedersehen der geliebten Toten!“ Und sich aufraffend, fuhr sie fort: „Lydia, Lydia — mein Traumbild — Lucius war vielleicht damals schon tot!“

„Und damals schon glückselig,“ entgegnete jene, „denn er ruhte ja bei Christo, dem Sohne Gottes. Dieser nämliche Christus, welcher der klagenden Martha den toten Bruder lebend zurückgegeben, kann auch deine Wunde heilen und dir den Toten wiedergeben.“

„Ich wollte zu Christo, als ich damals ihn sah, aber ich war es nicht imstande. Da suchtest du mir zu helfen, aber auch du warst zu schwach. Wer wird mich hinführen? O Gott, wenn ich nicht mehr zu meinem Sohne käme, wie hart, wie entsetzlich wäre dies! Ich wäre die Elendeste aller Sterblichen; jammernd würde ich durch alle Räume des Himmels und der Unterwelt fliegen, klagen und ächzen würde ich nach dem Kinde meines Herzens, im Rufen nimmer ermüdend und sollte es eine Ewigkeit währen. O teures Kind, o führe du mich hin zu meinem Sohne!“

„Mein Arm," erwiderte Lydia, „ist hierzu allzu schwach, aber die Gnade, wenn sie dich heimsucht, kann dir einen starken Engel vom Himmel senden, der mit seinem Schwerte alle Hindernisse beseitigt und dich hinaufführt zur Seligkeit deines Sohnes."

Bis dahin teilte die Christin den Schmerz ihrer Herrin nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine treue Freundin. Denn ohne es zu wissen, war sie jetzt nicht mehr die Magd, sondern die Vertraute Metellas geworden. Die Freundschaft aber ist es, welche die drückende Last und den Kummer des Menschen vermindert und einen Teil seines Elends auf die eigene Schulter nimmt. Dargeboten von den Händen der Liebe, gleicht sie jenem Schweißtuche Veronikas, welches Staub, Blut und Tränen auf der Wange des Gemarterten trocknet, und wie sie sein Antlitz im Leiden gesehen, so trägt sie sein Bild unverwischt und stillverschlossen mit sich, nur sinnend auf Mittel und Wege, bis sie Trost und Linderung dem Geliebten verschafft.

In solcher Weise schwebte jetzt das Bild der unglücklichen Mutter vor Lydias Seele Tag und Nacht.

Dionysius von Korinth.

Metella war in Athen zu sehr bekannt, als daß die Nachricht von jener düsteren Kunde, die ihr geworden, nicht das Mitgefühl ihrer Freunde in hohem Grade erregt hätte. Einige derselben reisten in ihre Villa, um ihre Teilnahme zu bezeigen, unter diesen auch der alte, ehrwürdige Philosoph Athenagoras, dessen Worte auf die Gebeugte wie der milde Strahl der Sonne auf einen erstarrenden Halm wirkten. Obwohl Athen nicht so fern war, wo sie ihre zahlreichen Bekannten hatte, so ließ sie doch ihr Schmerz nicht dorthin ziehen; denn im Unglück sucht das Herz des Menschen am liebsten die Einsamkeit und erschließt sich nur wenigen vertrauten Gesinnungsgenossen. Zudem fing man in der Hauptstadt bereits an, einige Anstalten zu treffen, um den Sieg über die verbündeten germanischen Völker durch zahlreiche Festlichkeiten zu feiern, und gerade diese Vorkehrungen hätten ihre Wunde aufs neue bluten gemacht. Athenagoras versprach ihr, sie mit einem Manne bekannt zu machen, der von den damaligen Gläubigen Griechenlands wie ein Wundertäter geehrt werde und der seinen Wohnsitz zu Korinth, also nicht fern von der Villa hatte. Metella nahm diese Sorgfalt dankbar an.

Die Legende führt uns zwei Bischöfe Griechenlands vor, welche den Namen Dionys tragen. Der ältere davon ist der vielgenannte Dionysius der Areopagite, welcher durch die Rede, die der heilige Paulus (51 n. Chr.) vor dem Areopag hielt, dessen Mitglied jener war, für den christlichen Glauben gewonnen wurde. Er war der erste Bischof von Athen und starb im Jahre 117 n. Chr. Spätere Jahrhunderte erbauten seinem Gedächtnis eine jetzt in Trümmern liegende Kirche auf dem Areopag. Unser Dionysius hingegen, von welchem Athenagoras spricht, blühte unter der Regierung des Kaisers Mark Aurel zu Korinth, und tat sich durch vielseitigen Eifer und glänzende Beredsamkeit hervor. Er begnügte sich nicht, für seine Kirche allein zu leben, sondern verfaßte verschiedene Sendschreiben an auswärtige Gemeinden, unter welchen jene an die Lakedämonier und Athenienser, an die Kirche von Nikomedia, Gortyna, Amastris, Gnossus und Rom die bekanntesten sind. Diese voll apostolischer Würde geschriebenen Briefe des heiligen Dionysius von Korinth, worin nicht selten die in den heidnischen Philosophemen gangbaren Irrtümer und die Ketzereien der ersten Jahrhunderte besprochen wurden, sind größtenteils verloren gegangen. Nur Eusebius hat in seiner Kirchengeschichte einige Bruchstücke derselben gerettet. Die Athener ermunterte Dionysius in seiner Zeitschrift zu einem festeren Glauben und zu einem evangelischen Wandel. Er erwähnt in diesem Briefe ihren früheren

Bischof Publius, welcher gemartert wurde, und seinen Nachfolger Quadratus, und gab letzterem das Zeugnis, daß er den sinkenden Glauben der Athener wieder angefacht habe. Auch als Bekämpfer jener Irrlehren, die bereits im ersten und zweiten Jahrhundert auftauchten, wurde der heilige Bischof Dionysius berühmt, indem er bei jeder einzelnen Sekte, die sich bildete, nachwies, aus welchen Schriften heidnischer Philosophen ihr Stifter geschöpft und was daran deren eigenes Werk war. Einige seiner Schriften wurden aber durch seine Gegner absichtlich gefälscht, und Dionysius beklagt sich hierüber, indem er sagt: „Ich habe einige Briefe auf die Bitten unserer Brüder geschrieben, allein sie sind gefälscht worden durch die Sendboten des Satans, welche sich darin Zusätze und Auslassungen erlaubt haben. Wenn man aber nicht einmal Werke von geringem Ansehen unversehrt läßt, so darf man sich wohl nicht wundern, wenn von derselben Seite her auch der Text der Heiligen Schrift verstümmelt worden."

Ebendiese Absicht, den Glauben anzufachen und die Hoffnung aufzupflanzen in einem niedergebeugten Gemüte, trieb den Heiligen jetzt an, seine ausgebreitete Tätigkeit auf einige Tage einzustellen und sich auf das Landhaus Metellas zu begeben. Losgeschält von allen zeitlichen Dingen, war es ihm bei diesem Besuche um nichts Irdisches zu tun. Ihm galt nur der Wert der Menschenseele — gleichviel, ob er sie in einem Palaste fand oder in einer elen-

den Hütte. Blicken wir dem heiligen Mann, der, gebeugt von der Last des Alters und von der Bürde eines schweren Amtes, nach Theredron hinaufzieht,[1]) in sein greises Antlitz, so leuchtet uns eine milde, gottdurchwärmte Seele aus demselben, die mit magnetischer Kraft alles an sich zieht. Alle lieben ihn und jedem zeigt die Hochachtung die Grenze der Liebe.

So sehr Metella von Jugend an daran gewöhnt war, mit hervorragenden Persönlichkeiten zu verkehren, so hatte ihr kaum jemand eine tiefere Ehrfurcht eingeflößt, und es war ihr, als verberge sich mehr als ein gewöhnlicher Geist in dieser Hülle.

Sie äußerte ihre Dankbarkeit, daß ihr Schmerz auch von seiten der Christen in so aufrichtiger Weise geteilt werde. „Mein Geist," sprach sie, „ist fast in einem eben so zerrütteten Zustande, wie mein gebeugter Leib. Es ist mir, als wollte der Gott der Christen, den ich in einem Traumbilde gesehen, mich hinausziehen zu seiner lichtumströmten Herrlichkeit — kaum aber erhebe ich mich zu ihm, so kommt es mir wieder vor, als fingen die Götter Griechenlands an, über mich erzürnt zu werden, und als habe Zeus nur deshalb diesen Blitz des Unglücks auf mich geschleudert, weil ich ihn verlassen und dem Gott der Christen mich zuwenden wollte.

---

[1]) Sein Leib wird im Stifte von St. Denis (Dionys) bei Paris verehrt. Da jedoch der Name „Dionys" bei mehreren Heiligen des Ortes vorkam, wird die Frage über die Reliquien von St. Denis verschieden beantwortet.

So wanke ich wie ein Kind, das noch nicht gehen gelernt, bald auf diese, bald auf jene Seite. Und doch kann nur Ein Gott der wahre sein, entweder der Gott der Christen oder der heidnische. Denn die Wahrheit hat das Eigene, daß es keine zweite Wahrheit neben ihr gibt. Ehrwürdiger Vater, löse mir diesen Knoten und gib meinem Geiste die Ruhe, wonach er sich so lange sehnt, gib mir den wahren Glauben."

„Es ist ein eitel Ding," sprach der Heilige, „wenn ein Christ glaubt, daß er es sei, welcher in einem heidnischen Gemüte den Glauben anfachen könne. Der Glaube kommt von oben und ist das größte Geschenk, welches die Gottheit den Sterblichen verleiht. Dem einen gibt sie diese Gabe in höherem, dem andern in geringerem Grade. Denn ist der Glaube auch ein Licht, das in der Finsternis leuchtet, so ist er in der Hand des einzelnen Menschen in der Regel nur ein schwaches Lämpchen, das der Mensch anzündet an dem großen Lichtträger Jesus Christus. Manchem reicht das Öl kaum für seinen eigenen Bedarf, wenn er hindurchgeht durch das dunkle Labyrinth des Lebens; kaum daß er einige Schritte weit vor sich hin sieht, um den Weg zur Heimat zu finden, geschweige, daß er mit dieser Lampe hineinsehen könnte in die Herrlichkeit des Himmels. Aber ohne dieselbe würden wir den Pfad niemals finden und die kluge Seele muß die Lampe und das Öl immer in bestem Stand halten. Will das Licht auslöschen und sein Nahrungsstoff zu Ende

gehen, so verzage noch nicht. Sogar die Apostel haben dies erfahren, als sie einmal ausriefen: ‚Herr, vermehre du in uns den Glauben!‘“ Anlangend die Frage, ob das Unglück vom Gott der Christen oder vom höchsten Gott der Heiden herrühre, erwiderte er: „Gesetzt, das Unglück ist von Zeus geschickt, so ist es unbegreiflich, warum Zeus nicht alle Hellenen straft, die an ihn nicht glauben; da ja doch so viele Gelehrte den Glauben ihrer Väter entweder ganz verlassen oder gegen einen anderen vertauscht haben. Vor allem hätte Zeus aber die Christen zu strafen, die vorhaben, seine Altäre und Tempel zu vernichten. Ist aber dein Unglück vom Gott der Christen, so ist es leicht zu erklären.“

— „Wie? Sendet euer Gott, den ihr den Urquell des Guten nennt, den Menschen Unglück und Trübsal?“ fragte die Heidin.

„Gott ist ein Winzer,“ entgegnete Dionysius, „der die Hippe an die Rebe ansetzt und die dürren Zweige abschneidet, um ihr neue Fruchtkraft zu geben. Wir empfinden die Wunden und unsere Tränen fallen zur Erde gleich den Tropfen der zugeschnittenen Rebe. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der göttliche Winzer,[1]) indem er die Wunde uns zugefügt, nur das Schadhafte und Unfruchtbare an uns hinwegschneidet. Lüftest du den Schleier deines Gewissens, so wirst du entdecken, daß die göttliche Liebe auch an dir manches gesehen

[1]) „Striemen reinigen vom Bösen.“ Spr. 20, 30.

hat, was entfernt werden mußte, um dich wahrhaft gut zu machen."

„Wie meinst du das, ehrwürdiger Vater?"

„Vielleicht war es die Liebe zur Welt, zu den Besitztümern, zu den Geschöpfen, welche dich bisher gefesselt hielt, so daß der Gedanke an das Ewige durch das Irdische übertäubt wurde. Vielleicht denkst du jetzt, nachdem dich dies Unglück getroffen, ungleich öfters an den Gott des Himmels, an deine ewige Bestimmung und an deinen Sohn, der an der Seite seines Gottes Ruhe gefunden."

„O, wie wahr hast du gesprochen!" rief Metella; „so sendet die Gottheit ein Ungemach, um uns dadurch zur Wahrheit und zur Glückseligkeit zu führen; auch der brennende Strahl und der sengende Funke sind ein Ausfluß aus dem flammenden Herzen der ewigen Liebe. Das ist eine Handlung, würdig des höchsten Wesens, und das hat Plato nicht geahnt, als er sprach, daß der menschliche Geist stillstehe, wenn er an den Ursprung des Bösen denke. — Hab' ich recht, Dionysius, wenn ich glaube, daß die Gottheit in diesen Tagen, als sie mich heimsuchte, liebender als je meiner gedacht habe?"

„O, gewiß, Metella: Wen Gott züchtigt, den liebt er auch, und jede Strafe hat keinen andern Zweck, als den, sich selber unnötig zu machen."

„Ach, wie bereitwillig würde ich jede Züchtigung ertragen, wenn ich dessen gewiß sein dürfte, daß die

Gottheit mich zu jenen Auen der Seligen führen werde! Glaubst du aber, ehrwürdiger Vater, daß Gott meinen Schmerz in seiner ganzen unermeßlichen Ausdehnung durchblicke — denn keine Sprache auf Erden ist imstande, das Elend einer Mutter zu beschreiben, wenn sie trauert um ihr verlornes einziges Kind?"

Dionysius zog jetzt ein Stück Papier hervor; er hatte darauf einige Worte geschrieben in der Absicht, der gebeugten Matrone dieselben zurückzulassen. Es war eine Stelle aus dem Evangelium des heiligen Lukas und handelte von jenem rührenden Mitgefühle, welches der Heiland einst mit einer weinenden Witwe getragen. Er las die Stelle:

„Als Jesus nahe an das Stadttor von Naim kam, sieh', da trug man einen Toten heraus. Es war der einzige Sohn seiner Mutter und diese war noch dazu Witwe. Viele Leute aus der Stadt zogen mit. Als der Herr das Weib sah, war er von Mitleid über sie gerührt und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu und rührte den Sarg an. Die Träger standen nun still und Jesus sprach: Jüngling, ich sage dir — stehe auf. Der Tote richtete sich auf, fing an zu reden, er gab ihn seiner Mutter zurück."[1])

„Derselbe Herr," fuhr Dionysius fort, „der den Kummer der Witwe von Naim durchschaute, kennt auch den Schmerz einer jeden andern Witwe, und es wird ein Augenblick kommen, wo er auch dir

---

[1]) Luk. 7.

sagen wird: Weine nicht. Er wird dich rufen und du wirst den geliebten Sohn wieder in deine Arme schließen — Jesus wird ihn seiner Mutter zurückgeben." —

Metella fühlte sich innerlich neu gestärkt, als sie diese wunderbare Begebenheit mit jener Deutung, die ihr der Heilige gab, vernommen hatte. „So gibst du mir also," fuhr sie fort, „dieselbe Hoffnung, die mir auch Athenagoras verkündigte, daß ich mich einst den Seligen des Himmels anschließen werde?"

„Allerdings — wenn du die Bedingungen erfüllst, unter welchen Gott die Krone der Seligkeit verleiht — Glaube und Tugend. Beide sind Schwestern, die wie Maria und Martha an den Heiland sich schließen, die eine lauschend zu seinen Füßen, die andere emsig für ihn beschäftigt. Wer von diesen Schwestern auch nur eine kennt, wird von der einen sicher zur andern geführt. Schließest du Freundschaft mit der christlichen Tugend, so führt dich die Tugend alsbald zur Glaubenswahrheit ‚Wollt ihr wissen,' sprach der Herr, ‚ob meine Lehre aus Gott ist, so beachtet sie.' Es ist etwas Schönes, sich mit gelehrten Studien zu befassen und an den Schätzen der Wissenschaft wie an frischen Wasserquellen sich zu laben, es ist etwas Erhabenes, über die Erscheinungen der Dinge nachzusinnen, um der Wahrheit immer näher zu kommen: aber höher als die Weisheit führt dich die Tugend. Das Studium der Weltweisheit ist ein tiefes Meer: manche holen

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

sich die Perle der Wahrheit daraus, manche den Tod."

— „Welche Tugenden empfiehlst du mir aber besonders, um der Herrlichkeit des Himmels teilhaftig zu werden?"

„Ein heiliger Papst," versetzte Dionysius, „hat an unsere Kirche zu Korinth ein Sendschreiben gerichtet, welches wir noch jetzt an Sonntagen vorlesen, und ermahnt darin die Mitglieder unserer Gemeinde an die Bedingungen der Seligkeit mit den Worten:

‚Der allheilige Urheber und Vater der Welten — sagt Klemens in diesem Briefe an die Korinther — kennt die Zahl und die Schönheit der himmlischen Freuden. Trachten wir danach, unter denjenigen erfunden zu werden, die seiner harren, um teilzunehmen an jenen verheißenen Gaben. Wie gelangen wir aber dazu? Wenn unser Sinn im Glauben fest an Gott hält; wenn wir nachsinnen über das, was Gott gefällig und angenehm ist, auf daß wir vollbringen mögen seinen heiligen Willen. Wandeln wir auf dem Pfade der Wahrheit und werfen wir ab jede Ungerechtigkeit und Übertretung: Habsucht, Zwist, Bosheit, Lüste, Zungenfertigkeit, Haß Gottes, Übermut, Hoffart, eitle Ehre und Selbstgefälligkeit.'"[1])

Metella gab dem scheidenden Manne das Versprechen, mit allem Eifer sich der Tugenden zu befleißen, welche die Religion vorschreibt.

---

[1]) Papst Klemens in seinem Korintherbrief, Kap. 34.

Bald aber hatte sich unter ihren Bekannten das Gerücht verbreitet, sie beabsichtige, sich zu einer Lehre zu bekennen, die allgemein für eine „Torheit“ galt. Ihre Freunde boten ihren ganzen Einfluß auf, sie von einem solchen Schritte abzuwenden: das Alter ihres Adels, der Glanz ihres Reichtums, der Ruhm ihres Geistes, die Ungnade des Kaisers — das alles sollte sie abhalten, eine Christin zu werden. Durch solche Einflüsse wurde sie in die qualvollste Lage versetzt. Der Zweifel nagte wie ein Wurm an der Frische ihrer Seele und es schien allmählich, als würde sie dem Kampf, der in ihrem Innern vorging, unterliegen. Indes, wenn der Mensch wankend und ohnmächtig geworden, dann bietet sich oft vom Himmel herab eine unsichtbare Hand ihm an, hebt ihn auf vom Falle und führt ihn siegreich zum Ziele.

Die Bekehrung.

Monate waren vergangen, seitdem die griechische Matrone die Trauerkunde vom Kriegsschauplatze erhalten hatte. Es war Herbst und Winter geworden und sie hatte ihr Landhaus noch nicht verlassen. Blaß und abgemagert wie ein Schatten wandelte sie in Trauergewändern durch ihre reichen Gemächer, die für sie keinen Reiz mehr hatten. Oft saß sie im Hofraume, blickte in das marmorne Wasserbecken, aus welchem traurige Lotosblumen ihre vielblätterigen Kronen erschlossen, und fand einigen Trost darin, ihr blasses Antlitz im zitternden Spiegel des Wassers zu betrachten oder in späten Abendstunden dem Klagelied einer schlagenden Nachtigall zuzuhorchen. So sucht der Schmerz am liebsten den verwandten Schmerz und findet Linderung in seinem eigenen Anblick. Zwar versuchte Dionysius, sie in ihrer Niedergeschlagenheit brieflich aufzurichten, aber „die fromme Schwester Chrysophora", wie er Metella in seinem Briefe nannte, schien unzugänglich für jeden Trost.

Was aber Dionysius aufbaute, das wurde von Metellas Freunden wieder niedergerissen. Namentlich ließ es der geistreiche Lucian, der eben damals aus Ägypten nach Griechenland zurückgekommen

war, nicht fehlen, ihr das Christentum möglichst lächerlich zu machen. Er verglich die Christen mit den Bewohnern von Abdera, welche durch einen einzigen griechischen Deklamator so verrückt geworden seien, daß sie nur mehr im Geiste des Sophokles gesprochen und selbst auf der Straße sich nur in Jamben angeredet hätten. Solche spottende Reden wirkten lähmend auf Metellas Seele und sie wünschte sich nichts sehnlicher, als den Tod — und dennoch wußte sie nicht, ob sie als Christin oder als Heidin sterben solle. So hatte der Zweifel sie an den Rand der Verzweiflung gebracht.

Der menschliche Geist hat ein angebornes Bedürfnis nach Wahrheit, und solange er nicht Ruhe findet in ihr, fühlt er nur Wehmut und Todesbangen. Nach Wahrheit strebt des Menschen Geist, gleichwie sein Herz nach Liebe. Wo aber der Zweifel vorhanden ist, da haben zwei Elemente, Irrtum und Wahrheit, sich miteinander verbunden, und es bildet sich jener trübe Zustand im Innern, der nur zu sehr an die chaotische Vermengung von Erde und Wasser erinnert. Unter solchen Leiden schwand auch die körperliche Kraft Metellas allmählich dahin. Sie nahm nur mehr selten Nahrung zu sich. Die Arzneikunde versuchte vergeblich, sie zu stärken, sie zehrte ab und war bald nicht mehr imstande, ohne Hilfe ihrer Dienerinnen das Zimmer zu verlassen.

„Ich fühle es," sprach sie eines Tages, „daß der finstere Charon seinen Nachen abstößt, um mich am

acherontischen See zu erwarten . . . Vergeßt nicht, mir den Obolus unter die Zunge zu legen. Das Licht meiner Augen, deren blitzende Strahlen einst Hunderte von Sklaven zittern gemacht, ist am Erlöschen; es ist einer dunklen Regennacht, einer öden Tränenflut gewichen. Das Dasein hat für mich allen Reiz verloren. Dies Gute hat das Unglück, daß es uns von der Todesfurcht befreit."

In diesem Zustande hatte sie nur noch Einen Wunsch, Dionysius zu sehen.

Dieser hätte Metellas Bekehrung zum Christentum so gern erlebt, und war überzeugt, daß sie ein Vorbild für die Kirche Griechenlands geworden wäre. Noch aber schien diese Hoffnung nicht gänzlich verschwunden zu sein. Darum flehte er zu Gott, er möge dieses Leben zur Ehre seines Sohnes erhalten und der Vielgeprüften mit der Gesundheit zugleich den Frieden eines gläubigen Gemütes verleihen. Eilend nach Eleusis, setzte er sein inbrünstiges Flehen auf dem Wege dahin fort und stieg mit diesen Gebeten die Stufen zur Villa Metellas empor.

Schluchzend umstanden eben einige Dienerinnen und auch Lydia das Ruhebett ihrer hinsterbenden Herrin. Man konnte nicht unterscheiden, war es Ohnmacht oder Schlaf, worin sich die Sterbende befand. So lag sie dort, einer Pinie vergleichbar, die einst auf der Höhe des Berges geprangt, und welche der Sturm des Unglücks gänzlich geknickt hatte.

Dionysius weinte, als er diese hinwelkende Hoffnung der Kirche sah. Niedergeworfen zur Erde, versank er in ein langes Gebet, und alle Sklaven fielen mit ihm zu Boden. Endlich raffte er sich auf, als habe er von Gott einen Befehl zu handeln erhalten — er blickte nach oben und hielt seine greisen Arme lautlos über die Todkranke hin. Die Umstehenden erfaßte ein heiliger Schauer, als sie die zitternden Hände und das erhobene Auge des Heiligen sahen. Als er seine Arme zurückzog, flüsterte er noch die vernehmlichen Worte: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi.“ —

Bei diesen Worten schlug Metella zum erstenmal die Augen auf, und ein sanftes Rot zog über ihre Wangen. Sie richtete sich auf, griff nach der Hand des Bischofs und küßte sie.

„Ich habe noch manches mit dir zu reden, ehrwürdiger Greis,“ begann sie, „ehevor ich hinübergehe. Der Glaube an die Gottheit Jesu ist die weite Kluft, über welche ich keine Brücke finde. Die menschliche Weisheit hat ihre Schranke; das Göttliche kann sie nur ahnen, aber nicht erweisen, weil sie menschlich ist. O Dionysius, wer wird mir diese Brücke schlagen, wenn nicht Gott selber auf wunderbare Weise sich mir zu erkennen gibt? Ja, zeige mir die göttliche Wunderkraft, von der du so oft gesprochen — und glauben will ich — glauben, wie noch nie ein Herz geglaubt.“

Dionysius entgegnete mit himmlischer Ruhe: „Diesen Beweis hat Gott dir eben gegeben.“

Metella blickte um sich und wußte nicht, wie ihr war — die Anwesenden aber erbebten noch immer, denn sie hatten die Wirkungen der Kraft Gottes mit eigenen Augen gesehen.

Während die Geheilte betroffen um sich blickte, löste ihr der Heilige die noch nicht ausgesprochene Frage, indem er sprach: „Nicht durch menschlichen Arm, sondern durch die Kraft des Heilandes bist du gesund geworden."

Erst jetzt erkannte Metella, daß sie wie aus einem Sarge sich erhoben, und daß neues Leben sich über ihren ganzen Leib ergossen habe. Sie stand auf und trat vor ohne irgend eine Stütze. Die Arme gesenkt, blickte sie betroffen um sich. Ihre Empfindungen steigerten sich immer höher. Die Verwunderung aller Umstehenden war ihr Bürgschaft, daß sie nicht träume. Sie erkannte, daß ihr im Namen des Erlösers die verlorne Kraft wieder gegeben worden, und fing an, diesen Namen mit Lobpreisungen zu erheben.

Das ist die Bedeutung des Wunders in der christlichen Heilsordnung, daß es — im Namen Jesu gewirkt — dem Menschen beweise, was alle Vernunftschlüsse nicht zu beweisen vermögen — Jesu göttliches Walten und die Wahrheit seiner Lehre. Ohne diesen Beweis, auf welchen der Erlöser selbst sich mehrmals beruft, wären jene Ströme von Blut nimmer vergossen worden.

„Nunmehr glaube ich!" — rief die Geheilte. — „Ja, ich glaube, daß Christus mehr als ein Mensch

ist, und werde diesen Glauben mein Leben lang bewahren."

Und Dionysius drückte ihr das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn. Sie kniete sich nieder und in Demut das sonst so stolze Haupt gesenkt, bat sie um Aufnahme unter die Bekenner Jesu Christi und um die heilige Taufe.

Von jeher war es Brauch in der Kirche, daß diejenigen, welche die Taufe empfangen wollten, sich zuvor, wie Tertullian sagt, „in fleißigem Gebet, in Fasten, Kniebeugungen, andächtigen Nachtwachen üben mußten und im Bekenntnisse aller früheren Vergehen."[1]) Dionysius bestimmte deshalb der neuen Gläubigen den Vorabend des kommenden Osterfestes zur förmlichen Aufnahme in der Kirche und trug ihr auf, sich durch religiöse Übungen auf die heilige Handlung vorzubereiten. Jeder Tag machte sie reicher an Werken der Vollkommenheit, immer klarer trat ihr wie von selbst aus dem Chaos ihrer religiösen Begriffe die himmlische Wahrheit hervor, immer tiefer blickte sie in die Geheimnisse der göttlichen Heilsordnung, in den letzten Beweggrund, aus welchem alles hervorgegangen, und der da Liebe heißt. Aus Liebe schuf Gott die Welt und den Menschen, und aus Liebe sandte er seinen Sohn und gab uns die Offenbarung. Sich von Gott lieben zu lassen und ihn entgegenzulieben, darin besteht jenes himmlisch-irdische Band, das wir Reli-

[1]) Tertull. de baptismo c. IX.

gion nennen — Liebe ist alles: Ausgang, Mittel und Endzweck.

Wenige Tage vor Ostern versammelte Metella ihre ganze Familie — alle ihre Sklaven — und kündigte ihnen ein großes Geschenk an, wonach manche derselben schon seit Jahren seufzten, und das sie in diesem Leben nicht mehr zu erlangen glaubten, das Geschenk der Freiheit.

Wie könnte sich auch die Knechtschaft vertragen mit dem Gebot der Liebe! Das Christentum ist der Sklaverei im Prinzipe entgegen und wenn es auch den Unterschied zwischen Gebietenden und Gehorchenden aufrecht erhält, so hat es doch dem Befehlenden die Bescheidenheit, dem Gehorchenden aber ein höheres Motiv gegeben, als jenes der Furcht. Der Knecht ist zum Bruder seines Herrn erhoben. Daher sehen wir allenthalben, wo die Lehre des Erlösers Eingang findet, die Fesseln der Sklaverei fallen; mit diesen Ketten fällt aber auch das ganze alte Staatensystem der heidnischen Völker, welches nur zwei Klassen von Menschen kannte, Freie und rechtlose Knechte.

Diese Erstlingsfrucht, auf dem Boden eines gläubigen Gemütes hervorgewachsen, genossen viele von Metellas Untergebenen. Sie zogen in die langvermißte Heimat und suchten ihre Angehörigen auf. Die größere Zahl aber, weil sie nicht wußten, wo sie hingehen sollten, boten ihre Dienste um den bisherigen Lohn aufs neue an.

Sobald Lydia von diesem Gnadenakte erfuhr, war sie keinen Augenblick im Zweifel über das, was sie tun werde. Sie war nun bereits eine Reihe von Jahren in der Sklaverei und hatte sich von ihrem Lohn etwa so viel zurückgelegt, als nötig gewesen wäre, sich loszukaufen.[1]) Dieses Geld wollte sie dazu benützen, ihre Mutter im fernen Rom aufzusuchen. Dort gedachte sie, wenn es nicht anders möglich wäre, sich selbst für ihre Mutter als Sklavin anzubieten, um diese zu erlösen und ihr so einen stillen und frohen Lebensabend zu verschaffen.

Als daher Metella eines Tages sie fragte, was sie für die Zukunft vorhabe, erwiderte sie mit schüchterner Miene: „Es wird mir einen schweren Kampf kosten, meinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen, aber die Pflicht gegen meine Mutter verlangt dies Opfer, und deshalb werde ich nach Rom ziehen."

Den unbeschreiblichen Schmerz, den ihr diese Trennung machen würde, verbergend, war die Bekehrte bereit, auch dieses Opfer, obwohl es ihr von allen das größte schien, Gott auf den Altar zu legen. Ihre Hand auf Lydias Schulter legend, sprach sie: „Laß uns in diesen Tagen der himmlischen Freuden nicht an Trübes denken. Nie hätte ich geahnt, daß mich an einen einzigen Sterblichen so viele Fäden der Dankbarkeit und Freundschaft binden wür-

---

[1]) Die Behauptung Ciceros, daß ein braver Sklave sich in etwa 6 Jahren so viel verdiene, daß er damit seine Freiheit erkaufen könne, darf vielleicht bezweifelt werden.

den. Was bin ich gewesen, ehevor die Gnade des Herrn dich in mein Haus gebracht! Ein törichtes Geschöpf, glänzend wie ein Götzenbild und war angebetet von vielen Törichten. In der Tat, ich glich jenem kolossalen Bildwerke im Zeustempel zu Athen: von außen scheint es aus lauterem Gold und Elfenbein gearbeitet zu sein und voll staunender Ehrfurcht steht jeder vor dem Kunstwerk; bückt man sich aber und schaut ins Innere hinein, was entdeckt man dort? Nichts als hölzernes Sparrwerk, Klammern und Nägel, Klötze und Keile, Pech und Lehm und eine Menge dergleichen Häßlichkeiten; nicht zu gedenken der Mäuse und Ratten, welche bisweilen den Raum bevölkern.[1]) So war ich, mein geliebtes Kind, in den verhüllten Tiefen meiner Seele. Wenn ich jetzt anders bin, so ist es dein Verdienst." — Sie brach das Gespräch ab und eilte, von Dankbarkeit und Wehmut ergriffen, in ihre Einsamkeit.

Da sie seit einiger Zeit in die Zahl der Katechumenen eingereiht war, so kam sie ihrer Verpflichtung nach und besuchte manchmal die Versammlungsorte der Christen zu Korinth. Es ist bekannt, daß in den ersten Jahrhunderten diejenigen, welche sich in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen ließen, in drei Klassen geteilt wurden; die der ersten Klasse hießen „Zuhörer", weil sie nur der Predigt beiwohnen durften; die der zweiten wurden „Kniende" genannt; weil sie auch nach der Predigt eine Zeitlang kniend beim Gottesdienst zugegen waren, um den Segen

[1]) Lucian im „Haushahn", 24.

und das Gebet des Bischofs zu erhalten; die der dritten Klasse hießen „Erwählte“. Letztere beteten bereits das Glaubensbekenntnis, mußten sich aber nach dem Credo auf das Geheiß des Diakons: „Geht, die Messe beginnt“ — „Ite missa est“ — entfernen!

Der Frühling nahte, jene gnadenvolle Zeit, in welcher die Kirche das höchste ihrer Feste feiert. Die Auferstehung des Gottessohnes fällt mit der Wiedererwachung der toten Natur zusammen, und die Eroberung des himmlischen Paradieses durch den zweiten Adam wird alljährlich vom jauchzenden Lenz verkündigt, der Berg und Tal und Busch und Wald mit paradiesischer Schönheit wiederbelebt. Dieses Jubeln der Natur schlägt in jeder Brust die entsprechenden Akkorde an, in keiner aber tönen ihre Weisen so süß und melodisch, als da, wo die Eisdecke der Selbstsucht zerfließt und ein neues Leben der Gnade über dem starren Egoismus zu knospen beginnt, wo die Engel selbst zu Gaste sich laden und ihre Lieder aus himmlischen Sphären der erwachenden Seele zu verkünden beginnen.

Am dritten Tage vor den Tauffeierlichkeiten berief Metella alle ihre Dienstboten um sich. Es war bei der Saturnusfeier im Dezember und am ersten Tag des Monats August altherkömmlich, daß an diesem Tage die Sklaven bei Tische von ihren eigenen Herren bedient wurden. Seit dem Tode des Metellus war dieses Fest in Theredron nicht

mehr begangen worden, desto rührender sollte es diesmal gefeiert werden. Hatte ja doch gerade an demselben Tage kurz vor Ostern der göttliche Heiland, der König des Himmels und der Erde, seinen Jüngern ein ähnliches Fest bereitet, und sich als Diener aller zeigend, ihnen die Füße gewaschen. Zur Erinnerung daran ließ jetzt Metella ihre Sklaven zu Tisch sitzen, nahm nach Art einer Dienenden ein Tuch, umgürtete sich damit, und trug den Herumsitzenden die Speisen auf. Nach beendigter Mahlzeit bat sie alle und jeden einzeln, die sie jemals durch ihre angeborne Heftigkeit und ihre Herrschsucht beleidigt, um Verzeihung und übte so eine der schönsten aller Tugenden. Denn die Feindesliebe und die Versöhnlichkeit sind die schwersten und ebendeshalb auch die verdienstlichsten Akte — und für eine edle Handlung ist niemand zu vornehm.

Und nun begleiten wir die Neubekehrte hinab zur Schwelle der Kirche zu Korinth. Dort steht sie unter vielen andern und bittet mit ihnen um Aufnahme „in die Gemeinschaft der Heiligen". Der Bischof erinnerte die Bittenden an die Verfolgungen, die ihrer auf Erden, und an den Triumph, der ihnen im Himmel warten würde. Dann trat derselbe (denn nur von ihm wurde in alter Zeit die Taufe vorgenommen) zu jedem hin, legte ihm, wie Ananias einst dem blinden Saulus getan, die Hand auf und drückte jedem das Zeichen der Erlösung auf die Stirn. Als die Gläubigen die Worte, welche ein vornehmer Täufling einst zum Philippus ge-

sprochen: „Ich glaube, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist," wiederholt hatten, schwuren sie dem Teufel ab. Die Exorzismen, deren schon Tertullian erwähnt, nahm der Taufende mit mehrmals wiederholter Aufforderung vor, eingedenk der Worte: „Heilet die Kranken, erwecket die Toten, reiniget die Aussätzigen, treibet die Teufel aus." Das Glaubensbekenntnis betend, traten die Katechumenen in die Kirche ein, empfingen daselbst die Salbung mit Öl und begaben sich in die Taufkapelle, welche in alter Zeit sehr geräumig und reich mit Wasser versehen war. Einzeln wurde jede Aufzunehmende durch eigene Diakonissinnen dreimal untergetaucht, so daß der Ausdruck: „Bad der Wiedergeburt" sich im wirklichen Sinne auf ein Wasserbad bezieht. Diese Untertauchung machte den Gebrauch frischer Kleider von selbst notwendig und die Getauften empfingen das weiße Gewand — das Sinnbild einer makellosen Seele, welches sie bis zum achten Tage nach Ostern (welcher deshalb Dominica in Albis, „Weißer Sonntag", heißt) zu tragen hatten.

So war Metella mit jeder einzelnen Zeremonie tiefer hineingeführt worden in die Erlösungsgnade, bis ihre Wiedergeburt aus dem Wasser und dem heiligen Geiste vollendet war. Nun aber sollte dem neuen Bündnis, in das sie getreten, noch das Siegel aufgedrückt werden durch das erhabenste aller Mysterien, durch die heilige Kommunion.

„Der Leib Christi" — sprach Dionysius — und legte ihr das gesegnete Brot auf die Hand zum Ge-

nusse. Dann nahm er den goldenen Kelch und hielt ihn mit den Worten: „der Kelch des Lebens“ an ihre Lippen, und hochbeseligt trank die Christin vom Blut der Erlösung. Dieser himmlische Trank hatte sie in eine neue Verwandtschaft gebracht: das Blut des Messias floß in ihren Adern. Sohin war sie in gewissem Sinne eine Blutsverwandte des Sohnes Davids geworden. Damit trat sie in eine innige Beziehung zu dem fürstlichen Geschlechte, aus welchem der Verheißene hervorgegangen — in einen Adel, welcher Judas Könige in sich schloß und hinaufreichte bis zu den Patriarchen. Aber nicht allein das Blut des Herrn war in ihr, auch sein Geist hatte sich mit dem ihrigen vereinigt, so daß sie zu den Höhen der Engel emporstieg bis ans Herz des himmlischen Vaters. O unaussprechliches Geheimnis, wer kann deine Tiefe erfassen!

Welches Entzücken funkelte jetzt aus den Augen Metellas, und welch seliger Friede ruhte auf ihrem Angesichte! Aller Schmerz, den sie zu tragen gehabt in den letzten Monden, schien nunmehr seine Verklärung zu begehen. Wie reich hat sie der Glaube gemacht! Was das Leben mit seinen traurigen Schikkungen genommen, das hat die Gnade in reichem Maße wieder ersetzt. Das Leben hat ihr einen treuen Gatten geraubt — die Gnade gab ihr im Erlöser einen himmlischen Bräutigam; das Leben hat ihr den teuren Sohn, die einzige Hoffnung der Zukunft, entrissen — die Gnade erschloß ihr die Aussicht, den Verlorenen in kurzem wieder zu finden.

Mark Aurel und sein Sieg über die Markomannen.

(175 n. Chr.)

Während Metella in stiller Zurückgezogenheit Feste eigener Art begeht, von deren Süßigkeit sie früher keine Ahnung hatte, kehren die Truppen vom fernen Kampfplatz zurück und werden allenthalben unter dem Jubel des Volkes empfangen. In Rom will man dem Kaiser einen glänzenden Triumphzug bereiten, und in allen andern Städten des unermeßlichen Reiches wird der Sieg durch öffentliche Feste, Prozessionen, Dankopfer und Tierkämpfe gefeiert. Auch Athen erschließt seine zahlreichen Tempel und bringt seine Dankopfer. Öffentliche Volksbelustigungen dauern mit Unterbrechungen mehrere Wochen fort. Die Athener dachten sogar daran, gleich den Korinthern, Fechterspiele aufzuführen, aber der alte Demonax rief ihnen spottend zu: „Beschließt dies wenigstens nicht füher, als bis ihr den Altar des Mitleids weggeschafft habt.“[1])

Ehevor wir von dem denkwürdigen Siege, welchen die Römer in Deutschland erfochten, und der viel mehr ein Sieg des Glaubens als der Waffen

[1]) Lucian, Demon. n. 57.

war, Näheres erzählen, lassen wir einige Bemerkungen, welche zur Charakteristik des Kaisers gehören, hier einfließen.

Schon früh zeichnete sich Markus Aurelius durch die Anlagen seines Geistes, wie seines Herzens aus. Er war noch ein Knabe von acht Jahren, als er in eine besondere Priestergenossenschaft aufgenommen wurde, in welcher er seine religiösen Grundsätze empfing. Auch bewährte er sich immer als einen Verehrer öffentlicher Gottesdienste, weswegen man ihn manchmal mit dem frommen König Numa Pompilius vergleicht. Während er einst den Tod eines Lehrers zur Verwunderung seiner Umgebung mit Tränen beklagte und einige den Jüngling darüber tadelten, gab sein Adoptivvater, Kaiser Antoninus, die schöne Antwort: „Erlaubt ihm, Mensch zu sein; weder die Philosophie noch die kaiserliche Würde beraubt ihn der Empfindung.“ Als Antoninus im zweiten Jahre regierte, verlobte er ihn mit seiner Tochter Faustina und nahm ihn bald darauf als Mitkonsul an. Markus war erst 26 Jahre alt und der Kaiser übertrug ihm die Ehren des Tribunats und sogar der Mitregentschaft, die, wenn auch noch nicht vollkommen ausgesprochen, doch in der Tat bestand. Seine Anhänglichkeit an den Kaiser war so innig, daß er während der 25 Jahre, die von seiner Adoption an bis zu Antonins Tode verflossen, ihn nie verließ und nur zwei Tage lang an einem andern Orte als jener sich aufhielt. Er war 40 Jahre alt, als er das Zepter über das römische

Reich ergriff. Auch als Herrscher huldigte er der Philosophie, und war mit Plato der Meinung, jenes Volk sei glücklich, dessen Philosophen Könige, oder dessen Könige Philosophen seien. Dem Wunsche des neuen Imperators gemäß nahm der römische Senat dessen Adoptivbruder Lucius Verus als Mitkaiser an; doch kümmerte sich dieser mehr um Speise und Trank, als um das Glück seines Volkes. Besonders war Mark Aurel auf die Erhaltung der alten Religion und auf die Pflege der Wissenschaft bedacht. Wenn man etwas an ihm tadeln will, so war es seine zu große Nachsicht gegen seinen Sohn Commodus, wie gegen seine Gemahlin Faustina, und die Willkür, womit er manchmal seine Untergebenen in den Provinzen schalten ließ. Auch kann er von Grausamkeiten nicht freigesprochen werden. So stellten sich ihm einst während des Krieges gegen die Donauvölker einige Hauptleute mit ihrer Mannschaft vor, mit der Nachricht, daß sie 3000 Feinde vertilgt und große Beute gemacht hätten. Sie hatten aber dazu keinen Befehl gehabt, und der Kaiser ließ sie wegen verletzter Kriegszucht kreuzigen. Es erhob sich lauter Unwille unter den Soldaten, der Kaiser aber sprang unbewaffnet unter die erregte Masse und schrie: „Wohlan, so erschlaget mich und füget dem früheren Frevel einen neuen zu.“ So ließ er auch während des parthischen Krieges viele Tausende in Seleucia hinrichten. Die Zeit seiner Regierung war eine sehr bewegte: die Katten, die Britannier, die Markomannen, die

Scythen und andere Völker beunruhigten fortwährend sein Reich; auch verwüsteten Pest, Hunger und Erdbeben manche Städte des Reiches. Die heidnischen Priester suchten deshalb auf jede Weise die erzürnten Götter zu besänftigen, warfen zuletzt die Schuld aller Übel auf die Christen und überlieferten sie öffentlichen Verfolgungen.

Unter den erwähnten Kriegen, welche Mark Aurel zu führen hatte, war jener gegen die Markomannen und Quaden der hartnäckigste. Kein Sieg, welcher jemals seit dem Bestehen des römischen Reiches erfochten wurde, war auffallender, als der über die Markomannen, und wir lassen hier eine kurze, größtenteils dem Dio Cassius entnommene Schilderung desselben folgen.

Es war um das Jahr 174, als der Kaiser mit seiner Armee sich im Herzen von Deutschland befand. Die Quaden drängten sein Heer in ein tiefes Tal, das auf allen Seiten von Steinen und Felshöhen umringt war, erschienen dann in großer Menge auf den Gipfeln der Berge und sahen unten im tiefen Talgrunde das bedrängte Römerheer, wie es sich weder vorwärts noch rückwärts zu schlagen vermochte. Es hatte den Anschein, als wollte die Schmach, welche die Römer einst in den caudinischen Pässen erlitten, sich diesmal erneuern. Der Mut sank den Römern um so tiefer, als die schrecklichsten Natureinflüsse sich noch zu ihrer Bedrängnis gesellten. Schon seit fünf Tagen hatte nämlich die Armee des Trinkwassers entbehrt, so daß ein

brennender Durst das Heer beinahe verzehrte. In dieser äußersten Lage suchte der Befehlshaber der prätorianischen Kohorten den Kaiser auf und rief ihm zu: „Cäsar! ein Teil unserer Truppen, die melitinische Legion, besteht aus Christen, ihnen ist kein Ding unmöglich!“ — „Laßt sie beten!“ — entgegnete der Kaiser und alsogleich warfen sich alle Soldaten der melitinischen Legion, die aus dem Orient gekommen, auf ihre Knie. Sie beschworen den wahren Gott, er möge in dieser Stunde seinen Namen verherrlichen. Das Gebet der Soldaten ist kaum vollendet, so ziehen schwarze Wetterwolken herauf, bald darauf krachen die Donner und ihr Schall bricht im Echo an den Felswänden des Gebirgstales. Zahlreiche Blitzstrahlen zucken über den Höhen der Berge, auf welchen die Barbaren stehen, und entzünden an mehreren Plätzen. Den Blitz begleitet heftiger Hagel und in wenigen Minuten sind die Feinde auf den Berghöhen in Unordnung. Unten aber im Tal ergießt sich ein milder Regen über die schmachtenden Römer, welche ihre Helme erheben und mit lechzendem Munde die Labung des Himmels schlürfen. So die strömende Flut auffangend, erquickten sie sich in langen Zügen und tränkten auch ihre erschöpften Rosse. „Man sah zu gleicher Zeit,“ versichert Dio Cassius, ein heidnischer Schriftsteller, „von ein und derselben Himmelsgegend herab Feuer und Wasser kommen — die einen wurden erquickt, die andern verbrannt. Denn das Feuer erreichte die Römer nicht mehr, und das

Wasser stürzte über die Barbaren wie brennendes Öl. Obwohl überflutet, riefen sie doch laut um Wasser, und während sie das Feuer löschen wollten, brachten sie sich gefährliche Verwundungen bei. In ihrer Verzweiflung warfen sie sich nun mitten unter die Römer, wo das Wasser allein trinkbar war. Der Kaiser übte Milde mit ihnen."

Der heidnische Dichter Claudianus besingt das vielbesprochene Ereignis auf folgende Weise:

„Keinem Führer geziemt das Lob, denn brausend ergoß sich
Stürzende Feuerglut auf den Feind, der schnaubenden Rosses
Furchtsam niedersprang, als das wild aufflammende Feuer
Schwert und Speer und das Erz der Helme in flüssiger Glut
schmolz.
Ohne das schwache Geschoß der Sterblichen stammte vom
Himmel
Jener Sieg. Ob vielleicht chaldäischer Zauber die Götter
Rüstete? oder, so scheint's, hat die reine Tugend des Markus
Jegliche Gnade verdient von Zeus, dem Gotte des Donners?

Zum Gedächtnis dieses Sieges rief die Armee Mark Aurel zum siebenten Male als Imperator aus. Der Kaiser wollte, daß die melitinische Legion sich von nun an ‚Legio fulminatrix' heiße, und damit noch nicht zufrieden, teilte er dem Senat die wunderbare Begebenheit mit und veröffentlichte ein Edikt, wodurch er die Christenverfolgungen einstellte.[1])

Dieses Edikt, welches freilich nicht auf lange Zeit in Kraft war, ist noch erhalten und es gibt uns den Titel des damaligen Herrn der Welt:

---

[1]) Dio Cass. in Marc. Aurel.

IMP. CAESAR. M. AURELIUS ANTONINUS AUGUSTUS. PARTHICUS. GERMANICUS. SARMATICUS PONTIFEX MAXIMUS. TRIBUNITIAE POTESTATIS. XXVIII. IMP. VII. COS. III. PATER PATRIAE. PROCOS. S. P. Q. R. S. D.[1])

Zum Andenken an diesen denkwürdigen Sieg ließ der römische Senat später eine kolossale Denksäule anfertigen, und das Ereignis in Basrelief darauf abbilden; oben den Jupiter mit langem Bart, ausgebreiteten Armen und die Blitze in den Händen tragend, weiter unten die beiden Armeen, die eine in Verwirrung, die andere vorwärts dringend mit bewaffneter Faust. Die Säule ist bis auf den heutigen Tag erhalten und eine der schönsten Zierden Roms. Sie befindet sich auf der Piazza Colonna im nördlichen Teile der Stadt und besteht aus 28 Marmorblöcken, die eine Höhe von 135 Fuß erreichen. Restauriert und mit der Statue des heiligen Paulus geschmückt wurde sie unter Sixtus V.

Nachdem der Friede mit den Donauvölkern abgeschlossen war, lenkte die Empörung des Feldherrn Avidius Cassius die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die Provinz Syrien. Er begab sich deshalb schleunigst in das Morgenland, wo Cassius bereits durch seine Soldaten ermordet worden war, be-

---

[1]) „Cäsar Markus Aurelius Antoninus Augustus, der Parthische, Germanische, Sarmatische, höchster Pontifex achtundzwanzigmaliger Tribun, siebenmaliger Kaiser, dreimaliger Konsul, der Vater des Vaterlandes, Prokonsul — begrüßt den Senat und das römische Volk."

ruhigte die Provinzen und eilte über Griechenland nach Rom zurück, um dort einen glänzenden Triumph zu feiern.

Mitten unter solchen vielseitigen Geschäften und während der anstrengendsten Reisen verfaßte der Kaiser seine in griechischer Sprache geschriebenen „Selbstbetrachtungen“ in 12 Büchern, die einen reichen Schatz von Lebensmaximen enthalten und ihm den Ruf eines der hervorragendsten Weisen des Altertums erworben haben. Im ersten Buche erzählt er, wie er von seinen Eltern, Lehrern und Freunden lernte, die Leidenschaften und besonders den Zorn zu besiegen, und wie er sich jede Tugend anzueignen bemühte. In anziehender Weise wird der Mäßigkeit und der Regententugenden Antonins des Frommen, von welchem er an Sohnes Statt angenommen wurde, gedacht. Er bietet sodann eine reiche Sammlung der schönsten Sittenlehren, wie sie nie aus der Feder eines Heiden hervorgegangen. Die Tugend, sagt er, mache den Ruhm, die Vollkommenheit und das Glück unserer Natur aus. „Nichts ist erhabener als die in uns wohnende Gottheit, sobald sie ihrer Leidenschaft Meister geworden und alles erkannt hat, was sie aufregen kann. Sie hat sich, nach Sokrates Worten, dem entrissen, was sie an die Sinnlichkeit fesselt, unterwirft sich den Göttern und trägt für die Menschen eine zärtliche Sorgfalt.“ Als ursprüngliche Bestimmung der Seele bezeichnet er die Erkenntnis und Liebe Gottes, um mit Gott durch Hingabe und be-

ständige Tugendübung nur Einen Willen zu haben. „Der Mensch muß tun, was des Menschen ist, wie der Feigenbaum oder die Bienen tun, was ihre Bestimmung heischt. Nicht darum bekümmert sich ein tugendhafter Mensch, was die Leute von ihm sagen, denken oder gegen ihn tun, sondern er ist zufrieden, wenn er recht handelt und zur rechten Stunde mit Liebe vollzieht, was sein Beruf von ihm fordert. Frei von aller Aufregung hat er keinen andern Willen, als das Gesetz Gottes. Welch eine Falschheit ist es, zu sagen: Ich will offen handeln! Was soll das heißen, mein Freund? In deinen Augen muß man lesen, was in deinem Innern ruht, gleichwie ein Liebender in den Augen seiner Braut liest, was in ihrem Herzen vorgeht. Eine geheuchelte Offenheit ist ein verborgener Dolch. — Man kann ein göttlicher Mensch sein und doch allen unbekannt bleiben. Verliere diesen Grundsatz nie aus dem Auge, und vergiß nicht, daß des Lebens Glück in wenigem bestehe. — Benütze die kurze Zeit, die du hast. Noch eine kleine Weile, und die Zeit, welche dir zum Wohltun gegeben, wird vorüber sein. Jede Handlung verrichte so, als ob du im selben Augenblicke noch sterben müßtest. Einem weisen Manne steht es übel an, eine prahlende Verachtung hinsichtlich des Todes an den Tag zu legen."

Durch die ganze Sammlung seiner sittlichen Maximen gibt Mark Aurel zu erkennen, daß er dem Christentum ungleich näher war, als er selbst vermutete.

Lydias Abschied.

Zur nämlichen Zeit, da die südliche Natur das Füllhorn ihres Segens ausschüttete — in den ersten Maitagen — beging man nach altem heidnischen Herkommen die feierlichen Bittgänge „zu den Göttern an den Scheidewegen", um von ihnen eine glückliche Ernte zu erflehen. Wo immer an einer Kreuzstraße oder draußen auf dem Ackerfelde ein Götterbild angebracht war, dahin zog man in geschmückten Zügen und brachte dort die herkömmlichen Opfer dar. Dieses Fest hieß das der Kompitalien, weil es an den Scheidewegen (in compitis) begangen wurde.

Metella und Lydia stehen am Fenster und sehen von dort herab auf die Opferaltäre und auf die Wallfahrtszüge der Athener. Unten vor dem Platze des Hauses geht ein Diener und trägt Reisegepäck auf seinem Rücken. Jenseits des Olivenhaines, im fernen Hafen, sah man zuweilen, wenn der Sonnenstrahl eben darauffiel, die flatternden Wimpel und Flaggen eines großen Handelsschiffes, das noch diesen Abend auslaufen sollte.

„Gutes Kind," sprach Metella, „ich war vorhin am Ilissos, wo ich mich im Totenhaine, unfern des Grabmales meines Vaters, der Betrachtung der

Wechselfälle des Lebens überließ. Ich gedachte der trüben Stunde, die mir bevorsteht, und hätte gewünscht, der Zeit die Flügel zu lähmen, um diesen Tag noch lange hinauszuziehen. Da fiel mein Auge auf den Stamm einer jungen Tanne, in deren Rinde ich eingeschnittene Zeichen gewahrte. Als ich näher trat, sah ich die Anfangsbuchstaben des Namens meines unvergeßlichen Sohnes, und von jedem Buchstaben floß das Harz des Bäumchens in goldenen Tränen hernieder. Das mangelte noch, um mir den Abschied von dir doppelt schwer zu machen. So zieht für mich alles dahin: Vater, Gatte, Sohn und Freundin, und ich hoffe, bald nachziehen zu dürfen, um dann endlich eine bleibende Wohnstätte zu finden. Nur der Gedanke tröstet mich, daß dir vielleicht eine große Freude blüht, wenn du deine Mutter wieder siehst. O, sage ihr, daß ich oft hart gegen dich gewesen sei, daß ich dich oft gekränkt und nicht selten mißhandelt habe. Zwei Bitten darfst du mir aber nicht abschlagen, es sind die innigsten, die ich je an dich gestellt. Die eine betrifft die Sorge für deinen Reisebedarf. Der Weg ist weit, und dein Aufenthalt in Rom von unbestimmter Dauer. Ich habe deshalb zu deinem Gepäcke eine Summe Goldes gelegt, hinreichend nicht bloß für dich, sondern auch zur Auslösung deiner Mutter. Hast du deine Mutter befreit, dann, geliebtes Kind — und das ist meine zweite Bitte — kehre mit ihr wieder nach Athen zurück. Ihr sollt bei mir zufriedene Tage verbringen. Ich weiß es, daß ihr euch nach dem Vater-

lande zurücksehnt; aber einer Witwe, die vom Unglück viel betroffen worden, tut die christliche Freundschaft gern einen Liebesdienst."

Lydia legte die Hände ihrer Gebieterin mit Ehrerbietigkeit in die ihrigen und blickte mit den Worten zum Himmel: „Gott segne dich nach der Güte deines Herzens!"

Duranus meldete die Stunde und Metella und Lydia begaben sich in das kleine Heiligtum des Hauses, um diese letzten Augenblicke noch im gemeinsamen Gebete zuzubringen. In dem ehemaligen Lararium brannte noch, wie in früheren Jahren, die heilige Ampel; aber die schützenden Hausgötter waren verschwunden. An der Stelle derselben sah man über einer verschlossenen Nische das Bild des Gekreuzigten, tiefer innen aber befand sich das geheimnisvolle Brot. Denn es war den ersten Christen gestattet, das himmlische Manna auch zu Hause zu verzehren und es, besonders in bedrängten Zeiten, sich selber zum Genusse zu reichen. Metella trat ehrerbietig vor die Nische, öffnete dieselbe und schob den Vorhang, welcher das Allerheiligste verbarg, hinweg. Aus dem Dunkel des Tabernakels glänzte eine Silbertaube, welche ihre Fittiche wie zum Fluge erhoben hatte und mit funkelnden Diamanten besetzt war. Darin befand sich die Eucharistie und daneben gewahrte man eine kleine viereckige Goldkapsel, geschmückt mit einer großen Perle, und eine rote Schnur zog sich durch den oberen Ring.

„In dieses kleine Gefäß," sprach Metella, „habe ich einen Teil des heiligen Brotes verschlossen. Unser Gott möge dich begleiten durch die Wogen des Meeres und durch den Spott der Heiden." Bei diesen Worten legte sie die Schnur um Lydias Hals und verbarg das Gefäß unter dem oberen Saum ihres Kleides. Lydia hatte die Perle bemerkt und zog die Kapsel noch einmal hervor, küßte dieselbe und sprach zu ihrer Herrin: „Es ist ein sinniger Gedanke, daß du dem Gold, welches die ‚Margarita ingens'[1]) der göttlichen Liebe umschließt, eine große Perle als Abbild einfügen ließest. Aber, teuerste Gebieterin, es ist die wertvollste von allen, die du unter deinen Juwelen hattest, und vielleicht ein Andenken von deinen Ahnen. Sie läßt sich herausnehmen, erlaube mir, daß ich sie zurücklasse."

„Tue dies," entgegnete Metella, „in Rom, wenn der Preis für deine Mutter höher sein sollte, als ich vermute. Du hast ungleich mehr verdient, denn du hast mich auf jenen Acker geführt, in welchem ich die große Perle des Himmelreiches gefunden habe. Ich war ein ausgetretener Feldweg" — fuhr sie seufzend fort — „du lockertest denselben mit deinen Gebeten und deinen Tränen und hinterlegtest in seinen Grund den Preis der Ewigkeit. Ich war ein hingeworfenes rohes Marmorstück, in welchem eine edle Figur schlummerte, die aber nur ein guter Meißel ans Licht zu bringen vermochte; du

---

[1]) „Die große Perle" — ein alter kirchlicher Ausdruck für die Eucharistie.

warst dieser Meißel, teures, unvergeßliches Kind. Der Künstler, der ihn führte, ist der Urheber des Weltalls, derselbe, der Evas Leib geformt und ihn zur Krone der Schöpfung erhoben. Schlag auf Schlag dröhnte auf dich, du geduldiges Werkzeug, und auf mich, den harten ungeformten Stoff; doch je länger unsere Marter währte, desto näher waren wir der Vollendung. Nun ist das Werk vollbracht, deshalb wird der Meißel zurückgelegt in die wohlverdiente Ruhe."

Noch tauschten beide die zärtlichsten Segenswünsche aus und unter tausendfachem Dank riß sich Lydia aus den Armen ihrer Wohltäterin. Sie schied aus Athen, nachdem sie dort gegen zehn Jahre unter den mannigfachsten Wechselfällen zugebracht hatte. Metella ging empor auf die Pergula, um der Scheidenden noch eine Zeitlang nachzusehen. Die Sonne glänzte von Westen herüber und beschien mit purpurnem Rot den fernen Piräus. Ein leiser Abendwind erhob sich und schwellte die Segel der Schiffe.

Auch die gute Ophne hatte sich am Hafen eingefunden und einige der ehemaligen Sklavinnen. Die Matrosen brachten die letzten Waren in Ordnung, der eine arbeitete an dem Tauwerk des Schiffes, ein anderer lief um vergessene Gegenstände, ein dritter schrie nach einem jenseits des Hafens Verweilenden, und der Schall seiner Stimme rollte auf der spiegelglatten Wasserflut hinüber und wurde von jenseits erwidert. Die meisten, zur Ab-

fahrt bereit, brachten auf dem Verdeck noch einiges zurecht und pfiffen gedankenlos ihre Liedlein, ohne daß sie einen Blick auf die vielen warfen, die noch am Ufer ihren Geliebten das letzte Lebewohl sagten. Unter den Reisegefährten sind Kaufleute, welche sich mit ihren Waren nach Italien begeben, und Juden, die nach Rom segeln;[1]) auch leidende Griechen, die damals wie heute aus Gesundheitsrücksichten das milde Klima von Malta aufsuchten. Die Reisende schloß sich an einige christliche Familien an, welche beabsichtigten, sich in Rom niederzulassen. Als ein Trompeter das Zeichen zur Abfahrt gab, winkte sie noch ihren Freunden am Ufer den Scheidegruß zu.

„Reise glücklich!“ rief Ophne, wandte sich um und drückte das Tuch, womit sie den Gruß beantwortet hatte, mit beiden Händen auf ihre in Tränen schwimmenden Augen. —

Der Seeweg sollte das Handelsschiff zuerst nach Syra, jenem freundlichen und schon im Altertum durch seinen Handel bekannten Eiland bringen, das sich wie eine Felsenburg aus der blauen Fläche des Griechischen Meeres erhebt und auch in unserer Zeit ein wieder in Flor kommender Stapelplatz ist. Von dort segelte das Schiff nach Europas Südspitze, und fuhr dann in gerader Linie durch die hohe See hinaus in der Richtung nach dem weit entlegenen Malta.

---

[1]) Horaz erzählt, daß schon zu seiner Zeit Rom von Juden gewimmelt habe.

Während der letzten Monate hatten sich die Ereignisse im Leben Lydias so gedrängt, daß es ihr wohl tat, allein zu sein, und in sich selbst versunken, das Geschehene an ihrem Gedächtnisse vorüberziehen zu lassen. Oft saß sie stundenlang ununterbrochen am Bord des Fahrzeuges, scheinbar dem Spiele der gekräuselten Wellen zusehend, in Wahrheit aber auf das Wogenspiel ihres vielbewegten Lebens zurückblickend. Wie viel reicher an Erfahrungen war sie jetzt, nachdem sie eine solche Schule der Trübsal durchgemacht! Einst, als sie noch im Kerker zu Smyrna sich aufhielt, tobten alle Pulse in ihr vor Begierde nach dem Martertum — jetzt, da sie ruhiger geworden, sah sie ein, daß es noch ein größeres Martyrium gebe, als jenes durch das Schwert oder das Feuer, und daß ihr ganzes Sklavenleben in gewisser Hinsicht nichts anderes gewesen sei, als eine lange Kette von Leiden, die mit dem Sieg des Glaubens geschlossen habe. Wie unverkennbar traten die liebevollen Absichten Gottes vor ihre Seele! Sie war bestimmt gewesen, das Werkzeug der Bekehrung einer der hervorragendsten Frauen zu sein. Gott hatte diese Frau zur Annahme des Christentums vorbereitet durch den Verlust ihres Gatten und durch den Tod ihres Sohnes. Dadurch hatte sie eingesehen, daß weder die Güte des Glückes, noch die Gaben des Geistes den Menschen befriedigen können. Das menschliche Herz hat ein Bedürfnis, mit denjenigen, die es einmal geliebt, auch nach dem Tode in Verkehr zu stehen, und dieser

Verkehr ist nur da möglich, wo der Glaube an die Fortdauer der Seele vorhanden ist. Dies war der erste Beweggrund, welcher Metella zur Bekehrung hinzog. Was aber das Christentum sei und auf welche Weise es praktisch geübt den Menschen zu einem höheren Leben vorbereite, das lernte sie an ihrer Sklavin kennen. Endlich zeigte ihr Gott die Wahrheit seiner geoffenbarten Religion durch seine geheiligten Diener, und bestätigte die Lehre derselben durch das wunderbare Eingreifen seiner eigenen göttlichen Kraft.

Ist die Seefahrt auch lang und größtenteils wechsellos, wie kann es dem sinnenden Menschen an Stoff zur Betrachtung fehlen, wenn er die unermeßlichen Wogen durchschifft. Das Meer ist ja ein Prediger großer Geheimnisse. Ist es nicht in seinem stillen Frieden wie in seinem lauten Zorn, in seiner Unermeßlichkeit wie in seiner Tiefe ein Bild der Gottheit? und ist nicht das Schiff, welches dahinsegelt auf der Wogenfläche zwischen dem blauen Firmament und zwischen gähnenden unbekannten Abgründen, ein Bild des Menschen, der zwischen dem Himmel der Gnade und dem Abgrunde des Verderbens durchs Leben zieht? Wenn dann der große Sonnenball hinabsinkt und sich der Himmelsbogen von West nach Ost in sieben herrlichen Farben gleich einem weitgedehnten Regenbogen über die Fläche spannt — was verkünden diese Farben anders, als das beseligende Wort der

Schrift: „Ich gedenke des ewigen Bundes zwischen Gott und jeder lebenden Seele![1]) Wer je eine heitere Nacht so zugebracht, der wird es sagen, daß der gestirnte Himmel ihm niemals majestätischer erschienen und nie so geheimnisvoll zu ihm gesprochen habe, als damals. Ist es uns doch, als ob die Seele emporfliegen und sich klammern würde an jenem funkelnden Sternenheer, um beseligt zu sein, wie ein Bettler, der den Juwelenschmuck eines Fürsten berührt. Jene Milchstraße, auf welcher die Gestirne wie Staubwolken emporwirbeln, reißt unsern Geist mit sich fort, immer höher und höher, bis er angelangt ist am Palaste des Allmächtigen. Dies aber genießt nur ein gläubiges Gemüt. Gleichwie dem Menschen im Dunkel der Nacht Millionen von Welten erscheinen, die er beim Sonnenglanz des Tages nicht sah, so erschließt sich dem kindlichen Auge des Glaubens im verborgenen dunklen Leben das Walten der Allmacht und der Schönheit Gottes — ein Walten, wovon der aufgeklärte Geist des Weisen kaum eine leise Ahnung hat.

Noch zeigte sich den Reisenden nichts von jenem lieblichen Malta, dessen sanfte Hügel nur wenig über den Meeresspiegel sich erheben, und noch war es möglich, daß das Schiff von einem ähnlichen Unglück betroffen wurde, wie jenes mit dem heiligen Paulus, das, von Cäsarea herkommend, einst an den Ufern Maltas in Trümmern gegangen. So

---

[1]) Gen. IX. 16.

weit das Auge reichte, sah man nur das blaue Zelt des Himmels ausgespannt über einer unermeßlichen grünen Wasserfläche. Einzelne Zugvögel waren die wenigen lebenden Wesen, welche man auch hier noch gewahrte; sie durchstreiften die Luft als unermüdliche Segler, und nur hie und da ließ sich einer von ihnen auf einer Stange des Schiffes oder auf einer Wasserpflanze nieder, um nach wenigen Minuten der Ruhe aufs neue weiter zu fliegen. Unermüdlich wie diese Vögel eilt auch die Zeit dahin, und wenn wir meinen, daß sie mit uns ein Weilchen stillstehe, werden wir bald nur desto rascher von ihr weiter getragen werden. Im Anfange, da Gott das Wort sprach: „Es werde," ward auch sie. Die Zeit nahm Flügel und schlug ihre Fittiche, wie ein riesiger Greif, und in ihren Klauen trug sie ein glänzendes Ei — das Weltenei. Sie flog dahin, und so oft sie die dunklen Schwingen ausbreitete und wieder zurückschlug, wechselte die Nacht mit dem Tag über der Welt. So eilte sie fort, und das segelnde Schiff und das rennende Roß und der fliegende Pfeil bleiben weit hinter ihr zurück. Angekommen an den Pforten des Himmels wird sie am letzten Tage das Ei in die Hände des Schöpfers legen und ermattet vom langen Flug zurücksinken in den Ozean der Ewigkeit, und es wird einen Augenblick geben, da man sagen wird: die Zeit ist tot.

In Syrakus erhielten die Reisegefährten genauere Nachrichten von dem herrlichen Sieg, welchen der

Kaiser errungen und die nach Sizilien heimgekommenen Soldaten priesen Mark Aurel wegen der außerordentlichen Freigebigkeit, womit er die Truppen beschenkte.

Unter Furcht und Hoffnung wurde an der Ostküste von Sizilien hingerudert. Im Westen erhob der riesighohe Ätna sein blaues Haupt, und atmete in tiefen Zügen schwarze Wolken in den dunklen Äther; an der Küste zeigten sich blendendweiße Segler in großer Menge, die friedlich zu den Küstenstädten schwammen; muntere Delphine hüpften über den Meeresspiegel empor und schlugen scherzend an die Seite des Schiffes. Glücklich fuhr dasselbe durch die im Altertum so gefürchtete Enge von Sizilien und dem Etruskischen Meer entlang gen Ostia. Dort angelangt, setzte Lydia ihren Fuß zum erstenmal auf den Boden von Italien.

Wie heiß brannte jetzt ihr Inneres, da sie den Mauern nahe war, innerhalb deren sie ihre Mutter zu finden hoffte! Mit heiliger Ehrfurcht nahte sie sich jener Stadt, welche schon damals der Mittelpunkt der christlichen Welt war. Und wem wird das Herz nicht größer, wenn er die einstige Residenz der Cäsaren betritt! Rom ist, wie ein neuerer Beschreiber dieser ewigen Stadt sich ausdrückt, der geheimnisvolle Verbindungsknoten zweier Welten, worin sich die Geschichte der Menschheit unter dem Einflusse des Heidentums und des Christentums darstellt; und wie auf Erden alle Flüsse nach dem Ozean strömen,

so laufen in der göttlichen wie in der menschlichen Ordnung alle Ereignisse der alten wie der neuen Geschichte auf eine Stadt hinaus, und diese ist Rom. Rom kann daher von sich selber sagen: „Die Welt bin ich!“

Der Triumphzug.

(176 n. Chr.)

Als Lydia in Italien landete, erfuhr sie die Kunde, daß der Kaiser, welcher bereits vom Feldzug heimgekehrt, aber nach kurzem Aufenthalte mit seiner Gemahlin Faustina ins Morgenland gereist war, in den nächsten Tagen zurückerwartet werde. Bei dieser Rückkehr wollte er seinen Triumph über die besiegten deutschen Völker feiern. Das Fest versprach um so glänzender zu werden, als Mark Aurel sich seit acht Jahren nur äußerst selten in Italien gezeigt und auf der letzten Reise in den Orient einen Unglücksfall erlitten hatte. Faustina wurde nämlich am Fuße des Taurusgebirges vom Tode ereilt. Die Teilnahme Roms über den Tod dieses berüchtigten lasterhaften Weibes war nur äußerlich schmerzlich, im Privatleben beglückwünschte man sich über das erfreuliche Ereignis. Gleichwohl überließ sich Mark Aurel einer übergroßen Trauer, und ließ der verstorbenen Gattin sogar einen Tempel errichten.

Der Imperator wurde von Konsularen und ehemaligen Prätoren in Brundusium, der berühmtesten Seestadt Calabriens, erwartet. Die Weltstadt schmückte sich festlich und harrte mit Ungeduld und

Bangigkeit von einem Tage zum andern des Ankommenden. An der Verzögerung trug ein heftiger Seesturm die Schuld, welcher, wie die Geschichtschreiber sagen, zwischen Griechenland und Italien das Leben der Reisenden in höchste Gefahr brachte.

Commodus, des Kaisers Sohn, war damals 16 Jahre alt, und für seine Jugend auffallend groß und robust. Er und seine ältere Schwester Lucilla, die junge Witwe des Verus, zogen ihrem Vater mit zahlreichem Gefolge entgegen und begrüßten den Angekommenen zu Präneste. Dortselbst bekleidete Mark Aurel seinen Sohn mit der Würde des Tribunates und befahl, daß derselbe während des Triumphzuges neben ihm auf dem goldenen Wagen stehen sollte.

Auf dem Campus Vaticanus zu Rom, wo jetzt der Palast des Papstes steht, ordneten sich die Reihen. Alle Senatoren hatten sich dort eingefunden, um den Kaiser zu empfangen. Hinter ihnen brüllten zahlreiche Opfertiere, weiße Stiere mit vergoldeten Hörnern. Die Kriegsbeute wurde herbeigeschleppt, ebenso Inschriften und bildliche Darstellungen der Taten des Feldherrn und der besiegten Germanen. Hinter der Beute und den Gemälden sollten die unglücklichen Gefangenen folgen, welche nach beendigtem Feldzuge nach Rom waren geschleppt worden. „Habt ihr's schon gehört," hieß es, „es soll wirklich wahr sein, was Tacitus erzählt, daß die Helusier und Oxioner Kopf und Mienen von Men-

schen, den ganzen übrigen Leib aber von wilden Tieren haben? Kommt, wir wollen sie sehen!“

Während die ringsum aufgestellten Musikchöre die Zeit des Hinwartens mit klingendem Spiele ausfüllten und mit den Sängern abwechselten, kamen auch die Liktoren in purpurner Tunika an, die Fasces mit Lorbeer umwunden und ihren Platz unmittelbar hinter den Besiegten einnehmend. Eine große Schar lärmender Spaßmacher bildeten ihren Nachtrab. Unmittelbar vor dem Triumphwagen, der noch leer stand, postierten sich die Reihen der festlich geschmückten Priester, welche die Abzeichen ihrer Götter und Opferpfannen und Rauchfässer trugen. Massenhaft drängte sich das Volk aus Stadt und Land auf alle Plätze, wo einiges zu erschauen war. Sowohl das Marsfeld als die vatikanischen Hügel jenseits der Porta triumphalis, dann der Berg des Marius, die Brücken und alle herumliegenden Höhen boten keinen Fuß breit, wo nicht Schaulustige sich drängten. Alle öffentlichen Plätze, welche der Zug berührte und alle Fenster der Straßen, wodurch er sich bewegte, waren Kopf an Kopf besetzt.

Die Musikchöre beginnen aufs neue zu spielen; da rauscht ein dumpfes Surren durch die Massen, der Lärm wächst, und ein sich hinwälzendes wirres Rufen verkündigte die Ankunft des Gefeierten. „Jo triumphe! triumphe!“ schrie das Volk, „Vita et victoria magno Imperatori!“ „Leben und Sieg dem großen Kaiser!“

Der Triumphwagen wurde von reichgeschirrten Elefanten gezogen. Mark Aurel trug einen Purpurmantel, mit Gold verbrämt, und eine mit Sternen bestickte Toga. In der Linken hielt er ein elfenbeinernes Zepter mit dem römischen Adler, in der Rechten einen Palmenzweig. Sein Haupt umschlang eine Lorbeerkrone von Gold und Edelsteinen. Ganz ähnlich war Commodus geschmückt.

Ein Herold zog voran und verkündigte Stillschweigen. Hinter demselben waren Singknaben, die mit hellen Stimmen das Triumphlied sangen und Männer wiederholten jedesmal die letzten Worte jeder Strophe. Die Hymne pries die Tapferkeit, die väterliche Fürsorge und die Unsterblichkeit des göttlichen Herrschers in folgenden sapphischen Versen:

Lange schwieg Gott Mars auf dem weiten Erdkreis,
War des Schlachtlärms satt und der Siege müde,
Bis der Heroldsruf dich als Cäsar nannte,
Göttlicher Markus!

Ha! da fiel alsbald in den Staub der Katte,
Niedersank blitzschnell auch das Volk der Briten,
Kaum erglänzt Roms Aar, so zerbrechen machtlos
Parthiens Pfeile.

Markus! noch viel mehr als Besieger warst du,
Denn du trugst mutvoll zu der Völker Drangsal
Hin ein Herz voll Trost, als uns Pest und Hunger
Brachte Pandora.

Staunend sah alsdann dich die Welt des Nordens,
Sah dir zu, Aurel, wie du weinverschmähend
Dort vom Donaustrom und Tibiscus[1]) trankest,
Hüllend in Eis dich.

Nimmer schwieg Roms Schwert, ob der Kampf auch heiß war,
Weil sich zweifach stark die Natur dem Feinde
Zugesellt, niemals — bis die Markomannen
Markus besiegte.

Deshalb ziert anjetzt dir, dem Reiches-Mehrer,
Rings der Lorbeerkranz die erhab'nen Schläfe,
Glänzend ziehst einher du, der Chor der Sänger
Preist dich als Sieger.

Lebe froh, Kriegsheld, in der Deinen Mitte,
Sei noch lang Roms Glanz, der Quiriten Zierde,
Lang, bis einst lobpreist in der Götter Reihen
Dankbar die Welt dich.

Noch war die Triumphbrücke von dem kaiserlichen Wagen nicht erreicht, als der junge Commodus mehrmals nach der Höhe der eben ausgebauten Moles Hadriani[2]) hinüberblickte und seinen Vater lächelnd auf eine Erscheinung aufmerksam machte, die er auf jener Burg entdeckte. Es war Brutius Präsens mit seiner Tochter Crispina, welche dort oben den prächtigen Platz unter kaiserlichen Zelten einnahmen. Die Tochter, etwa dreizehn Jahre alt, stieß einen Freudenruf aus, als der Zug sich nahte, und schwenkte unablässig mit einem Tuche, bis sie die Augen des Commodus auf sich lenkte. Als sie

---

[1]) Die Theiß im Lande der alten Jazygen.
[2]) Die jetzige Engelsburg.

aber das mit Mennig überzogene Gesicht des jungen Triumphators sah,[1]) brach sie in ein helles Gelächter aus und lief eilends zurück. Eben diese Crispina, damals noch ein wahres Crispinchen, war Roms künftige Kaiserin, und wurde einige Zeit darauf mit Commodus vermählt. Wie wenig ahnte sie zur Zeit ihr künftiges Schicksal![2])

Je mehr die beiden Triumphatoren sich an der erwähnten Szene erheiterten, desto mehr bemühte sich der Mohr, welcher hinter den Cäsaren stand, seiner Pflicht nachzukommen. Nach altem Brauch pflegte nämlich ein Sklave, der eine goldene Krone hielt, und hinter dem Triumphator auf dem Wagen stand, demselben während des Zuges die Worte zuzurufen: „Bedenke, daß du Mensch bist!“ Als der afrikanische Kronenträger dem Commodus diese Worte mehrmals zuflüsterte, stieß ihn dieser in seiner rohen Weise mit den Worten zurück: „Ich bin kein gewöhnlicher Mensch.“ Der Zug hatte in die via triumphalis eingelenkt, von welcher aus das Mausoleum Hadrians nicht mehr zu sehen war. Von dieser Straße bemerkt ein geistreicher Schriftsteller,[3]) daß sie unter anderm auch so viele deutsche Tränen und Seufzer gesehen hat, wenn die römi-

---

[1]) Das Gesicht der Triumphatoren war, wie die Statue des Jupiter an Festtagen, mit Mennig geschminkt. Plin. XXXIII. 7.

[2]) Crispina wurde später auf die Insel Capri verbannt und dort ermordet.

[3]) Domkapitular Thommes in seinem trefflichen „Antheno-rus“. Augsb. 1847.

schen Legionen unsere gefesselten Ahnen von Germaniens Schlachtfeldern zu ihren Triumphen schleppten. Aber so bittere Tränen hat der Boden Roms selten getrunken, als diesmal, da die Mühen und Opfer eines langwierigen Kampfes mit solcher Schmach für die Germanen endeten.

Dort wandeln sie hin, die Gefangenen, schwere Ketten an ihren Armen tragend, verhöhnt und verspottet von den leichtsinnigsten und verächtlichsten Menschen der Welt. Ihre graublauen Augen, von buschigen Brauen überwölbt, senken sich zur Erde und erheben sich nur, um den Ausdruck des heftigsten Hasses auf ihre Spötter zu werfen. Stolz fließt ihr rotgelbes Haar, am Scheitel fest gebunden, in natürlicher Wellenbewegung über den muskulösen Rücken hinab. Ihre Nationaltracht, einfache Wollmäntel oder Tierfelle, mit einer Schnalle oder einem starken Dorn über der Brust befestigt, vermehrt ihr herkulisches Ansehen. Fast beneidet sie der junge Commodus, der sich schon jetzt so gern mit Herkules vergleichen läßt, daß ihm solche Vorzüge versagt sind.[1]) Reicher waren einzelne germanische Häuptlinge und Fürsten gekleidet, welche durch ihren Gang und jede Bewegung ihres Körpers das stolze Nationalgefühl zu erkennen gaben, das sie durchglühte.

---

[1]) Als Kaiser nannte sich Commodus den „römischen Herkules", lief nachts mit einer Löwenhaut bekleidet herum, und schlug die ihm Begegnenden mit einer Keule.

Auch Frauen und Kinder sind unter den Besiegten. Die Frauen tragen dasselbe Kostüm, wie die Männer, außer daß einige von ihnen sich in Leinwand kleiden, die hie und da rot gefärbt ist. Ihr Gewand schließt sich eng um die Achsel und läßt den Oberarm unverhüllt.[1]) Ergreifend ist das Jammergeschrei der Kinder, die sich hilferufend an ihre Mütter schmiegen, und den Schmerz der letzteren dadurch verdoppeln. Um den Haß der Gefesselten zu steigern, macht ein Pantomist, der mitten unter Springern und Spaßmachern mit goldenen Ketten und Armspangen geschmückt ist, alle Bewegungen der Germanen, das Knirschen ihrer Zähne, das Drohen ihrer Fäuste und das Wimmern ihrer Kinder nach. Er läuft bald vor, bald weiter zurück, auf den Schutz der Liktoren sich verlassend. Auf der Tiberbrücke gelang es einem der Verhöhnten, ihm die eiserne Kette mit solcher Heftigkeit ins Gesicht zu schleudern, daß sein Blut herabströmte und er es nur der roten Farbe seines Purpurmantels verdankte, wenn er nicht selbst allen zum Gelächter wurde. Kein Wunder, daß auch die Zither- und Schalmeienbläser, welche den Pantomisten umgaben, ihre Sprünge mäßigten.

Was man den Feinden an Helmen und Waffen, an Tempelgefäßen, Silber und Erz abgenommen, war nicht von Bedeutung. Unter den Waffen erregten nur die eigentümlichen Spieße (Pfriemen) der Besiegten einiges Aufsehen, welche von schma-

---

[1]) Tacit. Germ. a. m. St.

lem, kurzem, aber sehr scharfem Eisen gefertigt waren. Auch die Schilde galten für merkwürdig, weil sie durch ihre Formen und ihren ausgesuchten bunten Farbenschmuck von dem römischen unterschieden waren.

Einen heiteren Gegensatz zu den verzweiflungsvollen finsteren Gestalten der Gefesselten bildeten die vornehmen Römer, welche den Triumphwagen begleiteten. Unmittelbar an diese schließen sich hinter dem Triumphator die Kohorten der siegreichen Soldaten. Fußgänger und Reiter sind bekränzt. Sie stimmten alte und neue Soldatenlieder zum Ruhme ihrer Waffen an und griffen nach den Weinen und leckeren Bissen, welche ihnen allenthalben von den Römern hingeboten wurden. Wo immer der Zug sich vorbeibewegte, und er berührte die meisten öffentlichen Plätze und größeren Straßen Roms, war Haus an Haus mit Guirlanden, Blumensträußen, Teppichen und mit den Namenszügen des Imperators geziert. Der Ruf: „Jo triumphe, vivant patres patriae!“[1]) — „Triumph! Triumph! hoch den

---

[1]) Der junge Commodus erhielt bereits ein Jahr später, als Mark Aurel ihn zum Augustus und Mitherrscher ernennen ließ, vom römischen Senat die ehrenvolle Benennung „Vater des Vaterlandes“. So nichtssagend war damals dieser Titel und so nichtswürdig der Senat. Wie hingegen Commodus (der mit 18 Jahren Alleinherrscher wurde) die Senatoren behandelte, geht aus folgendem Beispiel hervor. Einst tötete er einen Vogel im Amphitheater, riß ihm den Kopf ab und begab sich mit blutigem Schwerte an seinen Sitz. Dann zeigte er den Kopf des Vogels den Senatoren hinüber, die ihr Sitze in seiner Nähe hatten, und gab ihnen durch dro-

Vätern des Vaterlandes!“ erschallte von allen Seiten. Selbst das Pflaster der verschiedenen Straßen war dicht mit bunten Blättern und Gräsern besäet, so daß ganz Rom einem Lustgarten oder Treibhaus ähnlich sah. Dabei verbreitete sich überall der köstlichste Wohlgeruch; denn von allen Tempeln der Stadt stiegen Weihrauchwolken in die Luft und vor jedem Heiligtum brannten die Opferflammen.

Am dichtesten wirbelte der Opferrauch am Pantheon des Agrippa und oben auf dem kapitolinischen Hügel.

Der Kaiser war über den Empfang so gerührt, daß er dem Volke mehrmals zurief: „O diem felicissimum!“ „Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ wobei er die goldene Bulla küßte, die als Amulett gegen den Neid an seinem Halse hing.[1])

Am Fuße des Kapitols war eine hohe Statue der Faustina aufgestellt. Der Kaiser verließ den Triumphwagen, nahte sich dem Bilde seiner verstorbenen Gattin und brachte ihr Weihrauch. Dann schritt er die Marmorstufen zum Jupiter Capitolinus hinauf. Oben bot ihm der Mohr die goldene Krone hin und der Triumphator legte sie in Jupiters Schoß mit den Worten: „Es sind die Götter, welche

---

hende Gebärden zu verstehen, daß es ebenso an ihre Köpfe gehen werde. Dio Cassius, der den Vorfall erzählt, saß unter ihnen und versichert, sie hätten sich des Lachens über den komischen Auftritt nur dadurch enthalten können, daß sie Lorbeerblätter aus ihren Haarkränzen rissen und dieselben kauten. Das Lachen würde jedem das Leben gekostet haben.

[1]) Macrob. Saturn. I. 6.

gesiegt haben, dem Jupiter pluvius geziemt die Krone."

Hier wurden die Tiere, welche mit umkränzten Hörnern den ganzen Zug mitgemacht hatten, geopfert. Gleichzeitig fanden die Dankopfer in allen übrigen Tempeln statt. Als der Zug beendigt war, begab sich alles zum Festmahl.

An diesem und den darauffolgenden Tagen wurden Volksfeste aller Art gefeiert, wobei alt und jung, hoch und nieder, und besonders das gemeine Volk der ausgesuchtesten Schwelgerei in gewohnter Weise sich überließ. Die Spiele, sagt ein alter Geschichtschreiber, welche der Kaiser dem Volke gab, waren glänzend, und bei einem derselben erschienen nicht weniger als hundert Löwen zum Kampfe. Trotz seiner großen Begierde, sich dem Volke auf jede Weise gefällig zu machen, war Mark Aurel doch ein Gegner der Gladiatorenkämpfe. Er nahm den Kämpfern die Schwerter und gab ihnen Rapiere. Mit diesen, behauptete er, könne man die gleiche Geschicklichkeit beweisen, ohne daß dabei so gräßlich gemordet würde.

Den Schluß dieser Feste bildeten des Kaisers Geschenke an den Pöbel. Reichlicher wurden in der Tat die Römer von keinem Kaiser bedacht, als von diesem. So erwähnte derselbe in einer Rede an das Volk seiner mehrjährigen Abwesenheit von Rom, und einige, die ihn hörten, hoben acht Finger in die Höhe und riefen: „acht Jahre". Der Kaiser gab sogleich Befehl, daß jedem der Anwesenden zur Er-

innerung an diese acht Jahre acht Goldstücke, jedes im Wert eines Dukaten, ausbezahlt würden. Den Provinzen wurden alle Rückstände nachgelassen. Unter den Städten derselben wurde (wie Dio Cassius erwähnt) besonders Smyrna, das sich allmählich aus dem Schutte wieder erhob, kaiserlich beschenkt.

Durch solche Munifizenz erschöpfte Mark Aurel seine Kasse derart, daß er zuletzt keinen Geldvorrat mehr hatte. Deshalb ließ er seinen kaiserlichen Schmuck, sein Tafelgeschirr und sogar Faustinas Kleinode und Gewänder öffentlich zu Rom versteigern. So sehr indes Mark Aurel durch seine Freigebigkeit in der Gunst des Volkes wuchs und so sehr er darauf hinarbeitete, seine Dynastie zu begründen, so war Commodus dem Volke doch immer verhaßt und alle Absichten des edlen Vaters scheiterten an der Nichtswürdigkeit des Sohnes.

„Ich suche meine Mutter."

Lucian äußerte sich einmal über die Christen: „Es ist unglaublich, wie rührig diese Menschen, die gleichgültig gegen alle Pflichten des Staates sind, plötzlich werden, sobald es einem der Ihrigen an den Hals geht; wie sie gleich Ameisen zusammenlaufen, um ihn zu retten. Man hat ihnen vorgespiegelt, sie seien an Leib und Seele unsterblich — man hat sie unterrichtet, sie seien alle Brüder."

Wie sollte es bei einem solchen Bestand der Dinge einem fremden Gläubigen, der in die Kaiserstadt eintrat, schwer geworden sein, bei teilnehmenden Brüdern gastliche Aufnahme zu finden? Ebenso, wie sich noch heute die Gemeindeglieder in der Nähe ihrer Kirche niederlassen, so finden wir auch die damaligen Christen Roms zunächst um ihre Heiligtümer und zwar auf der Ostseite der Stadt. Den Hügel Viminal konnte man vielleicht die erste Kolonie der Christen nennen. „Schon von den Zeiten der Apostel her gab es in Rom gottgeweihte Orte, von den einen Oratorien, von den andern Kirchen genannt, wo an jedem ersten Wochentage die Sammlungen stattfanden, wo das christliche Volk betete, das Wort Gottes hörte und die Kommunion emp-

fing.[1]) Am Fuß des Viminal stand die sogenannte Kirche des Hirten. An dieser Kirche (später St. Pudentiana genannt) hatte bereits ein Jahrhundert früher der heilige Petrus gewohnt, und dort die heiligen Geheimnisse gefeiert. Petrus und Paulus bekehrten nämlich während ihres Aufenthaltes zu Rom den Senator Pudens mit seinen Töchtern zum Christentum, und die beiden Töchter — Pudentiana und Praxedis — welche mit heiligem Eifer dem Glauben anhingen, bestimmten nicht nur ihre Wohngebäude, sondern auch ihr ganzes Vermögen für christliche Zwecke. Noch heute, 1800 Jahre später, findet der Fremde zu Rom, unweit der berühmten Basilika „Maria Maggiore“[2]) zwei Kirchen unter dem Namen St. Pudentiana und Praxedis.

Obwohl Lydia in Rom fremd war, so fand sie doch in dem erwähnten Bethause zum guten „Hirten“ mehrere Christen, welche sie mit größter Freundlichkeit ihrer Dienste versicherten. Alle waren auch damals wie zu den Apostelzeiten „wie Ein Herz und Eine Seele“.

Sie beeilte sich, diesen ihren ersten Bekannten mitzuteilen, wie ihr vor mehreren Jahren zu Smyrna

---

[1]) Cf. Proprium Sanctorum in dedicat. basil. ss. Salvatoris.

[2]) Auch der heilige Justinus wohnte auf dem Viminal. Aus den Märtyrerakten heben wir folgende Stelle hervor:

Richter: „Ich will wissen, wo du deine Schüler versammelst?“

Justinus: „Ich habe bisher bei den Bädern des Timotheus gewohnt, neben dem Hause des Martinus.“

Diese Bäder waren auf dem Viminal.

ihre Mutter entrissen worden sei, daß diese Charitana hieße, eine Christin sei und sich wahrscheinlich in Rom als Sklavin befinden werde. Die Zahl der Christen war damals bereits so groß, daß es schwer war, eine Sklavin, die noch dazu aller Wahrscheinlichkeit nach ihren früheren Namen verloren hatte, in der großen Stadt aufzufinden. Zudem waren die reicheren Familien während der Sommermonate meistens auf dem Lande, erquickten sich dort an den Wäldern und an der kühlen Seeluft, und nahmen den größten Teil ihrer Dienerschaft mit sich auf ihre Landgüter.

Lydia entschloß sich, so lange in Rom zu bleiben und rastlos zu suchen, bis sie ihre Mutter entweder gefunden, oder doch sichere Nachrichten über ihren Aufenthalt erhalten hätte. Man machte sie aufmerksam, daß in wenigen Tagen das Gedächtnis der heiligen Magdalena begangen werde, und daß sich zu diesem Ende viele Christen in den Katakomben neben der appischen Straße zum Gottesdienste versammeln würden. Dort hoffte man über Charitana nähere Mitteilungen erhalten zu können.

Bei diesen Worten verklärte sich Lydias Angesicht und es war ihr, als wäre sie das glücklichste aller Geschöpfe und hänge bereits an den teuren Lippen ihrer so lange entbehrten Mutter. Trotzdem, daß die gute Tochter ihr Leben lang gelernt hatte, ihre Gefühle zu beherrschen, so ergriff sie jetzt ein unbesiegbarer Drang, sich noch heute daran zu machen, bei verschiedenen Christen ihrer Mutter nach-

zufragen. Deshalb begab sie sich vor allem zu einer frommen und begüterten Matrone, an welche sie durch den Bischof Dionysius von Korinth empfohlen war, namens Felicitas, und wurde dort aufgenommen, wie wenn sie zur berühmt gewordenen Familie dieser vielgeprüften Frau selber gehörte. Der Umstand, daß sie die Tochter einer um ihres Glaubens willen verkauften Frau sei, war hinreichend, um ihr jeden Dienst christlicher Liebe zu erweisen. Felicitas versprach ihr, sie bei der nächsten Versammlung der Gläubigen dem römischen Bischofe Soter selbst vorzustellen, welcher ihr vielleicht einige Ratschläge erteilen könnte.

Wir führen den freundlichen Leser sogleich hinaus zu der nächtlichen Versammlung, welche am erwähnten Tage in den Katakomben an der appischen Straße stattfand. Es ist zwei Uhr in der Nacht. Tiefe Stille herrscht in allen Straßen Roms; denn gegen Mitternacht pflegte man sich von den öffentlichen Plätzen zu entfernen und die nächtliche Ruhe zu suchen. Nur hie und da zeigt sich noch ein Nachzügler, der sich bei der leichtsinnigen Gesellschaft an der Bildsäule des Marsyas auf dem Forum verspätet hat, und sich beeilt, in seine Wohnung zu kommen. Unterdessen gehen einige Frauen aus dem Hause eines wohlhabenden römischen Anwaltes — Minutius Felix — dem Hügel Esquilinus entlang gegen das Kolosseum hin, aus dessen Räumen man zuweilen ein dumpfes Gebrüll afrikanischer Bestien vernimmt. Der Weg der Frauen führt zu

den ungeheuren Neubauten der antoninischen Bäder und dann hinüber auf die via Appia gegen das Almoflüßchen zu. Den Frauen zur Linken ziehen sich im Tale der Egeria einige große Villen hin, und neben der Straße erheben sich einzelne Denkmäler verstorbener Römer und drüben der Tempel des Deus ridiculus.

Noch war die fromme Gesellschaft nicht am Eingange der Katakomben, als Lydia das lange Stillschweigen ihrer Begleiterin mit folgenden Worten unterbrach:

„Ob ich sie je auf Erden wieder sehen werde, die ich suche? In diesem Augenblicke, wo ich daran bin, vielleicht von ihr zu hören, fühle ich mich von einer ungewöhnlichen Wehmut und Beklommenheit erfüllt. Unser Dahinwandern und jenes erste Grauen des Tages, sowie die Grabdenkmäler hier auf der appischen Straße, ja, das Gedächtnis jener Heiligen selbst, die wir feiern wollen — alles erinnert mich an den Gang jener Frauen im Evangelium, welche aus Jerusalem vor Sonnenaufgang hinausgingen, um das Grab ihres Heilandes zu besuchen. Vielleicht wird es auch ein Gang zu einem Grabe, den wir gehen."

„Woher solch düstere Gedanken," unterbrach sie Felicitas, „erinnere dich, daß Magdalena denjenigen lebendig gefunden hat, den sie im Grabe gesucht! Auch wir gehen zu den Gräbern der Heiligen, die in den Katakomben liegen, und vielleicht wirst du

diejenige, die du suchst, als Lebende unter den Toten finden.“ —

Je näher sie zu dem Eingange der Katakomben (welche später von den heiligen Kalixtus und Sebastianus genannt wurden) kamen, desto mehr belebte sich die Straße, die zu den unterirdischen Kirchen führte. Es waren Christen, die sich hier in so ungewöhnlicher Stunde einfanden.

Die Frauen traten durch eine Tür zu den unterirdischen Gassen und zu den Wohnstätten so vieler tausend Toten ein.[1]) Sie sahen einen Jüngling, welcher die Tür sorgfältig bewachte, und ihnen eine Fackel anbot. In einiger Entfernung vor ihnen zog eben eine Gruppe von Andächtigen und der Glanz ihrer Fackeln leuchtete zurück durch den dunklen Gang. Die Luft war dicht und drückend, um so mehr, als eben Hochsommer war und der Geruch modernder Leichen kaum zu ertragen. Die grauen Wände der verschiedenen größeren und kleineren Gänge, die sich hundertfach durchkreuzten, waren reich an Vertiefungen in der Form von geöffneten Särgen. Einige dieser Öffnungen, welche in mehreren Reihen übereinander an den Seiten sich hinaufzogen, deckten längliche Steinplatten zu, auf welchen lateinische oder griechische Inschriften standen. Hie und da sah man ein kleines tönernes Gefäß vor der Platte, zum Zeichen, daß hier ein Blut-

---

[1]) Die Länge aller Katakomben beträgt an 1000 Meilen, die Zahl der Gräber in den verschiedenen Katakomben an 6 Millionen. Vergl. Wisemans „Fabiola“, II. T. 2. K.

zeuge liege. Auch verschiedene Bildnisse gewahrte man unter den Inschriften: hier einen nach Wasser lechzenden Hirsch (ein Symbol unserer Sehnsucht nach ewigen Gütern), dort ein paar Palmenzweige, das Sinnbild des Sieges, oder ein dahinsegelndes Schiff, welches die Kirche bedeutet. Auf sehr vielen Platten war der geheime Namenszug des Heilandes zu sehen.

Als die Eingetretenen bereits durch mehrere dieser unterirdischen Gänge vorgeschritten waren, hörten sie von ferne her einen sanften Gesang. Es war ein Psalmengesang, der abwechselnd von hellen Frauenstimmen und von ernsten Männerstimmen abgesungen wurde.

Später erweiterte sich der Raum und eine unterirdische Kirche von Lampen und Wachslichtern hell beleuchtet, tat sich auf.[1]) Die Kirche war von ziemlicher Länge und in zwei Hälften geteilt; in der oberen sah man Klerus und Männer, in der unteren nur Frauen. Kaum war der Gesang beendigt, so trat ein greiser Priester zum Altar und begann, gegen das Volk hingewendet, die Erneuerung des Erlösungsopfers. Schon damals waren die Teile, und auch größtenteils die Gebete der heiligen Messe die nämlichen wie jetzt. Nach der Messe begab sich ein großer Teil der Anwesenden in einen benach-

---

[1]) Weil in solchen dunklen Versammlungsorten, deren sich die Christen bis zum Jahre 312 bedienten, Wachskerzen gebrannt wurden, hat sich dieser Gebrauch auch später und bis auf den heutigen Tag erhalten.

barten unterirdischen Saal, um dort milde Gaben dem Vorstande zu überreichen, oder allgemeine Angelegenheiten der Gläubigen zu besprechen.

Noch hatte Lydia umsonst herumgeforscht — ihre Mutter war nicht unter der Zahl der Anwesenden. Da wandte sich Felicitas an einen der Diakonen und bat ihn, zu dem Greise vortreten zu dürfen, welcher das Opfer dargebracht hatte. Sie teilte demselben mit, daß eine Christin aus Smyrna hier sei, um ihre Mutter, namens Charitana, welche Christin sei, in Rom aufzusuchen, und schon seit mehreren Tagen umsonst nach ihrer Mutter frage.

Als der Priester diese Worte vernommen, malte sich Freude und Schmerz zugleich in seinen Zügen, denn er zweifelte nicht, daß er der Fragenden Aufschluß erteilen könne. Die jugendliche Fremde stand unbeweglich vor ihm. Das Auge ängstlich geheftet auf seine Lippen, ahnte sie, daß tausend Vermutungen, denen sie oft in der Ferne Raum gegeben, in diesem Augenblicke ihre Lösung finden sollten.

Der Greis sprach:

„O du glückliches Kind — glücklich, weil du aus der Schule eines heiligen Polykarpus hervorgegangen, und dreimal glücklich, weil du die Tochter einer Heiligen bist!“

Seine Stimme begann bewegt zu werden und zu brechen. Die Begleiterinnen aber, welche ihn sogleich verstanden hatten, senkten ihr Haupt und verbargen ihre Mienen. Lydia wußte nicht, was mit ihrer Mutter geschehen sei und was es heiße, daß

sie als die Tochter einer Heiligen gepriesen werde. Laut pochte ihr das Herz, als der Greis sich erhob, und den Frauen ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Sie gingen durch lange Quergänge und kamen in einen etwas weiteren Gang, wo der Priester stehen blieb. Er wischte sich eine Zähre aus dem Auge und winkte der Tochter, näher zu treten. Zitternd wies sein greiser Arm nach einer weißen Quaderplatte, auf welche die Fackeln ihren roten Lichtglanz fallen ließen, und worauf man einige noch wohlerhaltene Züge erkennen konnte.

Mit Bangen näherte sich die Fremde dem Grabstein, auf welchem folgende Worte standen:

„Charitana, die Märtyrin,

liegt hier als Heilige unter den Heiligen. Sie starb an den Idus des April. Freue dich im Herrn und bitte für uns."

Lydia las die Inschrift, welche durch die schwarzen Wolken der Pechfackeln zum Teil verhüllt wurde, und wandte sich mit einem Blick voll unbestimmter Wehmut an ihre Begleiterinnen. Ihr Auge bekundete ihre Zweifel, ob sie an der rechten Stätte sei. Schmerz und Freundlichkeit wechselten auf ihren Lippen. Plötzlich stieß sie einen Ruf aus, der schnell verhallte, und krampfhaft umschlang sie den Hals Felicitas' und drückte an deren Herz ihr totenblasses Angesicht. Endlich wurde ihr klar, wo sie weile — — sie stand am Grabe ihrer Mutter Charitana.

In derjenigen Stunde, in welcher sie die Heißgeliebte wieder zu finden gehofft, fand sie ein Grab. Ein rotes Fläschchen stand daneben als Zeichen des Martyrtums.

* * *

Was hast du, vielgeprüfte Tochter, zu tragen und zu dulden, bis dein Leib unter der Wucht solcher Last endlich brechen wird! Von Athen bis du hierher gekommen, um dieses Denkmal zu schmükken mit den Blüten deiner Unschuld und es zu netzen mit deinen bittersten Tränen. O, daß du Ruhe fändest in diesen stillen Räumen!

Herz und Glaube stritten in ihrem Innern — das Herz wünschte die Mutter auf Erden, der Glaube freute sich ihres Triumphes. Der letztere siegte, und die Tochter sank auf ihre Knie und drückte ihre Hände an den Stein, der die Überreste umschloß. Wohl drängten sich in raschem Wellenschlag mannigfache Gefühle in ihrer Brust: Schmerz und Mitleid, Besorgnis und Freude, aber den Sieg über jede Empfindung errang der innere Herzensjubel, weil die Hingegangene die Palme des Sieges errungen hatte.

In jener Zeit, da ein lebendiger Glaube die Gemüter durchdrang, schien die Scheidewand zwischen den Lebenden und den Toten nicht so schrecklich, wie sie später geworden. Die ersten Christen sahen einen schönen Tod für das größte Geschenk der Gottheit an — und was könnte man einem Ge-

liebten sehnlicher wünschen, als das höchste aller Güter? So groß daher Lydias Freude gewesen wäre, wenn sie ihre Mutter unter den Lebenden gefunden hätte, so war ihre Wonne doch nicht minder groß, als sie ihre Mutter unter der Zahl der Heiligen wußte.

Während sie hier verweilt und immer klarer der Gedanke in ihr emporddämmert, daß sie den Vorzug genieße, die Tochter einer Heiligen zu sein, wollen wir den Leser mit Charitanas Los bekannt machen.

Diese war nach dem Martyrtod des heiligen Polykarpus nach Rom gebracht und dort von einem ehemaligen Präfekten, Creszentius, als Sklavin angekauft worden. Solange die Verfolgungen schwiegen, wollte Crescentius nicht verraten, daß sie Christin war. Da gab der Philosoph Justinus, um die entsetzlichen Gerüchte, die über die christliche Religion in Umlauf waren, zu widerlegen, seine zweite Verteidigungsschrift heraus, die er an den Kaiser Mark Aurel und seinen Senat richtete. Bald nachdem er die erwähnte Schrift eingereicht hatte, wurde er gefänglich eingezogen, und mit ihm kamen mehrere andere Christen in die unterirdischen Kerker. Um nun dem damaligen Statthalter von Rom, namens Rusticus, sich gefällig zu zeigen, schickte ihm Crescentius eines Tages seine christliche Sklavin zu und ließ ihm sagen, er möge mit ihr verfahren, wie es ihm gut scheine. Der Statthalter ließ Charitana, deren Kräfte vor Kummer schon sehr geschwunden

waren, zu den andern Christen in die unterirdischen Kerker bringen.

Als Justinus mit sechs Glaubensgenossen vor den Richter geführt wurde, nahm er das Wort und erklärte offen und unumwunden, daß sie ihren Glauben bis zum letzten Atemzuge bewahren wollten. Der Aufforderung, den Göttern zu opfern, wie es die Kaiser befehlen würden, hielt Justinus deshalb seinen Gehorsam gegen die Gebote des Erlösers entgegen. Auf die Frage des Rusticus, welche Arten von Wissenschaften ihn beschäftigen, gab er die in seinen Martyrakten niedergelegte Antwort: „Ich habe mich bemüht, alle Arten von Wissenschaften zu erlernen. Weil ich aber darin die Wahrheit nicht fand, habe ich mich endlich der Philosophie der Christen ergeben, obgleich sie jenen mißfällt, welche sich durch Irrtum und Vorurteil blenden lassen. Ich setze auf sie meinen Ruhm, weil sie mir den Vorteil gewährt, auf dem Wege der Wahrheit zu wandeln." Vom Präfekten befragt um den Ort, an welchem sich die Christen gewöhnlich versammeln würden, entgegnete er: „Sie versammeln sich, wo sie wollen und können. Unser Gott ist an keinen bestimmten Raum gebunden. Da er unsichtbar ist und Himmel und Erde erfüllt, betet man ihn allenthalben an und lobpreist ihn."

Der Richter stellte ähnliche Fragen an die andern, welche mit Justin verhaftet worden, und alle antworteten, sie seien Christen durch die Barmherzigkeit Gottes. „Bist du überzeugt," fragte der Prä-

fekt, sich gegen Justinus wendend, „daß du gen Himmel steigen wirst, wenn man dich vom Kopf bis zu den Füßen geißelte?“ Der Gefragte erwiderte bejahend: „Die Peinen werden unsere Seligkeit beschleunigen und uns vor jenen Richterstuhl hinführen, vor dem alle Menschen erscheinen müssen.“ Die andern fügten noch hinzu: „Es ist unnütz, uns länger warten zu lassen. Wir sind Christen und werden den Götzen niemals Opfer bringen.“ — Als der Präfekt sah, daß sie unerschütterlich auf ihrer Weigerung bestanden, verurteilte er sie zuvor zur Geißlung, und als diese nach römischer Weise an ihnen geschehen war, forderte er sie abermals auf, den Göttern zu opfern. Schon war der Kopf des Justinus gefallen, und die Todesstrafe an fünf seiner Genossen vollzogen worden, als Charitana noch allein auf dem blutgetränkten Boden vor ihrem Richter stand. Sie neigte ihr Haupt in Demut zur Erde, schlug die Arme über die Brust und stammelte einige Gebete. Als sie auf mehrere Fragen des Richters keine Antwort gab, winkte Rusticus einem Henker, und sogleich faßte eine rohe Faust die Schwächliche an der Schulter, beugte sie zu Boden und in einem Augenblicke lagen Kopf und Rumpf voneinander getrennt auf der Erde.

Die Legende hat uns die Namen der sechs Blutzeugen bewahrt, welche mit Justinus das Martyrtum erlitten und nennt dieselben: Chariton, Euelpistos, Hierax, Päon, Liberian und Charitana. Als Jahr dieses Ereignisses wird 167 angegeben, als

Tag der 13. April. Von den Griechen wird Justinus am 1. Juni verehrt. —

Nach dieser kurzen Erzählung begeben wir uns wiederum ans Grab der Märtyrin Charitana. Derjenige, welcher ihre Tochter hierher geführt, ist bereits hinweggegangen, um an der Versammlung teilzunehmen, welche nach dem heiligen Opfer üblich war. Es ist kein geringerer, als der menschenfreundliche und fromme Papst Soter, der als guter Hirt mitten unter seinen bedrohten Schäflein war, dessen bloße Erscheinung für alle wie laute Mahnung zur Standhaftigkeit war. Die Kirchengeschichte preist diesen heiligen Papst besonders wegen seiner Mildtätigkeit und väterlichen Zärtlichkeit. Ja, nicht allein auf die Kirche von Rom beschränkte sich die Fürsorge dieses Oberhauptes, sondern auf jedes Glied der Kirche, es mochte herkommen, von wo immer es wollte. Derselbe Dionysius, den wir früher erwähnten, stattet den Gläubigen zu Rom seinen Dank ab für die milden Gaben, die sie ihm nach Korinth geschickt. „Vom Anbeginn des Christentums," schreibt er, „waret ihr gewohnt, den Gläubigen auf alle mögliche Art beizustehen, und den Bedürfnissen mehrerer Kirchen abzuhelfen. Auch für den Unterhalt der armen Brüder in den Bergwerken hat eure Freimütigkeit gesorgt, und hierin habt ihr euch als Nachahmer eurer Vorfahren bewährt. Euer Bischof, der hochgepriesene Soter, weit entfernt, diesen löblichen Brauch anzutasten, hat demselben vielmehr einen neuen Schwung gegeben.

Er ist nicht nur besorgt, die zur Unterstützung der Gläubigen bestimmten Almosen zu verteilen, sondern er tröstet auch mit der Zärtlichkeit eines Vaters diejenigen Gläubigen, welche nach Rom kommen."

Wie wohltuend war es für Lydia, die Wahrheit dessen, wie sie in Griechenland bereits über Soters Güte vernommen, bestätigt zu sehen! Da ist keiner in der ganzen Versammlung, für welchen der heilige Mann nicht ein Wort der Ermutigung und der Erbauung hätte, keiner von ihnen ist wahrhaft notleidend, weil alle reich an Liebe sind. Es war ein und derselbe Glaube, der die Christen der ersten Jahrhunderte zu solchen Zusammenkünften rief, und wenn sie dort auch bedroht waren von der weltlichen Gewalt, so machte ihnen eine und dieselbe Hoffnung jede Gefahr gering und unbedeutend. Daß aber jene verleumderischen Beschuldigungen, deren man sie in heidnischen Schriften so vielfach zieh, unbegründet waren, ersehen wir deutlich aus einem Briefe, welchen der jüngere Plinius an den Kaiser Trajan richtete. Dort heißt es unter anderm: „Die Christen versichern, ihre ganze Schuld oder ihr Irrtum habe darin bestanden, an gewissen Tagen noch vor Sonnenaufgang sich zu versammeln und einen Wechselgesang anzustimmen zu Ehren Christi als eines Gottes. Darauf hätten sie sich feierlich, nicht etwa zu einer Freveltat verpflichtet, sondern vielmehr zur Enthaltung von Diebstahl, Raub und Ehebruch, ebenso zur Enthaltung von Wortbrüchigkeit und der Verleugnung dessen, was ihnen anvertraut worden."

Die Gläubigen entfernten sich, um in die Stadt zurückzukehren. Noch war der Papst in dem Versammlungsorte zurückgeblieben und ließ die gereichten Gaben ordnen. Da trat Lydia vor den heiligen Vater, warf sich vor ihm auf ihre Knie und dankte ihm für dasjenige, was er ihrer Mutter getan habe. Sie hatte unterdessen erfahren, daß Soter ein Freund des heiligen Polykarpus gewesen,[1]) und daß er aus Rücksicht für diesen das Grab Charitanas — dieser geistlichen Tochter Polykarpus', habe herrichten lassen. Der liebevolle Papst ermahnte sie, die Tugend ihrer Mutter nachzuahmen und im Bekenntnisse des Gottessohnes standhaft auszuharren bis an ihr Ende.

Später besuchte Lydia noch das Grab des heiligen Anicetus, das sich in denselben Räumen befand, und mehrerer anderer Päpste, und kehrte alsdann mit ihren Begleiterinnen zum Eingange der Katakomben und auf die via Appia zurück.

---

[1]) Noch in hohem Alter war Polykarpus nach Rom gereist, um sich mit Papst Anicetus wegen der Feier des Osterfestes zu beraten. Polykarpus wurde sowohl von Anicetus als seinem damaligen Diakon Soter auf das freundschaftlichste aufgenommen.

Einsamkeit und heilige Stätten.

Ein stilles Kämmerlein im Hause der frommen Felicitas verbirgt Lydia, welche nach den Erfahrungen der letzten Tage wieder sich selber zu leben sucht. Die Liebe zur Einsamkeit gilt ja immer als ein Kennzeichen besonnener selbständiger Naturen. So groß auch Rom war, welches damals von nahezu einer Million Menschen bewohnt wurde, und so herrlich seine Paläste und Tempel, seine öffentlichen Bäder und seine Lustgärten waren, so wollte sie vorerst auf den Anblick all dessen verzichten,[1]) um nachzudenken über die wunderbaren Führungen Gottes, besonders wie sich dieselben in jüngster Zeit an ihr geoffenbart hatten. Von jeher war sie daran gewöhnt, so oft immer ein größeres Ereignis in die Eintönigkeit ihres verborgenen Lebens getreten war, den Grund solcher Ereignisse in Gott zu suchen. Wieder tauchten in ihr die süßen Erinnerungen einer glücklich verlebten Kindheit auf und zogen wie Schattenbilder vorüber. Sie gedachte

---

[1]) Unter Aurelian hatte Rom seinen größten Umfang und war bevölkert von nahezu einer Million Menschen. Der Umfang der Stadt betrug damals 4 deutsche Meilen. Rom hatte 400 Tempel, 37 Tore, 215 größere Straßen, 36 Triumphbögen, 12—18 öffentliche Badeanstalten, 20 Wasserleitungen, 50 Kolosse, 11 Basiliken und 14 Springbrunnen.

der Zeit, da sie noch als ein munteres Kind auf dem Schoße ihrer Mutter gesessen und von der Schönheit des Himmels hatte erzählen hören; sie erinnerte sich jener traurigen Stunden, die sie am Sterbelager eines frommen Vaters zugebracht, und wie die Ermahnungen desselben ihre kindliche Seele ergriffen; dann saß sie wiederum zu den Füßen jener heiligen und gottbegeisterten Männer, die sie im Christentume unterrichteten und später ihr Blut vergossen — denn Polykarpus war ja nicht der einzige, der damals zu Smyrna gemartert wurde; am trübsten aber war ihr ums Herz, wenn ihr Gedächtnis auf die Abschiedsszene von ihrer Mutter fiel. Nun aber war all dies vorüber, und schneller schlugen ihre Pulse, wenn sie hinaufblickte nach dem blauen Äther, und sich den herrlichen Triumph vorstellte, welchen die Seligen feiern. Denn dort, unter der Zahl der Gekrönten, hatte sie jetzt eine Fürbitterin, die ihrer niemals vergessen konnte. Kam daher irgendein Hauch von Versuchung auf ihr spiegelreines Gemüt, so gedachte sie nur dieser Fürbitterin, und der bloße Gedanke an dieselbe war ihr ein sicherer Schild gegen alle Lust des Bösen. So sind die christlichen Mütter auch im Tode noch die bekümmerten Schutzgeister ihrer Hinterbliebenen, und wenn das Herz eines Kindes zum Bösen sich neigt, ist's oft der Gedanke an eine tote Mutter, der vor Verirrung bewahrt.

Die Geliebte war ihr eine Erzieherin gewesen, solange sie derselben bedurfte, und setzte jetzt noch

diese Erziehung bei ihr fort durch das vollendete Vorbild, das sie ihr im Leben, und durch das erhabene Muster, das sie ihr im Tode gegeben. Die Tugend ihrer Mutter war ihr sohin das reiche Testament, von welchem ihre Seele zehrte, solange sie auf Erden weilte.

Gott hatte das Opfer der Freiheit, welches die Tochter bringen wollte, nicht angenommen; denn Charitana war längst in Freiheit, als Lydia nach Rom kam, um sie aufzusuchen. Aber das Verdienst ihres Opfers war deshalb kein geringeres, denn Gott sieht auf den Willen, und in diesem war das Opfer beschlossen. Darum konnte sie von jetzt an ihre Freiheit — das höchste unter den zeitlichen Gütern, dessen Verlust jeder am härtesten empfindet — vollständig genießen. —

Kein Christ wird nach Rom gehen, ohne die Gräber der großen Heiligen zu verehren, die in den Mauern dieser Stadt sich finden. „In meiner Jugend," sagt Hieronymus, „als ich zu Rom studierte, pflegte ich an Sonntagen zu den Gräbern der Apostel und Märtyrer zu gehen. Ich begab mich öfters in die Krypten, die sehr tief unter der Erde ausgehöhlt sind, wo man auf jeder Seite die Leiber geordnet fand, und das tiefste Dunkel einen heiligen Schauer einflößte."[1])

Die erste Stelle unter den heiligen Stätten Roms nahm der Ort ein, wo die Gebeine der Apostelfürsten Petrus und Paulus lagen. Die zwei Apostel

[1]) Hieron. in cap. 40 Ezech.

wurden, wie der Papst Gregor erzählt, in den Katakomben, zwei Meilensteine außerhalb der Stadt begraben. Bald darauf wurde der Leib des heiligen Petrus auf den vatikanischen Hügel gebracht, jener des Apostels Paulus auf die Straße nach Ostia.

Nachdem Lydia der süßen Pflicht nachgekommen war, die Apostelfürsten zu verehren, vor deren Gebeinen schon so viele Tausende von nah und fern ihren Glauben gestärkt, verlangte sie jene Stätte zu sehen, welche das Blut ihrer geliebten Mutter getrunken hatte. Auf dem Wege dahin zeigte ihr Felicitas den Tempel des Jupiter Capitolinus, unter welchem die dunklen Kerker sich befanden, wo so viele Christen und auch Lydias Mutter als Gefangene geduldet hatten. Es waren diese Grüfte aus dem Felsen des kapitolinischen Hügels ausgehauen, und zu den tieferen gab es, wie man noch heute hiervon sich überzeugen kann, nicht einmal eigene Zugänge, sondern die Verurteilten wurden auf Brettern hinabgelassen. In einem dieser unterirdischen Kerker war auch der heilige Petrus. Er taufte in demselben den Kerkermeister durch das Wasser einer Quelle, die er auf wunderbare Weise — ein zweiter Moses — aus dem Felsen des Kerkers hervorsprudeln ließ.

Welche Gegensätze drängen sich zusammen beim Anblick des römischen Kapitols: oben der Tempel des Jupiter, und eine Unzahl kleiner Heiligtümer für die zahlreichen Idole Roms — unten, wie man damals meinte, die Gräber für das junge Christen-

tum; oben die Zeugen jener unbegrenzten Eigenliebe, die, wie Auguſtinus ſagt, bis zur Selbſtvergötterung ſich ſteigert, unten die Zeugen der Gottesliebe, die bis zur Selbſtvernichtung ſich demütigt!

Unfern vom Kapitol iſt das römiſche Forum. Wer kann den glorreichen Kampf ſchildern, der hier gekämpft wurde, und wer die Tauſende bei Namen nennen, die hier ihr Todesurteil vernommen haben! Hier angekommen, neigte ſich Lydia zur Erde und küßte die Marmorplatten, womit dieſer denkwürdige Platz gedeckt war, denn von hier aus war die Seele ihrer Mutter zum Himmel geſtiegen. Felicitas trat weiter vor und zeigte ihr die Stelle, wo der Präfekt damals ſeinen Platz einnahm, wo Juſtinus geſtanden und wo Charitana ihr Blut vergoſſen hatte. „Als Ruſticus ſah," fuhr Felicitas fort, „daß ſie nicht opfern wollte, verurteilte er ſie zur Geißlung — eine Strafe, mein Kind, die ein Größerer als wir vor uns zu ertragen hatte. Dann ſtellte ſie ſich neben ihre Leidensgenoſſen und betete fortwährend mit geſenktem Haupte. Sie war ſo vertieft, daß ſie ihre Stellung nicht veränderte, als der Kopf des heiligen Juſtinus der beifallklatſchenden Menge hingehalten wurde. Endlich, als die Reihe an ſie kam, trat ſie vor, und beantwortete nur die Eine Frage: für wen ſie ſterbe und ob ihr der Tod ſo angenehm erſcheine? Ihre Antwort war: Für meinen Glauben an Chriſtum, der mein Erlöſer und mein Alles iſt. Für einen

Freund zu leiden, ist süß — aber für einen Gott zu sterben, ist himmlische Wonne."

Mit Tränen in den Augen blickte Lydia bald zur Erde, bald zum Himmel. Wie gern hätte auch sie ihr Haupt damals hingehalten, um mit ihrer Mutter in die ewige Heimat zu kehren! Mit diesem Gedanken verließ sie das Forum und Felicitas führte sie in das große Amphitheater des Nero, welches von dem benachbarten hohen Koloß das Kolosseum genannt wird. Wie viele Hunderte glaubenstreuer Christen sind auch auf dieser Arena gestanden: wie viele Löwen und Leoparden haben hier das Blut der Märtyrer geleckt, und wie rauschte der Beifall von vielleicht 90 000 Zuschauern, wenn dem heidnischen Volke solch ein Spiel gegeben wurde!

Noch eines Grabes haben wir zu erwähnen, das für Lydia so viel Tröstendes hatte, ob auch spätere Jahrhunderte dasselbe zum Teil mit dem Schleier der Vergessenheit zugedeckt haben. Ungefähr 20 Jahre nämlich, ehevor Lydia geboren wurde, lebte in der Provinz Umbrien eine angesehene, reich begüterte Witwe, namens Sabina. Die heidnische Matrone hatte eine syrische Sklavin, welche mit einer seltenen Begeisterung an der Lehre des Evangeliums hing. Das Mädchen ließ, wie die Legende berichtet, nicht nach, ihrer Gebieterin die Schönheit des Christentums anzupreisen, und da sie in ihrem eigenen jungfräulichen Wandel diese Schönheit abspiegelte, so besiegte jene die Vorurteile,

welche sie seit Jahren gegen das Christentum genährt hatte. Sabina nahm den Glauben an, und wurde durch den Glanz ihrer Tugend einer der hervorragendsten Lichtpunkte in der Kirche des zweiten Jahrhunderts. Als damals Kaiser Hadrian das Feuer der Christenverfolgung anfachte, ließ der Statthalter der Provinz Umbrien sowohl die Bekehrte als ihre Sklavin Seraphika verhaften. Die letztere, welche Ursache der Bekehrung gewesen, ließ er so lange mit Ruten peitschen, bis ihr zarter Leib dieser Grausamkeit unterlag. Sabina selbst wurde ein Jahr später gemartert.[1]) Auf dem aventinischen Hügel, unweit der sulpicischen Brücke, wurde beiden einige Jahrhunderte später die schöne Kirche St. Sabina erbaut, neben welcher jetzt das Dominikanerkloster steht mit seiner schönen Aussicht auf die herrliche Stadt. Die Erbauung der Kirche fällt bis in das Jahr 430 n. Chr. zurück.

Hatte die erwähnte morgenländische Sklavin schon wegen ihrer glühenden Liebe zu Christo und wegen der Bekehrung ihrer eigenen Herrin große Ähnlichkeit mit Lydia, so mußte ihre Verehrung für dieselbe noch aus einem andern Grunde gesteigert werden. Der Name der erwähnten syrischen Märtyrin hieß nämlich Seraphika, und Lydia war gerade auf den Namen dieser Heiligen getauft worden. Kaum war sie je von solcher Wehmut erfüllt worden, als jetzt, da sie vor den Gebeinen einer

---

[1]) Vergl. hierüber Butlers „Leben der Väter" unterm 29. August.

vielgeprüften Jungfrau stand, welche das Unglück der Sklaverei bis zu ihrem letzten Atemzuge getragen hatte. Sie blickte in ihr eigenes Innere und las darin, was ihre Patronin wohl alles müsse erduldet, und welche Freude sie mochte gehabt haben, als sie ihre Herrin unter der Zahl der Jüngerinnen des Heilandes sah. Mit Inbrunst dankte sie der heiligen Seraphika für jeden Schutz, den sie ihr im vergangenen Leben hatte zuteil werden lassen, und empfahl nicht nur sich selbst, sondern auch ihre zum Christentum bekehrte ehemalige Herrin der Fürbitte der beiden Märtyrerinnen. Mit dem Vorsatze, standhaft auszuharren als eine Magd des Herrn bis zum letzten Atemzuge, verließ sie diese heiligen Stätten. In ähnlicher Weise haben zu allen Zeiten gute Menschen sich neues Leben von den Gräbern großer Toten geholt.

Irenäus.

(177 n. Chr.)

Bereits hatte Lydia Vorkehrungn zu ihrer Heimkehr getroffen, so fügte es sich, daß sie einen Mann treffen sollte, dessen Züge sie zum letztenmal auf den Ruinen von Smyrna gesehen — den Priester Irenäus.

Seit einer Reihe von Jahren hatte dieser an der Seite des greisen Bischofs Pothinus von Lyon, der gleich ihm ein Schüler Polykarps war, im südlichen Frankreich den Glauben gepredigt. Eine Anzahl kleinasiatischer Christen war nämlich bald nach den Verfolgungen, die zu Smyrna und an andern Orten Kleinasiens stattgefunden hatten, nach Südgallien ausgewandert, unter ihnen auch Irenäus. Der Handel hatte den Verkehr zwischen diesen so entlegenen Ländern angebahnt. So schön die junge Saat in dieser neuen Pflanzschule des Christentums aufzusprossen begann, so gewann es gerade in der jüngsten Zeit den Anschein, als ob ein fürchterliches Gewitter dieselbe für immer zerstören wollte. Trotz des kaiserlichen Dekretes vom Jahre 177 wüteten die römischen Obrigkeiten und das Volk zu Lyon und Vienne gegen die dortigen Christengemeinden mit entsetzlicher Grausamkeit. Die Justiz der Rö-

mer (das beweist die Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte) war eine sehr schwankende, und bei der Unermeßlichkeit des Reiches war es leicht zu erklären, wie kaiserliche Dekrete in den Provinzen je nach der Persönlichkeit eines Statthalters mit größerer oder geringerer Genauigkeit ausgeübt wurden. Die Stellung eines Legaten hing mehr oder minder von der Gunst des Volkes ab, und es ist bekannt, daß letzteres mit wahrer Leidenschaft nach blutigen Kampfspielen verlangte und sprichwörtlich ist der Ruf der Römer geworden: „Panem et Circenses“, „Brot und Zirkusspiele“. Während des Krieges tauchte Rom, wie ein neuerer Schriftsteller bemerkt, sein Schwert in das Blut seiner Feinde, während des Friedens in das seiner eigenen Bürger — dies waren die Gladiatorenspiele und Christenverfolgungen.

Dürfen wir auch nicht daran zweifeln, daß einzelne Christengemeinden sich schon früher in Gallien befanden, so ist es doch als gewiß anzunehmen, daß vor der Regierung Mark Aurels noch kein Märtyrerblut auf Frankreichs Boden geflossen ist. Die Lichtträger des neuen Glaubens waren Pothinus und Irenäus. Diese zwei großen Missionäre Galliens trugen den Glauben von Asien herüber, wo sie ihn durch Polykarp, und weil dieser ein Jünger des Johannes war, sozusagen von den Aposteln selbst erhalten hatten. Das Wirken des heiligen Pothinus ging fast ganz in der Stille vor sich, und

er war bereits ein Greis von 90 Jahren, als die Verfolgung ihren Anfang nahm.

Außer den Akten der Kirche von Smyrna, worin über den Tod des heiligen Polykarp und seiner Gefährten Bericht erstattet wird, haben wir kein merkwürdigeres Denkmal des christlichen Altertums, als den berühmten Bericht, welchen die Kirche von Lyon und Vienne über diese Verfolgung an die Kirchen von Kleinasien erstattete. Man glaubt, daß Irenäus der Verfasser dieses Sendschreibens sei, und daß er noch in demselben Jahre, in welchem die Verfolgung stattfand (177 n. Chr.), nach Rom geschickt worden sei, um dem Papste das Nähere über den blutigen Hergang mitzuteilen. Soter war bereits mit Tod abgegangen, und an seiner Stelle übernahm Eleutherus die Leitung der Kirche.

In den ersten Jahrhunderten pflegte man bei allen christlichen Versammlungen die Akten der Märtyrer zur Erbauung der Gläubigen vorzulesen. Was Irenäus mit eigenen Augen angesehen hatte, das wollte er, angekommen in Rom, den dortigen Glaubensgenossen berichten. Der Tag war allen bekannt, an welchem er dieses traurige Amt eines Leichenredners auf 48 heilige Märtyrer erfüllen würde, und die Kirche der heiligen Praxedis, „jenes Asyl und Oratorium der ersten Christen“, unter dessen Boden die Leiber von 3300 Märtyrern begraben liegen,[1]) war ausersehen zu diesem Zwecke.

---

[1]) Cf. Les trois Rome p. l'abbé Gaume, tom. I. 333.

Auch Lydia begibt sich dorthin. Sie vergißt nicht, jenes kostbare Andenken an Polykarp — seinen Gürtel — mitzunehmen, dessen Erwerb ihr vor elf Jahren die Freiheit gekostet hatte. Bangen Herzens geht sie vorbei am Theater der Flora, unbewußt der Greuelszenen, die in diesen Räumen oft die schamloseste Stirn erröten machte, und schon steht sie am Eingange zu dem Gotteshaus. Wie verändert war Irenäus! Gram und Kummer hatten sein Angesicht durchfurcht und sein Scheitel fing an, sich zu bleichen, obwohl die Zahl seiner Jahre nicht hoch war.

„Umsonst würde ich versuchen," begann Irenäus, „die Mühsal zu beschreiben, die in den letzten Tagen über uns gekommen. Die Christen in Lyon sind förmlich Proskribierte geworden. Man hat sie aus ihren Wohnungen verjagt und ihnen den blauen Himmel als Obdach angewiesen. Keinen läßt man auf öffentlichen Plätzen ungeschoren, ja, nicht einmal die Wohltat eines erfrischenden Bades gönnt man ihnen. War das Volk in blinder Wut über einen aus uns hergefallen und hatte es ihn gröblich mißhandelt, so hatte die Stadtbehörde kein Ohr für seine Beschwerde. Ja, gerade die Behörden selber waren es, welche die Christen auf die öffentlichen Plätze führten, sie dort befragten um ihren Glauben und dann ohne weiteres in die Kerker werfen ließen. Wegen dieser Behandlung begehrte eines Tages einer der Senatoren, der vom heiligen Unwillen ergriffen war, die Erlaubnis, als Anwalt der Christen vor Gericht sprechen zu dürfen. Er tat

es mit jener Lebendigkeit, die ihm sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Jugend einflößten, und führte den Beweis, daß die Christen der ihnen zugemuteten Laster nicht schuldig seien. Aber das Volk unterbrach den Redner mit heftigem Gebrüll, und der kaiserliche Legat, der zu Gericht saß, stellte an den Verteidiger die Frage, ob er etwa selbst ein Christ sei. Vettius, so hieß er, bejahte die Frage und sogleich ward er auf des Legaten Wink ergriffen und den gefangen gehaltenen Christen zugesellt. Damit begann die offene gerichtliche Verfolgung.

An einem der folgenden Tage ließ der Legat alle gefangenen Christen gebunden vorführen, sprach in heftigen Worten über die entsetzlichen Verbrechen, die sie verübten, und drohte ihnen mit den gräßlichsten Foltern, wenn sie dem Christentum nicht abschwören würden. Als die Henker ihnen die beliebtesten Marterwerkzeuge vor Augen geführt und ihnen den Gebrauch derselben erklärt hatten, fingen einige der Christen an, darüber zu zittern und zu erblassen; der Legat benützte den Augenblick, ließ ihnen Weihrauch in die Hände geben, und leider haben mehrere von ihnen den Götzen geopfert. Der Abgefallenen waren zehn. Ihre Tat erfüllte uns mit unaussprechlichem Schmerz.

Eine weitere Niederlage erlitten wir durch einzelne Sklaven, welche mit ihren christlichen Herrschaften eingezogen wurden, obgleich sie das Christentum nicht kannten. Geschreckt durch angedrohte Qualen erzählten diese nicht allein, was sie in christ-

lichen Familien gesehen, sondern mehrere von ihnen glaubten, durch ein falsches Zeugnis sich die Freilassung wieder erwerben zu können. Sie scheuten sich deshalb nicht, vor dem Volke zu behaupten, daß sie es mit eigenen Augen gesehen hätten, wie wir, gleich Thyestes, das Fleisch der Kinder genössen, und Laster beginnen, welche auszusprechen meine Lippen sich sträuben. Auf diese Aussage klatschte das Volk, andere wurden empört, und diejenigen wurden uns abgeneigt, welche bisher noch einigen Glauben auf unsere gute Sache gehabt. Und nun wurde bei vielen Gefangenen die Folter in der schauerlichsten Weise angewendet und nicht allein die Folter, sondern auch glühendes Eisen, welches man den Unglücklichen auf die grausamste Weise aufdrückte, bis die Leiber derselben kaum mehr kennbar waren; andere wurden im Gefängnisse in den Stock gezwängt und ihre Füße gespannt, daß die Sehnen rissen.

So verfloß ein Teil des Monats Mai. Noch trauriger aber sollte das Ende dieses Monats sein.

Laßt mich reden vom Tode eines Greises, der die Hoffnungen seines großen Lehrers Polykarpus reichlich erfüllte, und wie im Leben so im Sterben in dessen Fußstapfen getreten — ich meine unsern geliebtesten Bischof Pothinus von Lyon. So schwach er sich fühlte, brachten doch die letzten Ereignisse ein neues und fast jugendliches Leben in seine Glieder, das ihm wohl nur deshalb noch einmal gegeben worden, damit er uns ein bewunderungswür-

diges Beispiel hinterlasse. Die Stadtobrigkeit ließ diesen ehrwürdigen Mann durch Bewaffnete aus seiner Wohnung holen und eine große Menge Volkes, Kinder und alte Leute, folgten ihm unter grimmigen Geschrei, unter Fluch- und Scheltworten. Als der Legat ihn fragte, wer der Gott der Christen sei, antwortete Pothinus: ‚Du wirst es erfahren, wenn du es würdig bist;‘ und sogleich schlug ihn ein Knecht ins Angesicht, Entferntere warfen auf ihn unter fortgesetzten Lästerungen, andere zerrten den alten Mann hin und her, und fast wäre schon damals das Fünklein seines Lebens ausgelöscht worden. Der Legat sah, daß das Volk erbittert sei und selbst das Amt des Richters sich anmaßen wolle; deshalb ließ er den Bischof hinwegführen und in das Gefängnis werfen. Dort sahen wir ihn zum letztenmal. Er drückte seine blutenden Lippen auf unser Angesicht und bezeichnete so unsere Stirn mit dem Purpurzeichen des Martertums. Aber ach, schon zwei Tage darauf — am 2. Junius — hatte Lyon seinen Bischof, die Kirche eine ihrer hervorragendsten Säulen verloren!“ —

Bei diesen Worten gedachte der Redner des Verlustes, den er selbst erlitten — durch den Hingang seines geliebten väterlichen Freundes. Alle, die ihn hörten, teilten seinen gerechten Schmerz und es entstand lautes Schluchzen in der Versammlung.

„Unter den Gefangenen befanden sich auch einige römische Bürger, welche sich auf ihre Rechte berufend gegen die öffentliche Schmach Verwahrung

einlegten. Der Legat erstattete deshalb Bericht nach Rom, und bat um Verhaltungsbefehle sowohl in Bezug auf die römischen Bürger, als auf die übrigen Gefangenen. Als wir hiervon Kunde erhielten, fing unsere Hoffnung an, sich zu steigern; denn wir vertrauten darauf, daß es dem Kaiser noch erinnerlich sei, in welcher Lage sich erst jüngst sein gesamtes Heer befand, und wie das Gebet bei der christlichen Legion den erquickenden Regen vom Himmel herabflehte, der Tausende vom Tode des Verschmachtens befreite. Wie bitter aber enttäuschte uns der kaiserliche Befehl! Mark Aurel ließ die Todesstrafe für jene bestimmen, welche im Bekenntnisse verharrten. Der Legat beschloß deshalb, bei den nächsten öffentlichen Spielen, zu welchen sich eine Menge von Zuschauern versammelten, die Gefangenen vorführen, die römischen Bürger enthaupten, die andern aber für die wilden Tiere aufbewahren zu lassen.

Als bei diesem Verhöre auch jene erschienen, welche bereits früher erklärt hatten, daß sie den Göttern opfern würden, schlug unser Herz in banger Erwartung. Ganz nahe am Richterstuhl des Legaten sahen wir einen der beliebtesten Ärzte in Lyon stehen, Alexander aus Phrygien. Ich erstaunte, als ich diesen ganz vorne sah; denn er war uns als ein Mann von apostolischem Geiste bekannt. Während die Abtrünnigen aufs neue gefragt wurden, ob sie bei ihrer früheren Erklärung blieben, gestanden einige sogleich, daß sie großes Unrecht durch ihren Abfall begangen hätten und nunmehr fest ent-

schlossen seien, ihr Leben für ihren Glauben zu geben. Alexander, der ihnen gegenüberstand, winkte freundlich mit dem Kopfe und zeigte durch die Bewegungen seines ganzen Leibes, wie lebendig er wünsche, daß sie bei ihrem guten Bekenntnisse verharren möchten. Dies geschah zu unserm großen Troste. Nur ganz wenige, denen es mit dem Christentum nie recht ernst gewesen, blieben abtrünnig. So hatte der treffliche Alexander viele vom Verderben gerettet, ohne der Gefahr zu achten, in welche er sich selber begeben. Das Volk hatte ihn bemerkt, wurde über ihn ergrimmt, und der Legat richtete auch an ihn die Frage, ob er Christ sei. Alexander bejahte die Frage, und sogleich ward sein Urteil gesprochen. Indes, wer sein Leben in solcher Weise verliert, der wird es sicherlich wiederfinden. Gleich des andern Tages sahen wir bei den Spielen im Amphitheater — ach, es war ein Spiel wie zu des Nero Zeiten — zwei Kleinasiaten, welche zum Tode geführt werden sollten: Alexander und den schon früher heftig verfolgten Attalus aus Pergamus. Als man letzteren, weil er des Menschenfraßes schuldig sei, auf einen glühend gemachten eisernen Stuhl gesetzt, wandte er sich gegen die Zuschauer und sagte ihnen in lateinischer Sprache: ‚Sehet, das heißt Menschen verzehren; ihr seid dieser unmenschlichen Tat schuldig, wir aber essen keine Menschen.‘ Danach wurden beide — Alexander und Attalus — mit dem Schwerte hingerichtet.

Endlich, geliebteſte Brüder, komm' ich daran, euch das ſchöne Beiſpiel zu erzählen, das am letzten Tage der öffentlichen Kampfſpiele zwei Blutzeugen gaben, die beide noch in der Blüte ihrer Jugend ſich befanden und ſchon ſo früh zu den herrlichſten Triumphen beſtimmt waren.

Blandina war eine Sklavin von ſo ſchwächlichem Ausſehen, daß wir alle für ſie beſorgt waren. Dennoch hatte dieſe bewunderungswürdige Dienerin Gottes ſchon viele Tage von der erſten Frühe bis zum ſpäten Abend ihren Quälern Trotz geboten, ja, wenn die Grauſamen ſie im Gefängniſſe zurückließen, dachte ſie nicht ſo ſehr an ſich ſelber, als vielmehr an ihre Leidensgenoſſen und tröſtete, beſtärkte und ermunterte dieſelben. Schon einige Tage früher war ihr Tod beſchloſſen, aber durch ein auffallendes Ereignis noch verzögert worden. Man hatte ſie nämlich mitten in der Arena an einen Pfahl gebunden, um ein wildes Tier auf ſie zu hetzen. Mit ausgebreiteten Armen war ſie dort gehangen, eine wahre Nachfolgerin ihres gekreuzigten Herrn; bald erhob ſie ihr Auge nach oben, bald richtete ſie dasſelbe auf die Schergen, welche eben einen jungen Panther aus dem unterirdiſchen Käfig heraufließen. Aber der Panther war milder als die Menſchen; denn als er die Züge der Jungfrau ſah, wandte er ſich um, und kehrte ſcheu herumblickend in ſeinen Käfig zurück. Sie hatte bereits all ihre Leidensgenoſſen hinüberwandeln ſehen. Nun verließ ſie den Pfahl, begleitet von

Ponticus, einem blühenden Knaben von 15 Jahren, und beide wurden herumgeführt an den verschiedenen Altären, um dort zu opfern. Auch jetzt noch dachte Blandina nicht an ihre eigenen Leiden; sie drückte ihre Ketten fromm an ihre Brust und flüsterte dem jugendlichen Genossen lächelnd Worte der Ermutigung zu. Der Jüngling erlitt mit heiterer Miene alle Qualen, und endigte mit einem schönen Tod sein junges Leben. — Jetzt war Blandina allein noch übrig. Daß sie stärker sei als alle Marterwerkzeuge, entflammte das Volk zur äußersten Wut. Da schlug auch ihr die letzte Stunde — sie wurde noch gegeißelt, von einer wilden Kuh in einem Netze geschleift, endlich auf einen glühenden Stuhl gesetzt, und als sie noch atmete, mit dem Schwerte getötet.

Damit endigte unsere Verfolgung. Achtundvierzig Bekenner haben in solcher Weise ihr Leben geopfert. Die Leichen der Getöteten wurden den Hunden vorgeworfen, dann verbrannt und die Asche derselben in die Rhone gestreut. Lasset uns sehen, fragten dann die Heiden, ob ihr Gott sie wiedererwecken werde? — „Und könnten wir jetzt," so schloß Irenäus, „einen Blick hinüberwerfen über den blauen Himmelsbogen, der uns trennt von unsern seligen Brüdern, so sähen wir um das Haupt eines jeden einen funkelnden Siegeskranz. Denn so oft eine Verfolgung ausbricht, tun die Pforten der Himmel sich auf und die Lorbeerkronen der

Herrlichkeit senken sich auf die bluttriefenden Schläfen der bewährten Streiter herab." — —

Wäre unser Leben in jene große Zeit gefallen, so hätten wir den unbeschreiblichen Eindruck geteilt, welchen solche Berichte auf die Zuhörer machten. Jeder dachte dabei an seine eigene Zukunft. Darum werfen sich die Versammelten jetzt auf ihre Knie, die Märtyrer bittend, daß sie ihnen Kraft erwirken möchten, wenn auch für sie eine ähnliche Gefahr eintreten würde. Indes fügte es Gott, daß die erwähnte Verfolgung auf längere Zeit die letzte sein sollte.

Mit der unauslöschlichen Teilnahme, welche diese Rede hervorgerufen, verließ einer um den andern schweigend in sich gekehrt die Kirche der heiligen Praxedis. Lydia wartete auf den Zeitpunkt, da Irenäus über die Schwelle des Heiligtums treten würde. So viele Jahre waren abgelaufen, seitdem derselbe sie gebunden mit dem Gürtel seines eben gemarterten Lehrers zu Smyrna gesehen. Diese kostbare Reliquie, den Gürtel Polykarps, trug sie bei sich, und ahnend, daß Irenäus einst ähnlichen Todes sterben würde wie sein Lehrer, verzichtete sie auf das Andenken, um es jenem zu schenken, der durch Talent und Tugend eine so hervorragende Stellung einnahm.[1]) Irenäus sah sie einen Augenblick an; es war ihm, als müsse er in seinen Gedanken weit zurückgehen, um sich an diese Züge zu

---

[1]) Der heilige Irenäus ist später als Bischof von Lyon gemartert worden.

erinnern. Plötzlich rief er aus: „Das ist eine Schülerin Polykarps, die ich auf den Trümmern von Smyrna das letzte Mal sah!“ Lydia schwieg. Für sie redete Felicitas, die neben ihr stand, und erzählte in kurzem ihre Schicksale. Bald aber faßte die Fremde Mut und sprach: „Würdiger Schüler unseres großen Bischofs! darf ich es wagen, ein Andenken an Smyrna dir anzubieten? Sieh', das ist der Gürtel, den Polykarpus abgelegt hat, als er den Scheiterhaufen bestieg. Der erste unter seinen Schülern soll ihn besitzen, und wenn auch ihm die Stunde schlagen sollte, so möge der Schutzheilige meiner Vaterstadt ihn schirmend umschweben!“

Irenäus nahm das Geschenk, drückte es schweigend auf seine Lippen und erwiderte: „Der Schüler des Elias empfing einst seines Lehrers Mantel mit dem Wunsche: Möge sein Geist doppelt auf mir ruhen!“

Der Invalide.

Welche Bestürzung herrscht in Felicitas' Hause! Die liebgewonnene orientalische Freigelassene macht sich daran, nach Athen zurückzukehren. Die christliche Frau hatte sich so eng an ihren Gast geschlossen, weil sie fürs Leben dieselben Gefahren und fürs Jenseits dieselben Hoffnungen mit der jugendlichen Fremden teilte.

Die letzten Wünsche sind ausgetauscht und Lydia legt die Kapsel mit der großen Perle vor sich hin, denn sie will nach der frommen Sitte der Zeit auch die Rückreise in Begleitung ihres Gottes antreten. Da plötzlich — horch'! wird an der Pforte ein lautes Pochen vernommen. Es ist eine männliche Stimme, die in der Ferne sich hören läßt, und bereits versteht man die Laute derselben. Man fragt, wie es scheint in etwas aufgeregter Weise, ob die junge Athenienserin sich noch hier befinde, oder bereits nach Griechenland abgereist sei.

„Nun, Gott sei Dank," rief der Fremde und trat in das Gemach. „Gott zum Gruß! — wo ist die Freigelassene, welche bei der reichen Metella gedient hat? Ich habe ihr etwas zu melden."

Die barsche Art, mit welcher der Eintretende sich ihr nahte, und anderseits der Ausdruck von Über-

raschung, der sich in seinen Zügen aussprach, machte Lydia betroffen. Doch kam es ihr vor, als hätte sie diesen gelähmten Arm, den er in einer Schlinge trug, erst jüngst einmal bei irgendeiner Versammlung gesehen.

„Seid Ihr die Freigelassene," fuhr jener fort, „einer Athenienserin, welche einen Sohn namens Lucius hatte — einen blühenden Sohn, der im Kampfe gegen die Markomannen geblieben ist?"

Lydia warf einen betroffenen Blick auf Felicitas, welche ihr in griechischer Sprache zuflüsterte: „Sei unbesorgt, meine Freundin, der Mann ist ein Christ. Ich glaube, wir werden ihm eine Kleinigkeit geben, und er wird zufrieden sein."

„Nein, nein!" erwiderte der Fragende lachend. „Ich bin ein Aufseher in den Bädern des Timotheus und ein Invalide, der durch die Gnade des Kaisers und einiger guten Menschen sein Leben fristet. Meinen lahmen Arm habe ich durch einen Pfeilschuß bekommen, welchen mir ein Markomanne beibrachte, so daß ich von jenem Augenblicke an für den Kriegsdienst untauglich wurde. Wie gern würde ich mich sonst aufs neue für den Krieg werben lassen, der gegen die rebellischen Donauvölker schon wieder in Aussicht steht!"[1])

„Habt Ihr vielleicht den Sohn der Metella gekannt?" fiel Lydia hastig ein, denn es durchzuckte

---

[1]) Bei diesem erneuten Feldzug beschloß Mark Aurel, wie man gewöhnlich annimmt, zu Sirmium, der wichtigsten Stadt in Pannonien, sein Leben. Bei Mitrowitz an der Save sind die Ruinen Sirmiums.

sie der Gedanke, dieser Mann könnte ihr einiges über Lucius mitteilen.

„O freilich," entgegnete der Invalide, „freilich habe ich Lucius gekannt, und deswegen bin ich eben hierher gekommen. Er ist leider allzufrüh gestorben."

Felicitas meinte, der Besuch des armen Invaliden bezwecke doch nur eine milde Gabe auf seine Kameradschaft mit Lucius hin; und da ihr diese Augenblicke heilig waren, so suchte sie die Unterredung abzukürzen und sprach: „Und jetzt, guter Mann, seid Ihr wohl recht arm und möchtet vielleicht von der Freigelassenen der Metella eine kleine Gabe?"

„Keineswegs," versetzte jener, „bin ich auch arm, so bin ich doch zufrieden und tröste mich damit, daß der Herr der Welt selber zu den Armen gehörte, solange er noch auf Erden wandelte."

„Ihr seid ein Christ?" fragte Lydia.

„Jawohl, und zwar einer von denen, welche in der Legio fulminatrix gekämpft und deshalb ein Vorrecht haben, überall ihre Religion bekennen zu dürfen, ohne etwas befürchten zu müssen."

„Und habt Ihr Lucius vielleicht öfters gesprochen?"

„Allerdings, wir gehörten zur selben Legion und hatten Einen Hauptmann. Unvergeßlich ist uns allen der ritterliche, für Tugend und Waffenehre gleich begeisterte Sohn des Metellus. O, ich sehe ihn noch, wie er einst nach gewonnenem Treffen auf

schäumendem Roß über das eisbedeckte Schlachtfeld der Germanen ritt — so mutig, daß sein Herz fast die Schnallen seines Panzers gesprengt hätte; da flog aus verborgenem Hinterhalt ein Pfeil auf sein Roß und ein zweiter auf ihn — er war getroffen, und wir eilten herbei, um Hilfe zu bringen. Wir hatten einen christlichen Hauptmann, namens Cornelius — er ist leider auch in der Schlacht geblieben — diesen liebte der Jüngling mit einer schwärmerischen Anhänglichkeit, und kam während der Winterquartiere oft mit ihm zusammen, um sich die Wahrheiten des Christentums von ihm erklären zu lassen. Ach, der vortreffliche Jüngling, wie oft trug er uns auf, wenn er einmal verwundet vom Felde sollte getragen werden, so möge man ihn taufen! Denn damals getraute er sich nicht, die Taufe zu empfangen, weil er sich noch nicht für hinreichend unterrichtet hielt."

Die Aufmerksamkeit Lydias wurde gesteigert; sie sandte einen verborgenen Seufzer zum Himmel, als wollte sie auch jetzt noch, wie sie früher oft getan, für Lucius um die Taufe beten. — „Fahrt fort zu erzählen," sagte sie, „Ihr sprecht wie ein Engel des Himmels."

„O, sein Leben war allzu kurz! — Das Geschoß tötete schneller, als wir ahnten. Wir zogen den Pfeil heraus, wuschen die Wunde; diese fing an zu bluten und wie vom Schlafe erwachte der Jüngling. Er winkte uns mit halbgeöffneten Augen zu und bemühte sich, noch einige Worte hervorzubringen. Ich

verstand ihn lange nicht und hatte vor Schrecken seines letzten Wunsches vergessen; endlich sagte mir einer der Kameraden, er rufe um die heilige Taufe.

Ich eilte zur nächsten Zisterne und brachte einen Helm voll Wasser herbei. Der Sterbende sammelte seine sinkende Kraft noch einmal und sprach vernehmlich: Ich glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes — o, taufe mich auf seinen Namen! Schluchzend goß ich den Helm über sein Haupt aus und taufte ihn auf den Namen des dreieinigen Gottes. Er nickte mir lächelnd zu, bog sein Haupt zurück und fing an, leise zu röcheln. Nochmals bewegten sich seine Lippen, einer von uns hielt das Ohr an seinen Mund und vernahm sein letztes Wort — es war ein Gruß an seine Mutter.

Da ich nun unlängst hörte, daß eine christliche Freigelassene aus Athen hier sei, so suchte ich Euch auf, um Euch zu bitten, den letzten Auftrag des guten Sohnes seiner Mutter zu entrichten."

Hier tauchte der alte Schmerz des Invaliden lebendig auf; die Erinnerung an den Kampfgenossen, den er bis an die Schwelle des Himmels hinbegleitet hatte, um ihm dann ein langes Lebewohl zu sagen, tat ihm weh.

„Allgütiger!" rief Lydia aus, „wie? als Gläubiger, als getaufter Christ ist Metellas Sohn gestorben?" und hell funkelten ihre von Tränen benetzten Augen.

„Ja, sagt es seiner Mutter, daß sie einen braven tapferen Sohn gehabt, welcher der Liebling der gan-

zen Legion gewesen — und sagt ihr, daß dieser Sohn als ein Jünger des Erlösers gestorben sei."

Lydia teilte dem Invaliden mit, daß Metella selbst Christin geworden sei, und daß vielleicht gerade der so zärtlich Geliebte ihr den Glauben erfleht habe. „So sind die Fügungen desjenigen," setzte sie hinzu, „der die Geschicke der Welt und all seiner Kinder in seinen Händen trägt."

Der wackere Krieger wollte sich entfernen, und wünschte der Abreisenden, daß sie die Fahrt über das Meer glücklich zurücklegen möge; da besann sich Lydia, daß sie im Namen ihrer gütigen Herrin dem Verkünder einer so erfreulichen Botschaft zu Dank verpflichtet sei. Kaum hatte sie diesen Gedanken gehegt, so griff sie nach der goldenen Kapsel, die sie am Halse trug, nahm dieselbe herab, löste die große wertvolle Perle — ein Geschenk Metellas — aus ihren Nieten und bot sie dem Invaliden im Namen ihrer christlichen Herrin an. Dieser sträubte sich, für einen Dienst, welchen er einem sterbenden Kameraden erwiesen hatte, einen Lohn entgegenzunehmen. Als ihm aber versichert wurde, daß Metella ihm aus Athen eine Belohnung schicken würde, wenn er dieses Geschenk nicht nehmen wollte, so griff er mit schüchterner Hand nach der großen Gabe und nahm dieselbe als sein Eigentum an. —

Durch eine solche ungeahnte Freudennachricht war die Heimkehrende wie betäubt und sie mußte sich, nachdem der Fremde sich entfernt hatte, noch eine Zeitlang besinnen, ob das, was sie in solcher

Schnelligkeit vernommen, Traum oder Wahrheit sei. Schon schilderte sie sich die Glückseligkeit, in welche sie ihre liebe Gebieterin versetzen würde, wenn sie ihr diese Nachricht brächte; und wäre ihre Abreise nicht ohnehin auf denselben Tag festgesetzt gewesen, sie hätte die Kraft ihres Willens aufbieten müssen, um die Ungeduld zu beherrschen, womit sie nach Athen verlangte. So eilte sie denn mit Felicitas hinüber zum Hafen des Tiberius, um sich dort einzuschiffen. Die zuletzt vernommene Botschaft hatte ihr die Trennung leicht gemacht. Beide versprachen sich, das geschlossene Band ihrer gegenseitigen Liebe nie mehr zu lösen, und wünschten sich, wenn sie auf Erden sich nicht mehr treffen sollten, ein glückliches Wiedersehen in einer besseren Heimat.

Und nun lebe wohl, du teures Rom, unvergeßlich jedem, der innerhalb deiner Mauern geweilt und auf den Gräbern deiner Heiligen gebetet!

Heimkehr und Wiedersehen.

Eine im Altertum besonders beliebte Art von Schiffen, deren Ursprung man von der Insel Korcyra ableitete, und die sich durch ihren festen Bau, wie durch ihre Größe auszeichneten, wurden von den Griechen Kerkyra genannt. Ein solches Handelsschiff, auf seinem Vorderteile den Namen „Centaurus“ tragend, und mit einem länglichen Korb an der Spitze des Mastes versehen, wird im Hafen von Ostia eben flott gemacht. Reiche Römer lassen sich in vergoldeten Gondeln hinfahren und besteigen den Dreiruder. Auf den Ruf des „Hortators“ begeben sich alle Ruderknechte auf ihre Bänke und ober ihnen hört man einen Flötenspieler lauttönende Lieder blasen, wozu die Ruder der Matrosen gleichsam den Takt geben werden.

Ihrer Kleidung und Körperbildung nach zu schließen, sind unter den Abreisenden viele Kleinasiaten. Manche von ihnen wurden durch die letzten blutigen Ereignisse in Südgallien veranlaßt, sich wiederum in ihr östliches Vaterland zu begeben. Diese haben nicht Worte genug, die Art und Weise zu schildern, wie der dortige Legat, hauptsächlich um seine Stellung beim Volke möglich zu machen, auf dessen abscheulichste Wünsche eingegangen sei. Ein-

zelne von ihnen tragen die Spuren des Martertums wie eben so viele Siegel ihres Glaubens an ihrem Leibe, und als hätten die Tage von Lyon ihnen keine Mahnung zur Vorsicht gegeben, obliegen sie, unbekümmert über das Urteil der Heiden, dem Gebete und den Gebräuchen ihrer Religion. Irenäus und Hegesippus, welche beide nach Smyrna reisen, sind sozusagen die geistigen Angelpunkte, um welche sich die gläubige Herde schart.

Der gelehrte Hegesippus ist der Legende nicht unbekannt, obgleich seine Werke untergegangen sind. Von Geburt war er Jude und wurde später Mitglied der Kirche von Jerusalem. Er wanderte viel herum, erkundigte sich an Ort und Stelle über die merkwürdigsten kirchengeschichtlichen Ereignisse und vollendete im Jahre 133 eine Kirchengeschichte in fünf Büchern. In Rom verweilte er bis in das Jahr 177,[1]) also bis zu dem Jahre, in welches die Ereignisse von Lyon fallen.

Außer den Genannten nimmt noch ein anderer Kleinasiate unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, der von Gallien kommt. Derselbe sitzt den ganzen Tag unbeweglich auf seinem Platze und blickt mit unverrücktem Auge ins grüne Meer hinein. Dann und wann erhebt er sein Haupt und stößt einen tiefen Seufzer aus. Man sieht es ihm an den herausgetretenen Armknochen und an dem verbrannten Fleische der einen Seite des Gesichtes an, daß er

---

[1]) Dieses Jahr 177 gibt Butler in seinem „Leben der Väter und Märtyrer“ bei der betreffenden Legende an.

diese Übel der Folter zuzuschreiben habe. Während oft alles heiter und vergnügt beim Mahle weilt, genießt der Zerstörte, in einen dünnen Überwurf gehüllt, nur ein Stück harten Zwiebackes, den er in einen mit Wein gefüllten Holzbecher taucht. Eine andere Nahrung nimmt er den Tag über nicht zu sich. Mehrere Wochen lang hatte Lydia diesen Menschen betrachtet, als sie endlich den Mut faßte, denselben anzureden. Der Mann blickte sie finster an, hörte ihre Frage, wandte sich dann wieder dem Meere zu und gab ihr keine Antwort. Wie gern hätte sie ihm zu helfen gesucht, wenn er nicht für jedes Wort unzugänglich gewesen wäre! Als sie einige Tage nachher ihm aufs neue einige Worte zu entlocken suchte und ihn fragte, wo er herkomme und wer er sei, erwiderte er mit gemessener Stimme: „Ich bin ein unglücklicher Christ, laß mich ungestört!“ Dies war er auch. Denn bei der letzten Verfolgung in Gallien hatte er unter den Schmerzen der Folter seinen Glauben verleugnet, und als ihm noch mit weiteren Qualen gedroht wurde, wenn er nicht die heimlichen Verbrechen der Christen offenbaren würde, hatte er gegen seine bessere Überzeugung mehrere Schändlichkeiten vorgebracht, welche die Christen in heimlichen Versammlungen begangen hätten. Auf dieses Geständnis hin freigelassen, flüchtete er sich und wartete auf eine Gelegenheit, um die Provinz für immer zu verlassen und wieder nach Asien zurückzukehren. Die Heiden, welche auf dem Schiffe waren, nannten diesen

Mann Melissos. Sie kannten seine Geschichte, und einige von ihnen hatten ihn gesehen, wie er den Göttern geopfert. Nichtsdestoweniger verachteten sie ihn und wollten mit ihm in keinen Verkehr treten; aber auch die wenigen Christen hatten einen hohen Grad von Geringschätzung gegen ihn, so daß der Unglückliche von allen Seiten wie geächtet war.

Lydia trug tiefes Mitleid mit dem Gefallenen. Als sie den Grund seines Trübsinnes erfahren hatte, wandte sie sich an Hegesippus (der gewöhnlich am Auslaufe des Forus oder Schiffsganges saß, und die Gedanken, die ihm während der Fahrt kamen, auf Papier zeichnete) und setzte ihn von der Lage des Abtrünnigen in Kenntnis mit der Bitte, sich seiner anzunehmen. Dieser suchte ein Gespräch mit dem Manne anzuknüpfen, sprach ihm Trost zu und erinnerte ihn daran, daß sogar der Fürst unter den Aposteln dreimal den Herrn verleugnet habe. Aber diese Verleugnung habe Petrus wieder gutgemacht durch verdoppelten Eifer für Christum und durch das dreimalige Bekenntnis, das er vor den Aposteln dem auferstandenen Heiland ablegte, ihn zu lieben, mehr als die übrigen.[1])

Mit dumpfer Stimme erwiderte ihm Melissos: „Ich hoffe Befreiung von den bösen Geistern durch eine Taufe mit Meerwasser. Die gerasenischen Schweine waren von unreinen Geistern besessen, aber sie wurden von ihnen befreit durch das Meer,"

---

[1]) Er sprach zum drittenmal: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?" Joh. 21, 17.

und mürrisch kehrte er dem Geschichtschreiber den Rücken.

An Bord befand sich ein christlicher Jüngling, der ungeachtet der heidnischen Gesellschaft die Übungen seiner Religion ohne Scheu vornahm. Man gewann ihn lieb wegen seiner witzigen Einfälle, und besonders wegen der bezaubernden Stimme, womit er während der langen Meerfahrt zu unterhalten wußte. Nur auf Melissos schien er einen wehmütigen Eindruck zu machen und manche Erinnerungen einer schuldbefleckten Vergangenheit zu wecken. Eines Tages saß der Junge im Schiffskorbe und sang, während die Sonne aufging, folgendes Lied:

Der Morgen graut, es glänzt das Meer,
Die Purpursonne hebt sich hehr,
Durch grüne Wogen pfeift der Wind —
Im Nachen fährt ein einsam' Kind.

Der Knabe rudert munter fort:
„Ich steu're hin zum fernen Port,
Wo heller Maienglanz erglüht
Und gold'ner Frühling ewig blüht.

Doch sieh'! welch duft'ger Felsenkranz
Erhebt sich dort im Wogentanz?
Und horch', wie klar es niederklingt,
Daß schier das junge Herz mir springt."

Den Knaben faßt Begier und Wahn,
Er treibt zum Felsen seinen Kahn,
Und setzt mit Hast und frohem Gruß
Ans Land Sirenes seinen Fuß.

Doch während ſtumm er horcht und lauſcht,
Hat Zauberkraft ihn ſchnell berauſcht,
Und hält ihn feſt ans Feenland
Mit ſüßer Lüſte mächt'gem Band.

Er fühlt's und bebt. Da treibt die Flucht
Ihn raſch zum Strand, doch ach! er ſucht
Umſonſt nach ſeinem Schifflein dort —
Der Nachen war zerſchellt und fort.

Und ſchluchzend ſaß der Knab' allein
Am Klippenſchaum und ſah hinein
Den rings zerſchlag'nen Trümmern nach —
Bis gleich dem Kahn ſein Herz ihm brach. —

Drum, ſchöner Junge, habe bang,
Daß nicht auch dir Sirenenſang,
Wenn du der Lockung haſt geglaubt,
Den Nachen — deine Unſchuld — raubt.

Die Wirkung dieſes Liedes auf Meliſſos blieb nicht aus, und konnte lange an ihm bemerkt werden. Die Nacht breitete ſich über das Meer, und alles hatte ſich dem Schlummer überlaſſen. Nur die Lenker des Schiffes wachten und der Hortator ſtand einſam auf ſeinem erhöhten Platze. Da ſchlich eine finſtere Geſtalt am Borde hin, blieb am Hinterteile ſtehen und begann in folgender Weiſe ſich vernehmen zu laſſen:

„O du niemals ſchlafender Beſchützer des Weltalls, leihe mir dein Ohr! Du hörſt die zirpende Grille und ſorgſt für ſie, und der machtloſe Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, entgeht nicht deinem Blicke. Du ſiehſt auch mich. Ich bin der Schmetterling, der ſich eben entpuppen und

dann empor zu den Auen des Paradieses flattern sollte, dem aber die beiden Flügel unter schrecklichen Qualen hinweggebrannt wurden. Jetzt bin ich nur mehr ein Wurm — ein elender Wurm — Glaube und Liebe, die Flügel meiner Seele, habe ich verloren und kriech' als bejammerungswürdiges Geschöpf auf der Erde. Die Menschheit verhöhnt mich und die Gottheit wird mich zertreten. Ewiger! kennst du mich noch? Du hassest mich und der ganze Himmel muß mich hassen. Und wem zulieb streute ich Weihrauch auf die Altäre der Götzen, an die ich nicht glaubte? An wen erinnerte ich mich, und wer hielt mich zurück in dem Augenblick, da ich nach dem Siegeslorbeer greifen sollte? An Asiens Ufern weilet sie, schlaflos forschend nach den Segeln, welche den Ersehnten ihr bringen sollen. Sie ist die Sirene, die mich fesselte, als ich zu den Inseln der Seligen steuerte; sie ist das schlanke Reh, das am Stamm meines Glaubens nagte und seine Rinde wegbiß. O, daß der Tod sie verfolgt hätte, ehevor sie meine Tugend vernichtete! Und komm' ich auch an, so wird sie nicht den Verstümmelten lieben, sondern den Gottesleugner verfluchen! — — O Meer, o Meer — deine kühle Umarmung, dein melodisches Lied, deine befreiende Taufe! Löse auf dieses unsterbliche Wesen, das man Seele nennt, und dehne es über deinen unermeßlichen Spiegel. In schäumenden Wogen will ich dann schlagen an Asiens Ufer, will küssen ihren Fuß und kühlen ihre Sehnsucht! Löse auf dies unsterbliche Wesen, daß es

als Nebel emporsteige über deinem Spiegel und als sturmgepeitschte Regenwolke in Myriaden von Tropfen sich ergieße über die Locken und das Gewand meiner klagenden Syrinx!“ Dann neigte er sich vor immer tiefer und tiefer und bald war er verschwunden.

Der Hortator neben der Schiffslampe sah dem Abtrünnigen zu und sagte zu dem christlichen Jungen: „Hörst du den phrygischen Narren? er deklamiert einen Monolog.“

„Ich gewahre ihn nicht,“ entgegnete der Junge, und beide blickten forschend gegen den vordern Rand hin, wo er gestanden war. Das Dunkel der Nacht hatte ihnen den Fremden entzogen. Aber aus den Wellen herauf hörte man ein leises Plätschern, das sich langsam verlor.

„Hilfe, Hilfe!“ rief eine helle Stimme vom Verdecke her — „Melissos ist ins Meer gestürzt!“ und fast im selben Augenblicke sprang der behende Jüngling in den Schleppkahn, löste ihn ab und steuerte dem Ertrinkenden zu.

Melissos war herausgezogen und in den Kahn gebracht. Aber seine Augen öffneten sich nicht und seine Arme hingen gelähmt und regungslos nieder. So lag er im Kahn, ein Opfer seines Unglücks. Seine abgelegten Blautä[1]) und ein Reisesack waren am Bord zurückgeblieben.

Der Vorgang hatte Unruhe erregt; man hielt den Ertrunkenen für einen Wahnsinnigen und

[1]) Eine Art Pantoffel bei den Griechen.

klagte über die Unvorsichtigkeit, daß man ihn frei habe unter den Reisenden herumwandeln lassen. Andere sprachen den Verdacht aus, er könnte von den Christen, die ihn geringschätzten, absichtlich dem Tode geopfert worden sein. Inzwischen ließ man ihn liegen und begab sich wieder zur Ruhe. Da trat Lydia mit gefalteten Händen vom Hinterteil des Schiffes hervor; sie blickte wehmütig hin, sie klagte, weinte und betete. „O, hätte ich dem Drange meines Herzens gefolgt!“ sprach sie, „hätte ich die geringere Rücksicht der höheren geopfert, du lägest nicht als Opfer unserer Härte vor uns. Ach, warum haben wir dich nicht gerettet! Allgütiger Gott! wenn noch ein Fünklein von Leben in ihm sein sollte, fache es an und gib ihn deiner Herde zurück. Dir, dem Allerheiligsten, kommt es zu, den Sünder zu richten, uns geziemt es, ihn als Bruder zu betrachten und ihn zu lieben.“

Vom östlichen Meeresrande stieg jetzt der Mond herauf, und freundlich, als ob nichts geschehen wäre, tanzten die Wogen bei seinem Erscheinen. Über die dunkle Flut zog eine zitternde Fährte und grüßte den plätschernden Kahn und die Segel des Schiffes; dann hob er sich höher und leuchtete friedlich herab — ein blanker Silberspiegel, worin die Erde mit ihren Bergen und Meeren sich beschaut. Ein banges Gefühl durchbebte Lydias Seele. Das Schauspiel der Natur war so friedlich und die Leiche so blaß und die Tat so entsetzlich. Von Schmerz durchdrungen, sank sie auf ihr Ruhekissen, ein Tuch auf

die Wangen sich haltend und das Los des Melissos bedenkend. So glich sie einer Rose, die ihre Krone senkt, weil der nächtliche Tau sie mit schweren Tropfen gefüllt. Aber plötzlich durchzuckte sie ein Strahl von Hoffnung, mild wie der Morgenstrahl, der den Tau von der Blume hinwegküßt; sie erhob sich, trat näher dem Kahn und es deuchte ihr, als ob die Stellung des Liegenden sich geändert habe. „Großer Gott," rief sie laut, „er erhebt sich — sein Haupt senkt sich auf den Arm und sein triefendes Haar verhüllt sein Angesicht! Melissos, du kehrst wieder zum Leben! Wiedergeboren kehre zurück in den Kreis der Menschen, die ein Unrecht an dir zu sühnen haben!"

So geschah es. Melissos kam zu sich. Sein Kummer wurde besiegt durch die Sprache der Teilnahme und der Liebe, die ihm in immer höherem Grade von den Reisenden wurde. Der verlorne Friede war ihm wieder geworden und er segelte nach dem Vaterlande mit dem Vorsatze, sich dort in die Gemeinschaft der Heiligen neuerdings aufnehmen zu lassen. —

Zweimal hatten die Monate gewechselt und das ersehnte Land war noch fern. Ein Schiffsjunge sitzt oben auf dem Maste und blickt mit vorgehaltener Hand hinaus ins Griechische Meer nach der Richtung von Achaja. Lange späht er vergebens. Als aber seine silberhelle Stimme aus dem schaukelnden Korbe herabrief: „Die Berge von Messene sind sichtbar!" eilte alles auf das Vorderteil, um sich

zu überzeugen, daß die Küste Griechenlands nahe sei. In größter Schnelligkeit kletterte der Verkünder dieser Botschaft vom Mastbaume herab und nahm mit lachender Miene einige Silberstücke in Empfang. War auch das Land noch fern, so fing doch der Lotse an, wieder unbekümmert um sich zu schauen, denn er hatte jetzt andere Anhaltspunkte für die Seefahrt als früher; solange er nämlich auf der hohen See draußen war, gab ihm nur der Stand der Gestirne die Richtung an, jetzt aber blickte er nach den Spitzen der Berge und steuerte heiteren Mutes gen Syros. Dort trennte sich die Gesellschaft. Die in den Orient reisten, bestiegen ein anderes Fahrzeug, da der Centaurus nach Attika segelte. Es war ein Morgen voll Anmut und Milde, wie wir ihn in unserm nebelreichen Norden nie erleben, als das Schiff in den Piräus einfuhr.

Noch schlummerte im tiefen Osten die Morgensonne, und der Hymettus, der sich jenseits Athens hinzieht, glich einem grauen Schleier, womit die aufgehende Sonne ihr Angesicht verhüllte. Allmählich aber schüttelte die Königin des Tages ihre gelösten Locken, und Tausende von Strahlen sprühten über das Gebirge herauf und gossen neues Leben über die Erde aus. Der nächtliche Tau liegt auf den Segeln und fließt in schillernden Tropfen an dem Maste herab. Lydia tritt ans Land und begrüßt die Trümmer des ehemaligen Arsenals und die von Sulla zerstörten cyklopischen Mauern,

welche den Piräus mit Athen verbanden. Und nun malte sie sich in allen Teilen das nahe bevorstehende Wiedersehen aus.

Oben auf der Akropolis zu Athen sah man bereits seit einigen Tagen einen Diener Metellas, welcher mit scharfem Auge hinaus nach dem Hafen blickte, wo einst König Ägeus, der von der Burg herab nach der weißen Flagge spähte, die ihm die Besiegung des Minotaurus anzeigen sollte. Endlich hat er das Fahrzeug erkannt. Hoch wehen dessen Flaggen und kündigen an, woher es gekommen. Atemlos eilt Duranus von der Hochburg herab, um die Freudenbotschaft zu überbringen. Aber er findet seine Gebieterin nicht und forscht von Straße zu Straße, bis er auf einsamen Pfaden seine Herrin gewahr wird. Mit einem Rufe des Entzückens antwortete ihm Metella, begibt sich hastig nach dem Hause und gewahrt an der Schwelle des inneren Hofraumes — schön wie eine Braut des Himmels, die heißersehnte Freundin. —

Das Gefühl hat Eine Sprache an allen Orten und durch alle Jahrtausende, und diese Sprache drückt sich aus in den Akten jener innigen Zärtlichkeit, womit ein Herz an das andere sich schließt. Beide liegen sich in den Armen und wollen für ihr schweigendes Entzücken kein Ende mehr finden.

„Mit größter Ungeduld," hob Metella an, „habe ich den Tag erwartet, der dich nach Athen zurückführen sollte. Alle einsamen Täler und alle Sterne am nächtlichen Himmel könnten von meiner Sehn-

sucht erzählen. Die Briefe, die du mir während deines Verweilens in Rom geschrieben, waren mir ein schwacher Ersatz für dich selbst, und doch waren sie mir so teuer, daß ich sie immer mit mir getragen. Welchen Anteil nahm ich an allem, was du unterdessen erfahren, und wie jammerte ich bei der Kunde, daß du deine Mutter in Rom nicht gefunden! Mir blühten unterdessen zwei liebliche Blumen, an deren Schmuck ich mich täglich erfreue; aber nicht mir, nein, ihrem Gott und der Kirche blühen sie beide. Ophne nämlich, meine ehemalige Sklavin, ist Christin geworden und Duranus, den du schon als Knaben gekannt, hat sich unter die Katechumenen aufnehmen lassen. Wie groß wären diese Freuden, teures Kind, wenn dein Verlust und dein Schmerz dieselben nicht trübten!"

Ein Blick auf ihre Miene gab ihr zu erkennen, mit welcher Ergebung und Seelenruhe die Tochter diesen Verlust trage.

„Mein Kind," fuhr sie fort, „so glückselig auch die Heimgegangene ist, so muß die Zurückgebliebene den Verlust doch bitter empfinden."

„Ich habe niemand mehr auf dem weiten Erdenrunde, dem ich angehöre," seufzte jene, „aber ich habe doch eine Gebieterin, von der ich glaube, daß sie auch künftighin meine Dienste annehmen und mich nicht verstoßen werde."

Metella zog die Teure an ihre Brust und sprach: „Nicht Gebieterin und nicht Herrin, auch nicht Freundin — anders sollst du mich von jetzt an

heißen. Es gibt einen Namen, der höher steht, als all diese, der unter allen, die auf Erden genannt werden, am süßesten klingt, und diesen sollst du mir künftighin beilegen. — Weißt du, was ich meine?“

Lydia blickte schüchtern zur Erde. — „Ach, du hast ihn lange, lange nicht mehr ausgesprochen diesen süßen Namen, den Namen — Mutter! Was ich dir anbiete, ist nicht Sache einer augenblicklichen Rührung, nein, seitdem ich meinen Sohn verloren, denke ich daran, wie ich den Namen Mutter wieder hören könne. Dich habe ich erwählt, daß du mir eine neue, von Gott geschenkte Tochter — eine heißgeliebte Tochter seiest. — Ich habe dich bisher ‚Lydia‘ genannt — du hast einen andern ungleich schöneren Namen bei der Taufe bekommen. Darum erlaube, daß ich dir künftighin diesen Namen wieder gebe und dich Seraphika nenne. Ja, Seraphika soll meine einzige Tochter heißen. Alles, was mir gehört, soll künftighin auch dein sein, und wie du Besitzerin meines Herzens bist, so sollst du auch Besitzerin all des vergänglichen Tandes sein, den ich mein eigen nenne. Lange wollten die Gerichte deine Erbfähigkeit beanstanden, weil du Sklavin gewesen; aber ich machte geltend, daß du frei geboren, niemals auf öffentlichen Plätzen oder von Privaten rechtsgültig verkauft worden, sondern daß du als Flüchtige in mein Haus gekommen seiest, die dort Obdach gefunden. Ohne ein Recht zu haben, hat dich einst der Herr eines smyrnenischen Schiffes als Gefangene betrachtet und dich in mein Haus

geschickt. Nun ist alles geschlichtet, du bist als meine künftige Erbin anerkannt. Mögest du für die Bewohner Athens sein, was ich ihnen so gern gewesen wäre, und nicht war — ein Musterbild einer frommen, wohltätigen Christin; und wenn der Tod dir einst naht, so betrachte die Armen unserer Stadt als deine Kinder."

Die Tiefgerührte faßte sich und indem sie unaufgefordert zum erstenmal einen Kuß auf Metellas Wange drückte, versetzte sie: „Mein Glaube hat mich einst zur Waise gemacht, und derselbe Glaube hat mir wieder eine Mutter gegeben. Ich werde nie vergessen, daß deine unbegrenzte Liebe es war, die mich aus einer Magd zu einer Freigelassenen, und aus einer Freien zu deinem Kinde gemacht. — Und nun kann ich es nicht länger unterdrücken, was mir heiß in der Seele brennt, und was ich dir als erfreulichste Botschaft mitbringe: — denn wisse, es ist heute nicht zum erstenmal, daß du die Mutter eines christlichen Kindes bist."

Metella verstand nicht, was die Worte bedeuten sollten.

„Du hattest ein christliches Kind, noch ehevor du selber daran dachtest, Christin zu werden! ja, dein Sohn ruhte schon im Schoße seines Erlösers, ehevor seiner Mutter noch das Frührot des Glaubens leuchtete.

Erinnerst du dich nicht, daß du einst im Traumgesichte deinen Lucius geschaut, wie er schlummerte an seines Heilandes Seite?"

— — „Mein Sohn? — ich ahne Unaussprechliches!“

„Dein Ahnen ist selige Wahrheit. Dein Sohn ist als Christ gestorben! — Ich selber habe zu Rom den Mann aus der christlichen Legion gesprochen, der ihm das Wasser der Taufe über sein Haupt gegossen. Seine letzten Worte waren: ‚Ich glaube an den Sohn Gottes!‘ — und — ‚Grüßt mir meine Mutter!‘“

Metella verstummte. Ihr Inneres zitterte und bebte, und ein heiliger Schauer durchrieselte all ihre Glieder. Sprachlos raffte sie sich auf, ergriff Seraphikas Hand und eilte mit ihr in die Kapelle des Hauses. Derjenige allein, welcher die Tiefen der Herzen durchforscht, weiß es, was sie dort empfunden.

Schluß.

Nosse peracta juvat, sed praestat tradita posse.
Kennen das Edle ist schön, doch schöner, es selber zu können.

So haben wir an einer Sklavin, die schwach durch ihr Geschlecht, schwach durch ihr Alter, am schwächsten aber durch ihren Stand war, gezeigt, in welcher Höhe die Gnade manchmal die Geringsten erhebt. „Die Schwachen vor der Welt hat Gott sich herausgesucht, um die Starken zuschanden zu machen.“[1]) Gesetzt auch, sie würde diesen Triumph ihrer Tugend durch zeitlichen Gewinn, durch Ehre und Ansehen nicht gefeiert haben, was läge daran? Der irdische Glanz und die Anerkennung nach außen sind nur eine zufällige Dareingabe der inneren sittlichen Größe, welche durch sie weder gehoben noch verringert wird. Indes pflegt es so zu geschehen, daß die Ehre sich gern der Tugend anschließt und ihr folgt, als wäre sie ihr Schatten.

Welch eine weise Absicht dem Unglück zugrunde liegt, davon weiß diese vielgeprüfte Jungfrau zu erzählen. Nie würde sie auf jene Stufe der Vollendung gekommen sein, wenn sie nicht durch den Glutofen des Leidens gegangen wäre. Denn wenn

[1]) 1. Kor. 1, 27.

die Tugend in ihrer Schönheit sich zeigen soll, so muß sie eine Zeitlang unterdrückt werden. Und nie wären die Zeugen der heiligen Kirche, die wir unter Mark Aurels Regierung kennengelernt — Polykarp, Justinus, Blandina, Pothinus von Lyon und viele andere — so ergeben und freudig gestorben, wenn nicht ein unsäglicher Kummer sie wie ein blutiger Ariadnesfaden durchs dunkle Labyrinth des Lebens an die offenen Pforten der Gerichtshallen — für sie die Pforten des Triumphes — hindurchgeführt hätte. Es sind im Grunde die wahrhaft begnadigten Seelen, die Gott in solcher Weise heimsucht, läutert und vollendet, und wenig sind in der Tat diejenigen zu beneiden, welche solche Heimsuchungen niemals kennengelernt. Eben diese Wahrheit hat Seneka so schön mit den Worten ausgedrückt: „Elend, wer niemals elend war" — „miser qui nunquam miser fuit." — Es gibt keinen Schmerz, von der getäuschten Hoffnung eines jugendlich-liebenden Herzens angefangen, bis hinauf zum Verrat, zur Folter und zur Zerrissenheit eines zweifelnden Gemütes, der nicht dort seinen vollendeten Ausdruck finden würde. Jede Unbill ist ein Mahnruf an unsere Verbannung in dieses Tal der Tränen, und je öfter sie wiederkehrt, desto erfehnter macht sie unser Ziel und unsern Ausgang, der vielmehr ein Heimgang ist. Die Freundschaft aber mit dem Tod ist der höchste Sieg des menschlichen Geistes über die Schrecken der Natur; und das sollte der Tod für einen jeden sein — ein Aufgang, nicht

ein Untergang. Wie herrlich ist das Gestirn des Tages, wenn es umgrenzt von Wetterwolken im blutigen Meer des westlichen Äthers verschwindet! Während aber die eine Hemisphäre diese sterbende Schönheit bewundert, erglüht für die andere im nämlichen Augenblicke ein neuer glänzender Morgen. Untergang und Aufgang sind eins. Auch beim Menschen ist's nicht anders: sein Abschied von dieser Welt ist eine Freudenhymne an den Himmel und der Tod ein Kuß, den die Ewigkeit der ankommenden Seele gibt, als Siegel einer unauflöslichen Vermählung. —

Durch das Leben unserer Sklavin leuchtet ein warmer Eifer für die Rettung unsterblicher Seelen. Sie hat das Licht ihres Glaubens angezündet an der Sonne der Offenbarung und trägt dasselbe in die Hütte der Armut, wie in den Palast des Reichtums. Jedes Hindernis besiegt die Liebe, von der sie belebt ist. „Ich ging an dir vorüber," sagt der Prophet, „und sah, daß deine Zeit die Zeit der Liebe sei."[1]) Sie wandelt auf dem dornenbesäeten Wege, in welchem die Fußstapfen des Heilandes eingedrückt sind, und wo sie rechts oder links einen Müßigen stehen sieht, da ruft sie ihm zu: du langsames Herz, was zögerst du? Komm' ohne Zagen und ohne Bedenken und scheue dich nicht, auf jene Dornen zu treten, die deinem König aus der Krone gefallen. Das sind die Seelen, wie Gott sie will,

[1]) Ezech. 16, 8.

nicht jene, die tatenlos weilen und die Sandkörner zählen!

O, wie ist auch in unsern Tagen die Zahl der Verkümmerten so groß und unsere Liebe so klein! „Ihr sollt Menschen fischen," befahl der Herr den Seinigen, und er selbst war ihnen als göttliches Vorbild vorangegangen. Denn als er einst in der Fülle der Zeiten von den Höhen des Himmels herabsah in den dunklen Ozean des Universums, worin Myriaden von Welten schwimmen, da sah er auch unsern Planeten, dessen Bewohner irrten wie ihr Stern, und nach Licht und Wahrheit seufzten — und er senkte seine Lehre, das Netz seines Erbarmens, herab und zog uns alle hinauf. Gleich ihm sollten seine Jünger handeln. Hängend am Kreuz soll der Fürst der Apostel seinen dritten Nachfolger, Cletus, ermahnt haben: „Vergiß nie, daß du deine eigene Seele bewahrest, indem du die Seelen deiner Brüder rettest." Dieselbe Pflicht und derselbe Lohn ist auch jedem von uns nahegelegt — salvando salvabimur.

Während wir die bitteren Erlebnisse einer einzelnen blutigen Märtyrin aus jenen Jahrhunderten der Trübsal schilderten, schwebte uns noch ein anderes Bild von ungleich größerem Charakter vor Augen — das Bild der aufblühenden Braut Jesu Christi, der heiligen Kirche. War nicht die Kirche selbst jene Sklavin, welche schon in frühester Jugend die Fesseln der Knechtschaft getragen? Obdachlos irrte dieses Waisenkind herum, nachdem ihre Vater-

stadt Jerusalem war zugrunde gegangen durch eine Zerstörung, von welcher Smyrnas Untergang nur ein schwaches Abbild war. Als flüchtige Magd zog dieselbe Braut über das Mittelländische Meer, nahm Dienste bei einer stolzen, genußsüchtigen und gekrönten Gebieterin, die da schwelgte in Glück und Überfluß, und der Name dieser Fürstin heißt Rom. Drei Jahrhunderte fast diente sie dort, fortwährend mißhandelt, verhöhnt und bis ins Herzblut gefoltert. Wer ahnte damals, daß aus dieser Verborgenheit und nach solcher Schmach ein so gewaltiges, einflußreiches Leben sich entfalten würde? Dennoch kam eine Zeit, in welcher die stolze Gebieterin sich belehren ließ von der niederen und verfolgten Magd, eine Zeit, in welcher die Fürstin ihrer Willkür und Tyrannei abschwur, sich teilend mit der Sklavin in den Besitz der Welt und beide nannten sich: christliches Kaisertum und christliche Kirche. Dieser denkwürdige Tag, der wichtigste seit dem Tage der Welterlösung, war der 29. Oktober des Jahres 312. „Es scheint fast ein allgemeines Gesetz zu sein," sagt ein Beobachter des Völkerlebens, „daß das Gedeihen der Dinge an eine gewisse Verborgenheit geknüpft ist.[1]) Welch ein Hervortreten nach dreihundertjähriger Verborgenheit! Dieser Erfolg war nicht durch physische Kraft errungen, nicht durch Schwerter, sondern durch eine Macht, die stärker ist als geordnete Kriegsheere, und diese Macht heißt christliche Liebe. Denn die Liebe ist

[1]) Lasaulx, Versuch einer Philosophie der Geschichte, S. 128.

unter allen Mächten auf Erden die stärkste, und was sie nicht mehr besiegen kann, ist unbesiegbar.

Es war ein Kampf um Sein und Nichtsein, welcher von Nero an bis Konstantin gekämpft wurde. Nach dem Siege, welchen der letztere über Maxentius an der Tiber errungen, zog er im Triumph durch die Straßen der Stadt und mit ihm zog der siegreiche Glaube in die ewige Roma. Vor dem Wagen des Siegers ging ein Lanzenträger und hielt den bluttriefenden Kopf des Besiegten empor, es war das Haupt des gefallenen Heidentums. „Nicht gefangene Fremdlinge," sagt ein Schriftsteller jener Zeit, „zierten diesen Einzug, sondern die Scharen von Lastern, welche die Stadt ehevor gefüllt hatten: gebändigter Frevel, besiegte Treulosigkeit, zagende Vermessenheit, geketteter Übermut, fruchtlos knirschende Grausamkeit, Stolz und Trotz, Üppigkeit und Begierde, — alles war in eiserne Bande geschlagen."

Merkwürdig und weniger bekannt, als man glauben sollte, ist das Religionsedikt, welches Konstantin und sein Mitkaiser Licinius im folgenden Jahre verabredeten und in Nikomedien bekanntmachen ließen.

Da sie längst erkannt hätten, sagten die Imperatoren, daß die Freiheit der Religion nicht zu wehren und deren Ausübung der Einsicht und dem Willen eines jeden überlassen sei, so hätten sie schon früher befohlen, daß, wie jedem andern, auch den Christen gestattet sein sollte, den Glauben ihrer Re-

ligion beizubehalten. Da aber diese Erlaubnis an viele und verschiedene Bedingungen geknüpft gewesen, so habe es sich vielleicht getroffen, daß durch eine allzu beschränkte Ausübung der Religion manche seien zurückgestoßen worden. „Als wir darum, ich, der Kaiser Konstantin, und ich, der Kaiser Licinius, glücklich in Mailand zusammengekommen und alles, was die öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit betrifft, in Beratung genommen, haben wir vor allem dasjenige ordnen zu müssen geglaubt, was die Verehrung der Gottheit betrifft, so daß wir sowohl den Christen, als allen andern die Freiheit gaben, derjenigen Religion zu folgen, die ein jeder wolle und für die ihm angemessenste erachte. Damit, wer immer auch die Gottheit ist im Himmel, sie uns und allen unsern Untertanen versöhnt und gnädig sei.“ Alle früheren, diesen zuwiderlaufenden Verordnungen sollten hiermit aufgehoben sein. Denn „es ist offenbar der Ruhe unserer Zeiten angemessen, daß ein jeder die Freiheit habe, zu wählen und zu verehren, welche Gottheit er wolle, und daß hierbei keinerlei Art von Gottesverehrung ausgeschlossen sei. Außerdem habe man in betreff der Christen insbesonders für gut befunden, zu beschließen, daß ihnen ihre vormaligen Versammlungshäuser und was sie sonst an Grundstücken besessen, die nach früheren Edikten in den Besitz des Fiskus oder wessen immer übergegangen seien, sofort unentgeltlich zurückgegeben werden sollten, und daß, wenn die gegenwärtigen Besitzer eine Vergü-

tung ansprechen wollten, sie sich dieserwegen an die kaiserlichen Statthalter wenden könnten.“ —

Heute noch betrachtet der Fremde zu Rom den dreifach gesprengten Triumphbogen, welchen der Senat „dem Befreier der Stadt“ errichtet, und wer kann den Bogen Konstantins ansehen, ohne daß die Erinnerung an jene Tage ihn erschüttern würde!

Nun aber sollte eine neue Anschauung der Dinge, eine dauernde Versöhnung zwischen der Religion und der weltlichen Gewalt angebahnt werden. Der Arm der Kirche sollte von nun an frei sein, gleich jenem des Staates, und beide Arme sollte ein und dieselbe pulsierende Lebenskraft durchdringen, der Geist des Erlösers. Die beiden höchsten Institute des Erdkreises, der christliche Staat und die christliche Kirche, sollten nur die beiden Arme eines und desselben Leibes Jesu Christi sein. Denn der Messias selbst will die Welt der Zukunft lenken, mit der einen Hand — durch die Kirche — die Güter des Geistes spendend, mit der andern — durch den Staat — für die irdischen Interessen des Volkes sorgend. So will er als Herr der Welt seine Kinder führen, dorthin, wo er „viele Wohnungen“ bereitet hat.

Die Periode jenes qualvollen Haders, in welchem Staat und Kirche zu verbluten schienen, war symbolisch ausgedrückt im Bilde des Gekreuzigten. Seine beiden Hände, nur zum Segnen bestimmt, waren durchstochen und ihr Blut floß drei Stunden hindurch vom Kreuze herab. Er, der erhöht

über die Erde alles liebend umfangen wollte, war gemartert. Auch Staat und Kirche, dazu bestimmt, die Menschheit über das Niedere zu erheben und sie ihrer Bestimmung entgegenzuführen, rieben sich auf im dreihundertjährigen Streite. Nach seiner Auferstehung erschien der Herr seinen Jüngern, erhob seine Hände, zeigte ihnen seine Malzeichen, und sprach die Worte: Pax vobis; und nachdem Kirche und Staat ihre endliche Auferstehung gefeiert, hatten auch sie an die Welt kein schöneres Wort zu richten, als denselben Friedensgruß. Friede sollte den Völkern werden durch das Recht, das seinen Ursprung im göttlichen Willen hat, und Friede dem einzelnen Menschen durch die Religion, welche mit dem Recht in ein und demselben Boden, im Herzen Gottes, wurzelt.

Wohl ist diese neue Regelung aller bürgerlichen und religiösen Verhältnisse zunächst das Verdienst des Gottessohnes. Ihm gehört daher der erste Dank dafür. Aber nach ihm geziemt aller Dank jenen mutigen und unverzagten Kämpfern, welche sich vor keinem Opfer scheuten, um diese Neugestaltung hervorzurufen. Wie viele Seufzer, wie viele Tränen und wie viel Blut war notwendig, um diese höchsten Güter zu erringen! Wie viele Mühe hat es aber auch in der Folge gekostet, dieses teure Erbe aus dem Schiffbruch der Staaten, aus dem Pesthauch des Unglaubens und aus den Strömen so vieler Revolutionen zu retten! Das Erbe ist herübergekommen in unser Jahrhundert und die Be-

sitzer desselben sind wir. Gedankenlos ist derjenige, welcher niemals in Erwägung gezogen, um welchen Preis es erkauft ist, und der tiefsten Verachtung verfallen diejenigen, welche diesen Schatz des Glaubens mit dem Geifer ihres Hohnes besudeln. Wir aber haben diesen ererbten Hausschatz unversehrt unsern Nachkommen zu überliefern. Die Lichter unserer Augen werden bald erlöschen; wenn aber auch unsere Grüfte zerfallen und unsere Namen spurlos verschwunden sind, ja, wenn die Tempel, Burgen und Paläste unserer Königsstädte zu Ruinen geworden — dann sollen die Träger eines späten Geschlechtes noch der Kämpfer jener ersten Jahrhunderte gedenken, und ihr Herz soll höher schlagen bei dem beseligenden Gedanken: wir sind die Enkel heiliger Märtyrer!

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

E. Metzger
Buchbinderei
Karmeliterstr. 4

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geiger, Hermann

Lydia Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Marc Aurel

Regensburg (1890)
P.o.germ. 1736 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673985-4